This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

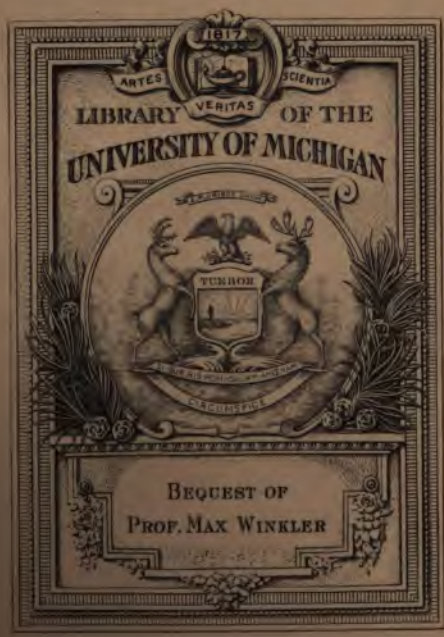
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURRIS
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER

PT
237
.P7
W4

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Schulausgaben deutscher Klassiker

mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen

herausgegeben von

K. Bechstein, A. Lichtenheld, M. Viehhi, J. W. Schaefer, H. Weismann u. a.

(Jedes Bändchen ist kartoniert.)

Bechstein, Das höfische Epos. (Auswahl aus Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg)	M. 1.20.
Geibels Gedichte in Auswahl	„ 1.—
Goethes Egmont	„ —.80.
— Gedichte	„ —.80.
— Götz von Berlichingen	„ —.80.
— Hermann und Dorothea	„ —.80.
— Iphigenie auf Tauris	„ —.80.
— Prosa. 2 Abteilungen à	„ —.80.
— Torquato Tasso	„ —.80.
Grillparzers Ahnfrau	„ 1.20.
„ König Ottokars Glück und Ende	„ 1.20.
„ Sappho	„ —.80.
Herders Ausgewählte Dichtungen	„ 1.—
— Cid	„ 1.20.
Humboldt, A. von, Auswahl aus seinen Werken	„ 1.10.
Kleist, Prinz Friedrich von Homburg	„ 1.20.
Lessing, Minna von Barnhelm	„ —.80.
— Nathan der Weise	„ —.80.
Platens Ausgewählte Gedichte	„ 1.10.
Schillers Braut von Messina	„ 1.—
— Gedichte	„ 1.—
— Geisterseher	„ —.80.
— Jungfrau von Orleans	„ 1.—
— Maria Stuart	„ —.80.
— Prosa	„ 1.—
— Wallenstein. 2 Abteilungen à	„ —.80.
— Wilhelm Tell	„ —.80.
Uhlands Ausgewählte Gedichte	„ 1.—
— Ernst, Herzog von Schwaben	„ 1.—
— Ludwig der Bayer	„ 1.20.
Walther von der Vogelweide, Ausgewählte Gedichte	„ 1.10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart

auf dem Gebiete der

Erziehungs- und Sprachwissenschaft.

Berlin, Dr. J. N., Die Natur. Ein Lesebuch für Schule und Haus. Nach dem Schwedischen frei bearbeitet von Dr. Lorenz Tutschek. Siebente verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 175 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis geheftet M. 4. —

Baumgart, Hermann, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. Preis geheftet M. 10. —

Birch-Hirschfeld, Adolf, Geschichte der französischen Litteratur seit Anfang des XVI. Jahrhunderts. Erster Band, erste Hälfte: Zeitalter der Renaissance. Preis geheftet M. 6. 75.

Erdmann, Oskar, Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Erste Abteilung: Gebrauch der Wortklassen. Die Formationen des Verbums in einfachen Sätzen und in Satzverbindungen. Preis geheftet M. 3. 50.

Kaufmann, Georg, Geschichte der deutschen Universitäten. Erster Band: Vorgeschichte. Preis geheftet M. 8. —

Lange, Dr. Wilhelm, Sprech- und Sprachschule. Ein Lesebuch für die deutsche Jugend zur Beförderung ihres Sprachvermögens. Vierte Auflage, umgearbeitet vom Rektor z. D. R. Ostmann. Preis geheftet M. 2. —

Mozin, Abbé, Deutsch-französisch und französisch-deutsches Handwörterbuch zum Schul- und Privatunterricht. Neueste Auflage. Preis geheftet M. 5. — In geschmackvollem Einband M. 4. —

Peschier, A., Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Dritter Abdruck. 2 Bände. Preis geheftet M. 5. — In 2 geschmackvollen Einbänden M. 8. —

Nibbeck, Otto, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. Zweiter Band: Augusteisches Zeitalter. Preis M. 15. 75.

Schleicher, August, Die deutsche Sprache. Fünfte Auflage. Preis M. 7. —

Schmid, Dr. K. A., Geschichte der Erziehung vom Anfang bis auf unsere Zeit, bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern. Erster Band und zweiter Band, zweite Abteilung. Preis M. 22. —

Simrock, Karl, Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache. Zweite teils vermehrte, teils verkürzte Auflage. Preis M. 5. —

Sophokles' Tragödien, übersetzt von Gustav Wendt. 2 Bände. Preis geheftet M. 7 —. In 2 geschmackvollen Einbänden M. 9. —

Sophokles' Antigone, verdeutscht in den Formen der Urschrift, mit Erläuterungen und Analysen der einzelnen Scenen und Chorlieder und einem Versuch über Ursprung und Wesen der antiken Tragödie von Dr. L. W. Straub. Preis geheftet M. 1. 80.

Specht, Franz Anton, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Eine von der historischen Kommission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Preis geheftet M. 8. —

Stein, Lorenz von, Das Bildungswesen. Erster Teil: Das System und die Geschichte des Bildungswesens der alten Welt. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Preis geheftet M. 8. —

— Zweiter Teil: Das Bildungswesen des Mittelalters. Scholastik. Universitäten. Humanismus. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Preis geh. M. 10. —

— Dritter Teil, erstes Heft: Die Zeit bis zum neunzehnten Jahrhundert. Preis geheftet M. 10. —

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Prinz Friedrich von Homburg.

Ein Schauspiel

von

Heinrich von Kleist.

Schulausgabe

mit Einleitung und Anmerkungen

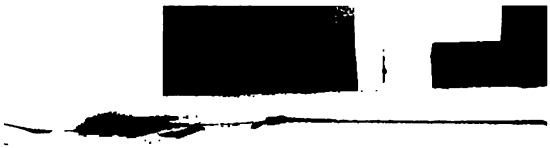
von

Dr. Heinrich Weismann in Frankfurt a. M.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1882.



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Meinekes Bequest
1-29-91

Einleitung.

Das Leben des Dichters.

Adolf Wilbrandt hat am Schluß des Vorwortes seiner vortrefflichen, die bis dahin (1863) zugänglichen Quellen erschöpfenden Biographie unsres Dichters den Wunsch ausgesprochen: „Möge dieses Buch nicht unwürdig sein, an seinem Teil dazu beizutragen, daß dem Andenken Kleists und seinem bildenden Einfluß sich breitere Wege bahnen; daß ihm das Herz der Nation, je länger es ihn verleugnete, um desto dauernder zufällt." Wenn wir auch nicht einstimmen können in den herben Tadel, daß den genialen, durch und durch deutsch gesinnten Dichter die deutsche Nation verleugnet, d. h. absichtlich unbeachtet gelassen habe, vielmehr es psychologisch vollkommen begründet finden, daß dieses Herz seiner Nation durch schwere politische Kämpfe eines halben Jahrhunderts hindurch sich selbst erst wieder gewinnen mußte, um zwischen allen den krankhaften, von romantischer Gefühlsschwärmerei und grübelnder Vernunft erzeugten Zuckungen und Ausbrüchen, wie sie auch in des unglücklichen Dichters reifsten Werken noch abstoßend oder wenigstens befremdend berühren, den eignen kräftigen Pulsschlag fühlen zu können: so ist uns jener Wunsch doch aus dem Herzen gesprochen, und wir betrachten es als einen großen Fortschritt und freuen uns, diesen Wunsch jetzt schon, nach 20 Jahren, in kaum gehofftem Maße erfüllt zu sehen. Ist auch die Säkularfeier der Geburt Kleists noch nicht wie die Grillparzers in Oesterreich als Nationalfeier von der wiedergeeinten deutschen Nation begangen worden, so haben doch die rühmlichen Bemühungen der Weimarer

Künstlergesellschaft die reifsten Werke seiner Muse in weiten Kreisen lebendig gemacht und namentlich auf die Jugend begeisternd gewirkt. Ihn mit seinem letzten und vollendetsten Werke in der Schule einzubürgern, ist der Zweck dieser Ausgabe. Daß die Aufgabe keine leichte sei, wird jeder Kenner einsehen; es gilt ja, nicht nur das Werk, sondern auch den edeln Dichter selbst der Jugend zu vollem Verständnis und ihrem Herzen näher zu bringen. Das kann aber nur durch ein treues Bild seines Lebens und Charakters geschehen. Und hier gerade könnten von pädagogischer Seite Bedenken erhoben werden. Denn bei Kleist bewährt sich in furchtbarster Weise das Dichterwort: „Abgründe im Gemüte liegen, die tiefer als die Hölle sind." Doch wir sind nach reiflichem Erwägen zu der Ueberzeugung gekommen, daß, da ein Lebensbild des Dichters, selbst für das Verständnis und die Würdigung seines Werkes nicht entbehrt werden kann, eine ernste, dabei aber von inniger Verehrung seines Genius und wärmster Teilnahme an seinem jammervollen Schicksal getragene Darstellung auch der Nachtseiten seines Lebens einen warnenden und läuternden Einfluß auf die reifere Jugend üben müsse. Seit die Briefe des Dichters an seine Schwester Ulrike als reiche Ergänzung der Briefe an seine Braut Wilhelmine bekannt geworden sind, ist das Fragmentarische, Sprungweise, fast Rätselhafte in einzelnen Wendungen seines Lebensganges zum großen Teil verschwunden; so wurde es Wilbrandt möglich, manche dunkle Seite in diesem geheimnisvollen Menschen durch dessen eigne Aussprüche zu erhellen und uns ein Lebensbild vor die Seele zu führen, wie es treuer wohl kaum wird gezeichnet werden können. Ihm hauptsächlich folgen wir in der Lebensskizze; sie muß eingehender und daher namentlich durch die wichtigen Briefauszüge umfänglicher sein, als die Einleitungen in den bisherigen Schulausgaben, da der Lebensgang dieses außerordentlichen Menschen mehr noch als bei andern Schriftstellern Licht wirft auf seine Schöpfungen, bis jetzt aber noch wenig bekannt ist und in Schulkreisen wohl nur bei der Lektüre des „Prinz von Homburg" mitgeteilt werden kann.

Nach dem im Jahre 1879 von Karl Siegen veröffentlichten offiziellen Eintrag in das Kirchenbuch wurde Bernd Heinrich Wilhelm v. Kleist am 18. Oktober 1777 (nicht

am 10. Oktober 1776, wie fälschlich bis dahin angenommen wurde und auch auf dem Denkstein über seinem Grabe steht) in Frankfurt a. O. geboren. Sein Vater gehörte, wie viele des altberühmten Adelsgeschlechtes, dem Militärstande an und war damals Offizier in dem Regiment Herzog Leopold von Braunschweig, welches in Frankfurt seinen Standort hatte. Fünf Schwestern, von denen zwei, Wilhelmine und Ulrike, Stiefschwestern, älter waren, und ein jüngerer Bruder Leopold bildeten den Familienkreis. Daß die äußeren Verhältnisse dieses Kreises, sowie der nächsten Verwandten bescheidene gewesen seien, bezeugt fast jeder Brief an die ihm ähnliche Lieblingsschwester Ulrike, in welchem er in seiner eignen finanziellen Not seine Zuflucht nimmt zu dem kleinen Vermögen derselben; noch weniger geistige Nahrung mag dem überreichen Dichtergemüte geboten worden sein; es wäre sonst kaum zu begreifen, daß der Sohn in seinen Briefen nirgends des Vaters und nur ein einziges Mal vorübergehend der Mutter mit gemütlicher Teilnahme Erwähnung thut. Wann die Eltern gestorben sind, ist nicht nachgewiesen; doch muß er sie früh verloren haben, da er schon in seinem zehnten Jahre aus dem elterlichen Hause unter die Obhut des Predigers Catel nach Berlin kam, während eine Tante der Familie, Frau v. Massow, das verödete Hauswesen leitete. Wohl mag die nicht reizlose Lage seiner Vaterstadt mit ihren bewaldeten Höhen und fruchtbaren, selbst dem Weinbau noch förderlichen Gebreiten, mit dem belebenden Strom und dem bewegten Verkehr der Messen auf Phantasie und Geist des äußerst erregbaren Knaben entwickelnd eingewirkt haben. Der Glanz seines Familiennamens, von dem bei dem preußischen Adel das Wort ging: „Alle Kleists sind Dichter!“ und das Grabmal des in der Schlacht bei Kunersdorf gefallenen Frühlingsdichters Ewald Christian v. Kleist auf dem benachbarten Friedhof mit der freimaurerischen Inschrift:

„Für Friedrich kämpfend sank er nieder,
So wünschte es sein Heldengeist,
Unsterblich groß durch seine Lieder,
Der Menschenfreund, der Weise, Kleist.“

können wohl die Keime befruchtet haben, aus denen so früh schon ein unbändiger Ehrgeiz seinem besten Streben zum Ver-

Künstlergesellschaft die reifsten Werke seiner Muse in weiten Kreisen lebendig gemacht und namentlich auf die Jugend begeisternd gewirkt. Ihn mit seinem letzten und vollendetsten Werke in der Schule einzubürgern, ist der Zweck dieser Ausgabe. Daß die Aufgabe keine leichte sei, wird jeder Kenner einsehen; es gilt ja, nicht nur das Werk, sondern auch den edeln Dichter selbst der Jugend zu vollem Verständnis und ihrem Herzen näher zu bringen. Das kann aber nur durch ein treues Bild seines Lebens und Charakters geschehen. Und hier gerade könnten von pädagogischer Seite Bedenken erhoben werden. Denn bei Kleist bewährt sich in furchtbarster Weise das Dichterwort: „Abgründe im Gemüte liegen, die tiefer als die Hölle sind." Doch wir sind nach reiflichem Erwägen zu der Ueberzeugung gekommen, daß, da ein Lebensbild des Dichters, selbst für das Verständnis und die Würdigung seines Werkes nicht entbehrt werden kann, eine ernste, dabei aber von inniger Verehrung seines Genius und wärmster Teilnahme an seinem jammervollen Schicksal getragene Darstellung auch der Nachtseiten seines Lebens einen warnenden und läuternden Einfluß auf die reifere Jugend üben müsse. Seit die Briefe des Dichters an seine Schwester Ulrike als reiche Ergänzung der Briefe an seine Braut Wilhelmine bekannt geworden sind, ist das Fragmentarische, Sprungweise, fast Rätselhafte in einzelnen Wendungen seines Lebensganges zum großen Teil verschwunden; so wurde es Wilbrandt möglich, manche dunkle Seite in diesem geheimnisvollen Menschen durch dessen eigne Aussprüche zu erhellen und uns ein Lebensbild vor die Seele zu führen, wie es treuer wohl kaum wird gezeichnet werden können. Ihm hauptsächlich folgen wir in der Lebensskizze; sie muß eingehender und daher namentlich durch die wichtigen Briefauszüge umfänglicher sein, als die Einleitungen in den bisherigen Schulausgaben, da der Lebensgang dieses außerordentlichen Menschen mehr noch als bei andern Schriftstellern Licht wirft auf seine Schöpfungen, bis jetzt aber noch wenig bekannt ist und in Schulkreisen wohl nur bei der Lektüre des „Prinz von Homburg" mitgeteilt werden kann.

Nach dem im Jahre 1879 von Karl Siegen veröffentlichten offiziellen Eintrag in das Kirchenbuch wurde Bernd Heinrich Wilhelm v. Kleist am 18. Oktober 1777 (nicht

am 10. Oktober 1776, wie fälschlich bis dahin angenommen wurde und auch auf dem Denkstein über seinem Grabe steht) in Frankfurt a. O. geboren. Sein Vater gehörte, wie viele des altberühmten Adelsgeschlechtes, dem Militärstande an und war damals Offizier in dem Regiment Herzog Leopold von Braunschweig, welches in Frankfurt seinen Standort hatte. Fünf Schwestern, von denen zwei, Wilhelmine und Ulrike, Stiefschwestern, älter waren, und ein jüngerer Bruder Leopold bildeten den Familienkreis. Daß die äußeren Verhältnisse dieses Kreises, sowie der nächsten Verwandten bescheidene gewesen seien, bezeugt fast jeder Brief an die ihm ähnliche Lieblingsschwester Ulrike, in welchem er in seiner eignen finanziellen Not seine Zuflucht nimmt zu dem kleinen Vermögen derselben; noch weniger geistige Nahrung mag dem überreichen Dichtergemüte geboten worden sein; es wäre sonst kaum zu begreifen, daß der Sohn in seinen Briefen nirgends des Vaters und nur ein einziges Mal vorübergehend der Mutter mit gemütlicher Teilnahme Erwähnung thut. Wann die Eltern gestorben sind, ist nicht nachgewiesen; doch muß er sie früh verloren haben, da er schon in seinem zehnten Jahre aus dem elterlichen Hause unter die Obhut des Predigers Catel nach Berlin kam, während eine Tante der Familie, Frau v. Massow, das verödete Hauswesen leitete. Wohl mag die nicht reizlose Lage seiner Vaterstadt mit ihren bewaldeten Höhen und fruchtbaren, selbst dem Weinbau noch förderlichen Gebreiten, mit dem belebenden Strom und dem bewegten Verkehr der Messen auf Phantasie und Geist des äußerst erregbaren Knaben entwickelnd eingewirkt haben. Der Glanz seines Familiennamens, von dem bei dem preußischen Adel das Wort ging: „Alle Kleists sind Dichter!“ und das Grabmal des in der Schlacht bei Kunersdorf gefallenen Frühlingsdichters Ewald Christian v. Kleist auf dem benachbarten Friedhof mit der freimaurerischen Inschrift:

„Für Friedrich kämpfend sank er nieder,
So wünschte es sein Heldengeist,
Unsterblich groß durch seine Lieder,
Der Menschenfreund, der Weise, Kleist.“

können wohl die Keime befruchtet haben, aus denen so früh schon ein unbändiger Ehrgeiz seinem besten Streben zum Un-

heil erwuchs. Seinen Unterricht empfing der Knabe gemeinsam mit einem geistig wenig begabten Vetter von trübseliger Gemütsart von einem Hauslehrer, welcher in Frankfurt studiert hatte. Das ehrfurchtsvolle, fast kindliche Vertrauen, das der sonst so verschlossene Schüler, als er schon von dem unseligen Streben nach ihm selbst nur unklar vorschwebenden Zielen ergriffen war, diesem Lehrer durch Mitteilung seiner Pläne schenkte, ist der beste Beweis für die wissenschaftliche und moralische Tüchtigkeit dieses Mannes; noch mehr aber erhöht sich unsre Achtung vor seinem psychologischen Scharfblick, wenn wir hören, wie prophetisch er den geliebten Schüler schildert, „als einen nicht zu dämpfenden Feuergeist, der der Exaltation selbst bei Geringfügigkeiten anheimfiel, und wenn auch unstät genug, so doch jedesmal, wo es auf Bereicherung seiner Kenntnisse ankam, mit bewunderungswürdiger Auffassungsgabe ausgerüstet, von Liebe und warmem Trieb zum Wissen beseelt war; zugleich der offenste, fleißigste und anspruchsloseste Kopf von der Welt". Gewiß waren die Jahre im Vaterhause für ihn glückliche, selten getrübte, denn bei aller Unstätigkeit, die wohl aus der Uebermacht seines Gemütslebens entsprang, mußten ihn doch die Fortschritte, die er machte, die freudige Anerkennung des Lehrers und die Ueberlegenheit seines Geistes über den seines Genossen, die er aber in edlem Mitgefühl ihn nie empfinden ließ, höchlich befriedigen; aber gerade die Ungleichheit der beiden sich herzlich liebenden Kameraden, die Ausbrüche der Verzweiflung, mit denen der unglückliche Genosse, wenn es mit ihm nicht vorwärts gehen wollte und ihm der Abstand so recht fühlbar wurde, den Lehrer und den teilnehmenden Freund erschreckte, müssen sich seinem weichen Gemüt tief eingeprägt haben und ihm später, in Stunden der eignen Verzweiflung, in dem Schicksale des unseligen Genossen, der früh freiwillig seinem Leben ein Ende machte, sein eignes Spiegelbild in kolossaler Größe vorgehalten haben. Zu seinem häuslichen Behagen trug insbesondere der Umgang mit seiner Schwester Ulrike bei, der einzigen in der Familie, die ihm seelenverwandt war und in vielen Stücken seine romantisch-abenteuerlichen Neigungen teilte. Auch in ihrer Natur fanden sich die scheinbar unverträglichsten Seiten vereinigt, ein unbezwinglicher Hang nach Selbständigkeit neben der zartesten

Empfindung und hingebendsten Liebe, ein fast männlicher Wissenstrieb neben ausdauerndster und sorgfältigster Beschäftigung mit weiblichen Arbeiten, eine stets rege Wanderlust, die sie, wenn sie mit dem Bruder reiste, oft in männlicher Verkleidung befriedigte, und doch wieder eine treue Anhänglichkeit bis zu ihrem späten Tode (1849) an das Haus, in dem ihre Wiege gestanden. Des Bruders Briefe an sie, deren letzter erschütternder wenige Stunden vor seinem freiwilligen Tode geschrieben ist, sind ein Ehrendenkmal mehr für sie als für den Bruder selbst; für ihn sind sie als aufrichtige Bekenntnisse neben seinen Werken die zuverlässigsten Quellen seines Charakters und seiner inneren Wandlungen.

Nach einer brieflichen Aeußerung gegen seine Schwester muß er in seinem fünfzehnten Jahre (1792) in die preußische Armee eingetreten sein und sieben Jahre derselben angehört haben. An dem Rheinfeldzug des Jahres 1795 nahm er teil (Brief an Ulrike, datiert Eschborn [Dorf bei Frankfurt a. M.] vom 25. Febr.); schon zu Ende des Jahres finden wir ihn, der nun zum Fähnrich befördert war, wieder in Potsdam. Der Soldatenstand gab ihm dauernd keine Genüge. „Gebe uns der Himmel nur Frieden," schrieb er in jenem Briefe, als er an den Rhein vorrücken sollte, „um die Zeit, die wir hier so unmoralisch töten, mit menschenfreundlicheren Thaten bezahlen zu können." Dieselbe Gemütsstimmung spricht aus dem, an die Gefühlsweise der hallischen und Hainbundsdichter anklingenden Gedichte „Der höhere Frieden", dem frühesten, das wir von ihm besitzen. Sicherlich war es nur die Familientradition, die ihn ohne innere Neigung auf diese Bahn gebracht hatte. Wurde ihm nach der Rückkehr aus dem Feldzug schon die Einförmigkeit des Garnisonsdienstes unerträglich, so quälte ihn noch mehr der Gedanke, auf diesem Wege das innere Glück nicht finden zu können, das er in der möglichst vollkommenen Ausbildung seiner geistigen und körperlichen Kräfte zu erringen hoffte. Wohl hatten ihn in den ersten Jahren seines Dienstes die Neuheit des Verhältnisses und die mannigfaltigen Anregungen unter lebenslustigen Kameraden angezogen; er „stellte sich als eleganter, lebensfrischer, junger Mann dar und zeichnete sich durch ein nicht unbedeutendes, wiewohl ganz unausgebildetes Talent zur Musik aus." Aber bald nach seiner

Rückkehr deutete eine auffallende Aenderung in seinem Wesen auf einen inneren Kampf hin, der schließlich zum Aufgeben des militärischen Berufes führte. Er vernachlässigte sein Aeußeres, mied die Geselligkeit. Dagegen suchte er nun in der Wissenschaft seinem Lebenszweck näher zu kommen. Mit Leidenschaft widmete er sich dem Studium der alten Sprachen, der Mathematik und der Philosophie. Aber er fühlte bald, daß er in seiner dienstlichen Stellung an rüstigem Fortschritt gehindert werde, und indem er die Schwierigkeiten der neuen Laufbahn, die mehr in seiner lückenhaften Vorbereitung lagen, nur den äußeren Verhältnissen zur Last legte, drängte ihn seine Ungeduld zu dem Entschlusse, seinen Abschied zu nehmen. Die Seinigen, denen er seinen Entschluß mitteilte, versagten ihre Zustimmung; auch sein hochverehrter Lehrer, den er in Frankfurt, wo derselbe als Prediger lebte, zu Rate zog, konnte ihm nicht beistimmen. Aber der Entschluß war gefaßt. In einem merkwürdigen Briefe an den letzteren gibt er, wie er selbst am Schlusse sagt, eine getreue Darstellung seines ganzen Wesens. Der Brief ist ein gewissenhafter Rechenschaftsbericht, den er mehr sich selbst als dem Lehrer von den Lebensanschauungen erstattet, welche er durch sein neues Studium gewonnen hat. Ein ernster, entschlossener Geist spricht aus demselben; die große geistige Bewegung, welche von Weimar ausging, hatte auch ihn ergriffen; den ästhetischen Menschen in sich zu verwirklichen war das Ideal, das ihm vorschwebte und das Glück, das er in der harmonischen Ausbildung seines Ich suchte, waren „die überschwenglichen Genüsse, die in dem erfreulichen Anschauen der moralischen Schönheit unsres Wesens liegen". Und je mehr er sich mit seiner ungezügelten Phantasie in dieses Ideal hineingrübelte, desto hassenswerter erschien ihm seine Stellung. „Dem Soldatenstand," schreibt er, „bin ich nie von Herzen zugethan gewesen, weil er etwas durchaus Ungleichartiges mit meinem ganzen Wesen trägt." Aber „was neben Goethe und Schiller einem W. v. Humboldt gelang, sein Leben wirklich zu einem Kunstwerk zu machen und durch den wahrhaft ästhetischen Genuß seines Daseins veredelnd und bildnerisch auf die Zeit zu wirken," daran scheiterte Kleist. Wilbrandt hat in dem Abschnitte: „Die ästhetische Revolution" diese Parallele zwischen dem glücklichen W. v. Humboldt und

dem unglücklichen Dichter, „dem Werther in leiblicher Gestalt“ vortrefflich durchgeführt und durch seine licht- und liebevolle Darstellung uns zugleich den Faden durch die labyrinthischen Lebensgänge des unglücklichen Dichters in die Hand gegeben (a. a. O. S. 61 ff.).

Im Frühjahr 1799 begann er in seiner Vaterstadt seine Studien, ein überreifer Student von 22 Jahren. Mit größtem Eifer besuchte er die Vorlesungen tüchtiger Gelehrten über Mathematik, Physik, Kulturgeschichte und beschäftigte sich außerdem eifrigst mit dem Studium der Kantischen Philosophie. Es schien in der That, als habe er nun den Weg zum Ziele gefunden. Heiter bis zu kindischer Ausgelassenheit, besonders wenn ihm seine Schwester Ulrike, die leider oft abwesend war, zur Seite stand, wurde er das belebende Element des Hauses und einiger befreundeten Familien. An eine derselben fesselte ihn sogar bald ein innigeres Verhältnis; er verlobte sich mit Wilhelmine v. Zenge (1780—1852). Dabei traten aber auch seine Eigenheiten nur zu bald schroffer hervor. Bei seiner Neigung, andre, die ihm nahe standen, zu leiten und zu belehren, sorgte er für die Bildung seiner Schwestern und deren Freundinnen, und hielt ihnen sogar litterarische Vorträge; bemerkte er aber bei einer den geringsten Mangel an Aufmerksamkeit, so brach er wohl in höchster Entrüstung ab und war dann schwer wieder zu begütigen. Ebenso wuchs seine Zerstreutheit als Zeichen seines rastlosen innern Grübelns. Daß er mitten in lebhafter Erzählung plötzlich stumm wurde und wie geistesabwesend dasaß, wird von seinen Freunden häufig aus seinen verschiedenen Lebensperioden berichtet. Auch in dem Verhältnis zu seiner Braut traten Wunderlichkeiten hervor, die Schlimmes ahnen ließen. Er verlangte zuerst, daß niemand außer der ihm sehr vertrauten Schwester der Braut, die er seine goldne Schwester nannte, von dem Verhältnis wissen sollte. Außerdem peinigte er sie mit dem leidenschaftlichen Begehren, daß sie alle Freude nur in und mit ihm finden solle. Dabei machte ihm bei seinen mangelhaften Kenntnissen das Fortschreiten in den Wissenschaften große Schwierigkeiten und die hastige Art, wie er alles betrieb, „alles an alles setzte“, ließ ihn seine Kräfte überschätzen. Wahrscheinlich untergrub er dadurch für die Dauer seine Gesundheit, indem er

sein Nervensystem zerrüttete. Er selbst schrieb später von Bern aus seiner Schwester (Koberstein S. 64): „Ich glaube, daß ich mich in Frankfurt zu übermäßig angestrengt habe, denn wirklich ist auch seit dieser Zeit mein Geist seltsam abgespannt.“ Zu seinem Unglück hatte er keinen mitstrebenden Freund und die Seinigen konnten ihm nicht in dem folgen, was ihn innerlich beschäftigte. So verließ er schon nach einem Jahre seine Vaterstadt und siedelte nach Berlin über, um seine Studien für sich fortzusetzen und sich zugleich eine Lebensstellung zu gründen. Ohne Zweifel wurde er zu letzterem durch die Familie seiner Braut gedrängt, und bei den Verbindungen, die beide Familien mit den Kreisen des Hofes und der höchsten Beamten hatten, war auf diplomatischem Gebiete eine gesicherte Stellung am leichtesten zu finden. Daß er aber in diese Sphäre noch weniger paßte, als in die militärische, war nach seinen früheren Aeußerungen zu erwarten, und so hat er sich denn auch in einem Briefe an seine Braut ausgesprochen: „Ich kann nicht eingreifen in ein Interesse, das ich mit meiner Vernunft nicht prüfen darf. Ich soll thun, was der Staat von mir verlangt, und doch soll ich nicht untersuchen, ob das, was er von mir verlangt, gut ist. Zu seinen unbedeutenden Zwecken soll ich ein bloßes Werkzeug sein — ich kann es nicht. Ein eigener Zweck steht mir vor Augen, nach ihm würde ich handeln müssen, und wenn es der Staat anders will, dem Staate nicht gehorchen dürfen. Ich bin auch wirklich zu ungeschickt, um ein Amt zu führen. Ordnung, Genauigkeit, Geduld, Unverdrossenheit sind Eigenschaften, die, bei einem Amte unentbehrlich, mir ganz fehlen. Ich arbeite nur für meine Bildung gern und da bin ich unüberwindlich und unverdrossen. Für die Amtsbesoldung Listen zu schreiben und Rechnungen zu führen? — ach, ich würde eilen, eilen, daß sie fertig würden, und zu meinen geliebten Wissenschaften zurückkehren. Ich würde die Zeit meinem Amte stehlen, um sie meiner Bildung zu widmen. Nein, es geht nicht. Ich bin selbst zu ungeschickt, mir ein Amt zu erwerben. Zufrieden, mir wirkliche Kenntnisse zu erwerben, bekümmert es mich wenig, ob andre sie in mir wahrnehmen. Sie zur Schau auszustellen oder zum Kaufe auszubieten, wäre mir unmöglich. Und würde man mich begünstigen, der den Stolz hat, jede Gunst zu ent-

behren, und der durch keine andre Fürsprache steigen will, als durch die Fürsprache seiner Verdienste? Aber das Entscheidende ist dieses, daß selbst ein Amt, und wäre es eine Ministerstelle, mich nicht glücklich machen kann. Mich nicht, denn eines ist gewiß, ich bin dereinst in meinem Hause glücklich oder niemals, nicht auf Bällen, nicht im Opernhause, nicht in Gesellschaften, und wäre es die Gesellschaft von Fürsten, ja wäre es die Gesellschaft unsres eignen Königs. Und wollte ich darum Minister werden, um häusliches Glück zu genießen? Wollte ich darum mich in eine Hauptstadt begraben und mich in ein Chaos verwickelter Verhältnisse stürzen, um still und ruhig bei meiner Frau zu leben? Wollte ich mir darum Ehrenstellen erwerben und mich darum mit Ordensbändern behängen, um Staat damit zu machen vor meinem Weibe und meinen Kindern? Ich will von der Freiheit nicht reden, weil du mir schon einmal Einwürfe dagegen gemacht hast, ob du zwar gleich, wie alle Weiber, das nicht recht verstehen magst; aber Liebe und Bildung sind zwei unerläßliche Bedingungen meines künftigen Glückes — und was könnte mir in meinem Amte davon zu teil werden, als höchstens ein karger, sparsamer Teil von beiden? Wollte ich an die Wissenschaften gehen, so brächte mir der Sekretär einen Stoß Akten, und wollte ich einen großen Gedanken verfolgen, meldete mir der Kammerdiener, daß das Vorzimmer voll Fremden stehe. Wollte ich den Abend bei meinem Weibe zubringen, ließ mich der König zu sich rufen und, um mir auch die Nächte zu rauben, müßte ich in die Provinzen reisen und die Fabriken zählen. Wie würde ich die Orden und die Reichtümer und den ganzen Bettel der großen Welt verwünschen, wie würde ich bitterlich weinen, meine Bestimmung so unwiederbringlich verfehlt zu haben, wie würde ich mir mit heißer Sehnsucht trockenes Brot wünschen und irdische Liebe, Bildung und Freiheit. — Nein, ich darf kein Amt wählen, weil ich das ganze Glück, das es gewähren kann, verachte."

Den Sommer des Jahres 1800 verlebte er in Berlin in eifriger Fortsetzung seiner Studien; insbesondere beschäftigte ihn die Kantische Philosophie; wie weit er sich dort auch für eine amtliche Stellung vorbereitete, ist nicht zu erkennen. In hochgebildeten Kreisen fand er entgegenkommende Aufnahme

und knüpfte Verbindungen an, die für seine Zukunft fruchtbar wurden; so mit Ernst von Pfuel (1780—1866, später preußischer General, 1848 Ministerpräsident, 1858 liberales Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses), der ihm in seinen Nöten treu zur Seite stand, mit Rühle von Lilienstern (1780—1847, später preuß. Generallieutenant, Chef des großen Armeestabes und Direktor der Berliner allgemeinen Kriegsschule), und vor allen mit dem Mecklenburger Brokes. Die Trennung von diesem, der im Januar 1801 in seine Heimat zurückkehrte, um ein Amt anzutreten, bereitete ihm den größten Schmerz. „Laß mich," schreibt er an seine Braut, jetzt einmal ein Wort von meinem Freunde Brokes reden, von dem mein Herz ganz voll ist. Er hat mich verlassen, und mit ihm habe ich den einzigen Menschen in dieser volkreichen Königsstadt verloren, der mein Freund war, der einzige, für den ich in Berlin Herz und Gefühl haben konnte, den einzigen, dem ich es ganz geöffnet hatte, und der jede, auch selbst seine geheimsten Falten kannte. Von keinem andern kann ich dies letzte sagen, niemand versteht mich ganz, niemand kann mich ganz verstehen, als er und du, ja selbst du vielleicht wirst mich und meine künftigen Handlungen nie ganz verstehen, wenn du nicht für das, was ich höher achte als die Liebe, einen so hohen Sinn fassen kannst als er." Und nun schildert er mit glühenden Farben diesen „herrlichen Menschen" als sein Ideal eines Mannes; sein weiches, für alle Eindrücke des Schönen und Guten schnell empfängliches Herz, sein durchaus edles Wesen, sein tiefes Gefühl für Recht, seine Sanftheit und unbefleckte Sittlichkeit, seine vorurteilsfreie Seele voll Güte und umfassender Menschenliebe, seine reiche Bildung, deren Wert er aber mehr im Handeln als im Wissen suchte und fand, seinen „Gefühlsblick, der ihn nie getäuscht" und vor allem seine Uneigennützigkeit, „diese schwerste von allen Tugenden, deren Heiligenschein diesen Menschen nie verlassen hat, so lang ich ihn kannte". Und nachdem er einige rührende Beweise dieser Uneigennützigkeit, wie er sie ihm gegenüber möglichst unbemerkbar und im stillen geübt hatte, ihr geschildert hat, schließt er den langen Brief mit dem schwärmerischen Erguße: „Denke einmal an alle die Abscheulichkeiten, zu welchen der Eigennutz die Menschen treibt — denke dir die glückliche Welt, wenn jeder seinen eig-

nen Vorteil wegen dem Vorteil des andern vergäße — denke dir wenigstens die glückliche Ehe, in welcher diese innige herzliche Uneigennützigkeit immer herrschend wäre. O du ahnest gewiß die Absicht dieser Zeilen, die du darum auch gewiß recht oft durchlesen wirst — nicht, als ob ich dich für eigennützig hielte, o behüte! so wenig als mich selbst. Aber in mir selbst finde ich kein so reines, hohes Wohlwollen für den andern, keine so innige, unausgesetzte Beeiferung für seinen Vorteil, keine so gänzliche Vergessenheit meines eignen — und das ist jetzt das hohe Bild, das ich mit meiner ganzen Seele mir anzueignen strebe. Möchte es auch das deinige werden! Ja, sagte ich nicht, daß unser Glück teuer erkauft ward? Jetzt können wir es verdienen. Laß uns dem Beispiele jenes vortrefflichsten der Menschen folgen — mein heiligster Wille ist es. Immer und in allen Fällen will ich meines eignen Vorteils ganz vergessen, wie er, und nicht bloß gegen dich, auch gegen andre, und wären es auch ganz Fremde, ganz uneigennützig sein, wie er. Mache diesen herrlichen Vorsatz auch zu dem deinen. Verachte immer deinen eignen Vorteil, er sei groß oder klein, gegen jeden andern, gegen deine Schwester, gegen deine Freunde, gegen Diener, gegen Fremde, gegen alle. Was ist der Genuß eines Vorteils gegen die Entzückung eines freiwilligen Opfers? Auch in dem geringfügigsten Falle erfülle diese schöne Pflicht, ja geize sogar begierig nach Gelegenheit, wo du sie erfüllen kannst. Rechne dabei niemals auf Dank, niemals, wie er. Auch wenn dein stilles, bescheidenes Opfer gar nicht verstanden wird, ja, selbst dann, wenn du vorher wüßtest, daß es von keinem verstanden werden würde, bringe es dennoch — du selbst verstehst es und dein Selbstgefühl möge dich belohnen. Verlange aber nie ein Gleiches von dem andern, niemals! Wahre Uneigennützigkeit zeigt sich in dem Talent, sich durch den Eigennutz anderer nie gekränkt zu fühlen, ebensogut, ja selbst noch besser in dem Talent, ihm immer zuvorzukommen. Daher klage den andern nie um diese Untugend an. Wenn er dein freiwilliges Opfer nicht versteht, schweige und zürne nicht, und wenn er ein Opfer von dir verlangt, vorausgesetzt, daß es nicht unmöglich ist, thue es, und er mag es dir danken oder nicht, schweige wieder und zürne nicht. — Gibt es etwas, das dich mit so hohen Erwartungen

und knüpfte Verbindungen an, die für seine Zukunft fruchtbar wurden; so mit Ernst von Pfuel (1780—1866, später preußischer General, 1848 Ministerpräsident, 1858 liberales Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses), der ihm in seinen Nöten treu zur Seite stand, mit Rühle von Lilienstern (1780—1847, später preuß. Generallieutenant, Chef des großen Armeestabes und Direktor der Berliner allgemeinen Kriegsschule), und vor allen mit dem Mecklenburger Brokes. Die Trennung von diesem, der im Januar 1801 in seine Heimat zurückkehrte, um ein Amt anzutreten, bereitete ihm den größten Schmerz. „Laß mich," schreibt er an seine Braut, jetzt einmal ein Wort von meinem Freunde Brokes reden, von dem mein Herz ganz voll ist. Er hat mich verlassen, und mit ihm habe ich den einzigen Menschen in dieser volkreichen Königsstadt verloren, der mein Freund war, der einzige, für den ich in Berlin Herz und Gefühl haben konnte, den einzigen, dem ich es ganz geöffnet hatte, und der jede, auch selbst seine geheimsten Falten kannte. Von keinem andern kann ich dies letzte sagen, niemand versteht mich ganz, niemand kann mich ganz verstehen, als er und du, ja selbst du vielleicht wirst mich und meine künftigen Handlungen nie ganz verstehen, wenn du nicht für das, was ich höher achte als die Liebe, einen so hohen Sinn fassen kannst als er." Und nun schildert er mit glühenden Farben diesen „herrlichen Menschen" als sein Ideal eines Mannes; sein weiches, für alle Eindrücke des Schönen und Guten schnell empfängliches Herz, sein durchaus edles Wesen, sein tiefes Gefühl für Recht, seine Sanftheit und unbefleckte Sittlichkeit, seine vorurteilsfreie Seele voll Güte und umfassender Menschenliebe, seine reiche Bildung, deren Wert er aber mehr im Handeln als im Wissen suchte und fand, seinen „Gefühlsblick, der ihn nie getäuscht" und vor allem seine Uneigennützigkeit, „diese schwerste von allen Tugenden, deren Heiligenschein diesen Menschen nie verlassen hat, so lang ich ihn kannte". Und nachdem er einige rührende Beweise dieser Uneigennützigkeit, wie er sie ihm gegenüber möglichst unbemerkbar und im stillen geübt hatte, ihr geschildert hat, schließt er den langen Brief mit dem schwärmerischen Erguße: „Denke einmal an alle die Abscheulichkeiten, zu welchen der Eigennutz die Menschen treibt — denke dir die glückliche Welt, wenn jeder seinen eig-

nen Vorteil wegen dem Vorteil des andern vergäße — denke dir wenigstens die glückliche Ehe, in welcher diese innige herzliche Uneigennützigkeit immer herrschend wäre. O du ahnest gewiß die Absicht dieser Zeilen, die du darum auch gewiß recht oft durchlesen wirst — nicht, als ob ich dich für eigennützig hielte, o behüte! so wenig als mich selbst. Aber in mir selbst finde ich kein so reines, hohes Wohlwollen für den andern, keine so innige, unausgesetzte Beeiferung für seinen Vorteil, keine so gänzliche Vergessenheit meines eignen — und das ist jetzt das hohe Bild, das ich mit meiner ganzen Seele mir anzueignen strebe. Möchte es auch das deinige werden! Ja, sagte ich nicht, daß unser Glück teuer erkauft ward? Jetzt können wir es verdienen. Laß uns dem Beispiele jenes vortrefflichsten der Menschen folgen — mein heiligster Wille ist es. Immer und in allen Fällen will ich meines eignen Vorteils ganz vergessen, wie er, und nicht bloß gegen dich, auch gegen andre, und wären es auch ganz Fremde, ganz uneigennützig sein, wie er. Mache diesen herrlichen Vorsatz auch zu dem deinen. Verachte immer deinen eignen Vorteil, er sei groß oder klein, gegen jeden andern, gegen deine Schwester, gegen deine Freunde, gegen Diener, gegen Fremde, gegen alle. Was ist der Genuß eines Vorteils gegen die Entzückung eines freiwilligen Opfers? Auch in dem geringfügigsten Falle erfülle diese schöne Pflicht, ja geize sogar begierig nach Gelegenheit, wo du sie erfüllen kannst. Rechne dabei niemals auf Dank, niemals, wie er. Auch wenn dein stilles, bescheidenes Opfer gar nicht verstanden wird, ja, selbst dann, wenn du vorher wüßtest, daß es von keinem verstanden werden würde, bringe es dennoch — du selbst verstehst es und dein Selbstgefühl möge dich belohnen. Verlange aber nie ein Gleiches von dem andern, niemals! Wahre Uneigennützigkeit zeigt sich in dem Talent, sich durch den Eigennutz anderer nie gekränkt zu fühlen, ebensogut, ja selbst noch besser in dem Talent, ihm immer zuvorzukommen. Daher klage den andern nie um diese Untugend an. Wenn er dein freiwilliges Opfer nicht versteht, schweige und zürne nicht, und wenn er ein Opfer von dir verlangt, vorausgesetzt, daß es nicht unmöglich ist, thue es, und er mag es dir danken oder nicht, schweige wieder und zürne nicht. — Gibt es etwas, das dich mit so hohen Erwartungen

in deine neue Epoche einführen kann, als diese herrlichen Vorsätze? Ich freue mich darauf, daß ich dich nicht wiedererkenne, wenn ich dich wiedersehe. Auch du sollst besser mit mir zufrieden sein!"

Gewiß war es Kleist heiliger Ernst mit diesen Vorsätzen und Ermahnungen; aber wie sollte er mit seinem immer noch unklaren, unsichern Ringen mit Erfolg einem Ideale sich nähern können, das nur der erreichen kann, der „sich mit seinen eignen Zwecken schon in reine Harmonie gesetzt hat"? Wenige Monate, ehe er diesen Brief schrieb, im Herbst 1800 hatte er mit Brokes jene Reise nach Wien machen wollen, deren Zweck er vor den Schwestern in Geheimnis hüllte, sie waren aber nur über Dresden nach Würzburg gekommen und dort Wochen lang geblieben. In einem erst kürzlich veröffentlichten Briefe schreibt Kleist von Dresden an Wilhelmine: Soeben komme ich vom englischen Gesandten Lord Elliot zurück, bei dem wir Dinge gehört haben, die uns bewegen, nicht nach Wien zu gehen, sondern nach Würzburg oder nach Straßburg." (Karl Biedermann a. a. O. S. 105, s. d. Einl.) Wilbrandt, dem diese Briefe noch nicht vorlagen, hat also das Geheimnis wohl insofern richtig gelöst, als er (S. 60) behauptet: „ein ihm gegebener Zweck konnte es nicht sein, nur an einen selbständig gesetzten und verfolgten läßt sich denken und nur an ein Vorhaben, das sich geradezu auf das Heil seiner Seele, auf seine innersten Bedürfnisse bezog." Daß er aber auf dieser Reise in Wahrheit nur sich selbst, d. h. seinen Dichterberuf und nichts andres gesucht habe, davon können wir uns nicht überzeugen; nach jener brieflichen Aeußerung muß ein diplomatischer Zweck wenigstens als Vorwand gedient haben, um aus einer unerträglichen Lage herauszukommen und einen festen Lebensplan zu fassen. Und das letztere scheint er in der That erreicht zu haben. Denn nach den Briefen, die er von Würzburg aus an seine Braut schreibt, ist er dort, wenn auch noch nicht seines Dichterberufs sich bewußt geworden, doch wenigstens dieser Erkenntnis näher gerückt. In dem ersten dieser Briefe (vom 16. Sept.) hält er ihr freilich kathedermäßig eine Vorlesung über die echte Aufklärung des Weibes, die wohl nur darin bestehe, über die Bestimmung seines Lebens nachzudenken, d. h. nicht nur den Zweck desselben deutlich zu kennen, sondern

auch in allen Verhältnissen immer die zweckmäßigsten Mittel zu seiner Erreichung herauszufinden, und am Schluß stellt er zusammenfassend den allerdings nicht neuen ziemlich überflüssigen Satz auf: „Deine Bestimmung oder überhaupt die Bestimmung des Weibes ist wohl unzweifelhaft und unverkennbar, denn welche andre kann es sein, als diese: Mutter zu werden und der Erde tugendhafte Menschen zu erziehen. Und wohl euch, daß eure Bestimmung so einfach und beschränkt ist! Durch euch will die Natur nur ihre Zwecke erreichen, durch uns Männer auch der Staat noch die seinigen, und daraus entwickeln sich oft die unseligsten Widersprüche." Aber in dem zweiten, vom 10. Oktober, erscheint er wie umgewandelt. Es ist, wie er selbst fälschlich meint, sein Geburtstag und er weiß, daß die Braut heute seiner gedenke, wie er den ganzen 18. August an sie gedacht habe. „Ja, mein Geburtstag ist heute und mir ist, als hörte ich die Wünsche, die dein Herz heimlich für mich bildet, als fühlte ich den Druck deiner Hand, der sie mir mit einem Male mitteilt. Sie werden erfüllt werden, alle diese Wünsche, sei davon überzeugt, ich bin es. Wenn uns ein König ein Ordensband wünscht, heißt das nicht, es uns versprechen? Er selbst hat ja die Erfüllung seines Wunsches in seiner Hand. — Du auch, liebes Mädchen. Alles, was ich Glück nenne, kann mir nur von deiner Hand kommen, und wenn du mir dieses Glück wünschest, kann ich wohl ganz ruhig in die Zukunft blicken, gewiß wird es mir zu teil. Liebe und Bildung, das ist alles, was ich begehre, und wie froh bin ich, daß die Erfüllung dieser beiden unerläßlichen Bedürfnisse, ohne die ich nicht mehr glücklich sein könnte, nicht von dem Himmel abhangen, der, wie bekannt, die Wünsche der armen Menschen so oft unerfüllt läßt, sondern einzig und allein von mir." Er erinnert sie dann an seine Aufforderung bei ihrem letzten Zusammensein, ihm aufzuschreiben, was sie eigentlich von dem Glücke einer künftigen Ehe erwarte, und mit welcher Bewegung er am Tage vor ihrer Trennung ihr erstes Blatt, das sie ihm mitteilte, durchlesen und mit nach Hause genommen habe. „Und weißt du auch," fährt er fort, „was ich da, als ich allein war, mit diesem Blatt alles empfand? Es zog mein ganzes Herz an dich, aber es stieß mich zugleich unwiderruflich aus deinen Armen. — Wenn ich es jetzt wieder

lesen werde, so wird es mich dahin zurückführen. Damals war ich deiner nicht würdig, jetzt bin ich es. Damals weinte ich, daß du so gut, so edel, so achtungswürdig, so wert des höchsten Glückes warst, jetzt wird es mein Stolz, mein Entzücken sein. Damals quälte mich das Bewußtsein, deine heiligsten Ansprüche nicht erfüllen zu können, und jetzt, jetzt — doch still! Jetzt werde auch ich dir mitteilen, was ich mir von dem Glücke meiner künftigen Ehe verspreche. Ehemals durfte ich das nicht, aber jetzt — o Gott! Wie froh macht mich das! — werde ich die Gattin beschreiben, die mich glücklich machen kann. Das ist die große Idee, die ich für dich im Sinne habe. Das Unternehmen ist groß, aber der Zweck auch. Ich werde jede Stunde, die mir meine künftigen Tage übrig lassen, nur diesem Geschäfte widmen. Das wird meinem Leben neuen Reiz geben und uns beide schneller durch die Prüfungszeit führen, die uns bevorsteht. In fünf Jahren, hoffe ich, wird das Werk fertig sein. Fürchte nicht, daß die beschriebene Gattin nicht von Erde sein wird und ich sie erst in dem Himmel finde. Ich werde sie in fünf Jahren auf dieser Erde finden und mit meinen irdischen Armen umschließen." Nun ergeht er sich, um diesen letzten Satz zu illustrieren, in sich wahrhaft jagenden Gleichnissen aus allen Gebieten der Natur, und da ihm diese Bildersprache selbst nackt erscheint gegen den Sinn, der sie belebt, ruft er: „O wenn ich dir nur einen Strahl von dem Feuer mitteilen könnte, das in mir flammt! Wenn du es ahnen könntest, wie der Gedanke, aus dir einst ein vollkommenes Wesen zu bilden, jede Kraft erwärmt, jede Fähigkeit in mir bewegt, jede Kraft in mir in Leben und Thätigkeit setzt — du wirst es mir kaum glauben; aber ich sehe oft stundenlang aus dem Fenster und gehe in zehn Kirchen und besehe diese Stadt von allen Seiten und sehe doch nichts als ein einziges Bild — dich und zu deinen Füßen zwei Kinder und auf deinem Schoße ein drittes; und höre, wie du dem Kleinsten sprechen, dem Mittleren fühlen, dem Größten denken lehrst, und wie du den Eigensinn des einen zu Standhaftigkeit, den Trotz des andern zu Freimütigkeit, die Schüchternheit des dritten zu Bescheidenheit, und die Neugierde aller zu Wißbegierde umzubilden weißt, sehe wie du, ohne viel zu handeln, durch Beispiele Gutes lehrst, und wie du in deinem

eignen Bilde zeigst, was Tugend ist, und wie liebenswürdig sie ist. — Ist es ein Wunder, wenn ich für diese Empfindungen die Sprache nicht finden kann?" Und dann ergeht er sich wieder etwas lehrhafter in Ermahnungen und guten Ratschlägen, diesem Ziele zuzustreben, dem einzig würdigen des Lebens und schließt: „Und so laß uns beide Hand in Hand unserm Ziele entgegengehen, jedes dem seinigen, das ihm zunächst liegt, und wie einst dem letzten, nach dem wir beide streben. Dein nächstes Ziel sei, dich zu einer Mutter, das meinige, mich zu einem Staatsbürger zu bilden, das fernere, nach dem wir beide streben und das wir uns beide wechselseitig sichern können: das Glück der Liebe." In einem Anhange vom 11. Oktober sieht man mit Erstaunen, wie das Dichtertalent gleichsam aus der Knospe sich entfaltet, in der prächtigen, nur durch die fortwährenden Beziehungen auf seine Seelenkämpfe weniger erquickenden Beschreibung der Würzburger Gegend, insbesondere in der ergreifend schönen Schilderung eines Gewitters am Morgen, über das die aufgehende Sonne den Sieg davongetragen; es wird ihm unter der Hand zum Symbol seines eignen Kampfes und Sieges. Er selbst bekennt es, nicht ohne übertreibenden Doktrinarismus, später (13. November) seiner Braut, daß ihm in Würzburg der poetische Natursinn erwacht sei. „Auch mir sind es die liebsten Stunden, in welchen ich die Natur frage, was recht ist, edel und gut und schön. Täglich widme ich zur Erholung ein Stündchen diesen Geschäften und denke niemals ohne Freude an den Augenblick in Würzburg, wo ich zum erstenmal auf den Gedanken kam, auf diese Art bei der großen Lehrmeisterin Natur in die Schule zu gehen." Gewiß hat er sich in Würzburg dichterisch mannigfach versucht. Doch da er so vieles später in seinem Unmut vernichtet hat, können wir nur das Gedicht „an Wilhelmine", das die Gedanken seiner Würzburger Briefe gleichsam in Rhythmen faßt, mit Sicherheit in diese Zeit setzen. Aus einzelnen Stellen des einen Briefes könnte man sogar schließen, daß ihm in der begeisterten Schilderung des idealen Weibes schon die Idee seines Hauptwerkes vorgeschwebt habe, die später in der immer wieder aufs neue aufgenommenen Arbeit an „Robert Guiskard" die höchste Freude, aber auch die höchste Pein seines Schaffens wurde.

Ende Oktobers war er ohne seinen Freund, der nach Dresden gegangen war, direkt nach Berlin zurückgekehrt, und der erste Brief an die Schwester, welche ihm uneigennützig die nicht unbedeutenden Mittel zu der Reise dargeboten hatte, ist ein Nachhall seiner gehobenen Stimmung. „Mein liebes, bestes Ulrikchen, wie freue ich mich wieder, so nahe bei dir zu sein, und so froh, o ich bin es nie in meinem Leben herzlich gewesen, ich konnte es nicht; jetzt erst öffnet sich mir etwas, das mich aus der Zukunft anlächelt, wie Erdenglück. Mir, mein edles Mädchen, hast du mit deiner Unterstützung das Leben gerettet. Du verstehst das wohl nicht? Laß das gut sein. Dir habe ich, nach Brokes, von meiner innern Ruhe und Fröhlichkeit das meiste zu danken, und ich werde das ewig nicht vergessen. Die Thoren! Ich war gestern in Potsdam, und alle Leute glaubten, ich wäre darum so seelenheiter, weil ich angestellt wäre — die Thoren!"

Nach der Rückkehr, die er, weil die Zeit drängte, in ununterbrochener Fahrt bewerkstelligte, trat er bei der technischen Deputation des Finanz-Ministeriums ein; aber nur als Volontär gleichsam, ohne die Verpflichtung des Mitarbeitens. Der Minister Struensee hatte ihn zwar schon früher definitiv anstellen wollen und auch jetzt war er bereit, wenn er sich rasch entscheide. Daß man ihm trotz seinem ganz ungehörigen, eigensinnigen Ablehnen dennoch gestattete, den Winter über bloß zuhörend den Sitzungen beizuwohnen, zeigt deutlich, welche einflußreichen Fürsprecher er selbst in den höchsten Kreisen hatte. Der Grund, den er für die Berechtigung seines Zögerns geltend machte, „er könne sich nicht in ein Fach werfen, ohne es genau zu kennen", war offenbar nur ein Scheingrund, denn in seinen Briefen weist er, wie wir gesehen haben, jeden Staatsdienst zurück und motiviert dies am prägnantesten (am 25. Nov.) gegen die Schwester in dem Bilde: „So lange die Metallkugel noch kalt ist, so läßt sie sich wohl hineinschieben in das enge Gefäß; aber sie paßt nicht mehr dafür, wenn man sie glühet — fast so wie der Mensch nicht für das Gefäß eines Amtes, wenn ein höheres Feuer ihn erwärmt." In der That müßte dieses unmännliche Spielen den Dichter in unsern Augen erniedrigen, vergegenwärtigten wir uns nicht das dämonische Wesen, das diesen Feuergeist beseelte, neben der unbeschreib-

lichen, wohl auf physische Ursachen zurückzuführenden Schüchternheit, die in mißtrauische Verschlossenheit ausartete, ihn des klaren Blicks in die Verhältnisse und der richtigen Schätzung derselben beraubte und ihn zu unbegreiflich unreifen oder phantastischen Urteilen verleitete. „Als ich diesmal in Potsdam war," schreibt er in demselben Briefe vom 25. Nov., „waren zwar die Prinzen, besonders der jüngere, sehr freundlich gegen mich, aber der König war es nicht — und wenn er meiner nicht bedarf, so bedarf ich seiner noch weit weniger. Denn mir möchte es nicht schwer werden, einen andern König zu finden, ihm aber, sich andre Unterthanen aufzusuchen. . . Am Hofe teilt man die Menschen ein, wie ehemals die Chemiker die Metalle, nämlich in solche, die sich dehnen und strecken lassen, und in solche, die dies nicht thun. Die ersten werden dann fleißig mit dem Hammer der Willkür geklopft, die andern aber, wie die Halbmetalle, als unbrauchbar verworfen. — Denn selbst die besten Könige entwickeln wohl gern das schlummernde Genie, aber das entwickelte drücken sie stets nieder; und sie sind, wie der Blitz, der entzündliche Körper wohl entflammt, aber die Flamme ausschlägt." Es gibt sich in solchen Aeußerungen eine phrasenhafte Wiederholung der Erscheinungen der Sturm- und Drangperiode kund, die um so unangenehmer berührt, da Kleist doch gerade damals schon gereiftere Werke des Schillerschen Genius, dem er vor allen huldigte, und Goethes klassische Dichtungen aufs eifrigste studierte.

Außer den Sitzungen der technischen Kommission, denen er des Scheins halber doch wohl ziemlich regelmäßig wird beigewohnt haben, beschäftigte ihn das Studium dieses Zweiges der Staatsökonomie gewiß nicht ernstlich; dagegen suchte er die Kantische Philosophie zu bewältigen. Aber auch hier sollte er jammervoll Schiffbruch leiden, da er sich nicht mit ruhigem Gemüte und konzentriertem Geiste seinem Studium hingeben konnte, vielmehr Tag und Nacht neue Lebenspläne in fieberischer Erregung faßte, ohne einen festhalten zu können. Das Verhältnis zu seiner Braut, das er damals gewiß noch aufrichtig strebte zum Ziele zu führen, und anderseits das Ungenügen seiner pekuniären Verhältnisse führten ihn zu den wunderlichsten Vorschlägen. Die Heirat sollte baldigst vollzogen werden; er wollte dann nach dem südlichen Frankreich oder

Ende Oktobers war er ohne seinen Freund, der nach Dresden gegangen war, direkt nach Berlin zurückgekehrt, und der erste Brief an die Schwester, welche ihm uneigennützig die nicht unbedeutenden Mittel zu der Reise dargeboten hatte, ist ein Nachhall seiner gehobenen Stimmung. „Mein liebes, bestes Ulrikchen, wie freue ich mich wieder, so nahe bei dir zu sein, und so froh, o ich bin es nie in meinem Leben herzlich gewesen, ich konnte es nicht; jetzt erst öffnet sich mir etwas, das mich aus der Zukunft anlächelt, wie Erdenglück. Mir, mein edles Mädchen, hast du mit deiner Unterstützung das Leben gerettet. Du verstehst das wohl nicht? Laß das gut sein. Dir habe ich, nach Brokes, von meiner innern Ruhe und Fröhlichkeit das meiste zu danken, und ich werde das ewig nicht vergessen. Die Thoren! Ich war gestern in Potsdam, und alle Leute glaubten, ich wäre darum so seelenheiter, weil ich angestellt wäre — die Thoren!“

Nach der Rückkehr, die er, weil die Zeit drängte, in ununterbrochener Fahrt bewerkstelligte, trat er bei der technischen Deputation des Finanz-Ministeriums ein; aber nur als Volontär gleichsam, ohne die Verpflichtung des Mitarbeitens. Der Minister Struensee hatte ihn zwar schon früher definitiv anstellen wollen und auch jetzt war er bereit, wenn er sich rasch entscheide. Daß man ihm trotz seinem ganz ungehörigen, eigensinnigen Ablehnen dennoch gestattete, den Winter über bloß zuhörend den Sitzungen beizuwohnen, zeigt deutlich, welche einflußreichen Fürsprecher er selbst in den höchsten Kreisen hatte. Der Grund, den er für die Berechtigung seines Zögerns geltend machte, „er könne sich nicht in ein Fach werfen, ohne es genau zu kennen“, war offenbar nur ein Scheingrund, denn in seinen Briefen weist er, wie wir gesehen haben, jeden Staatsdienst zurück und motiviert dies am prägnantesten (am 25. Nov.) gegen die Schwester in dem Bilde: „So lange die Metallkugel noch kalt ist, so läßt sie sich wohl hineinschieben in das enge Gefäß; aber sie paßt nicht mehr dafür, wenn man sie glühet — fast so wie der Mensch nicht für das Gefäß eines Amtes, wenn ein höheres Feuer ihn erwärmt.“ In der That müßte dieses unmännliche Spielen den Dichter in unsern Augen erniedrigen, vergegenwärtigten wir uns nicht das dämonische Wesen, das diesen Feuergeist beseelte, neben der unbeschreib-

lichen, wohl auf physische Ursachen zurückzuführenden Schüchternheit, die in mißtrauische Verschlossenheit ausartete, ihn des klaren Blicks in die Verhältnisse und der richtigen Schätzung derselben beraubte und ihn zu unbegreiflich unreifen oder phantastischen Urteilen verleitete. „Als ich diesmal in Potsdam war," schreibt er in demselben Briefe vom 25. Nov., „waren zwar die Prinzen, besonders der jüngere, sehr freundlich gegen mich, aber der König war es nicht — und wenn er meiner nicht bedarf, so bedarf ich seiner noch weit weniger. Denn mir möchte es nicht schwer werden, einen andern König zu finden, ihm aber, sich andre Unterthanen aufzusuchen. . . Am Hofe teilt man die Menschen ein, wie ehemals die Chemiker die Metalle, nämlich in solche, die sich dehnen und strecken lassen, und in solche, die dies nicht thun. Die ersten werden dann fleißig mit dem Hammer der Willkür geklopft, die andern aber, wie die Halbmetalle, als unbrauchbar verworfen. — Denn selbst die besten Könige entwickeln wohl gern das schlummernde Genie, aber das entwickelte drücken sie stets nieder; und sie sind, wie der Blitz, der entzündliche Körper wohl entflammt, aber die Flamme ausschlägt." Es gibt sich in solchen Aeußerungen eine phrasenhafte Wiederholung der Erscheinungen der Sturm- und Drangperiode kund, die um so unangenehmer berührt, da Kleist doch gerade damals schon gereiftere Werke des Schillerschen Genius, dem er vor allen huldigte, und Goethes klassische Dichtungen aufs eifrigste studierte.

Außer den Sitzungen der technischen Kommission, denen er des Scheins halber doch wohl ziemlich regelmäßig wird beigewohnt haben, beschäftigte ihn das Studium dieses Zweiges der Staatsökonomie gewiß nicht ernstlich; dagegen suchte er die Kantische Philosophie zu bewältigen. Aber auch hier sollte er jammervoll Schiffbruch leiden, da er sich nicht mit ruhigem Gemüte und konzentriertem Geiste seinem Studium hingeben konnte, vielmehr Tag und Nacht neue Lebenspläne in fieberischer Erregung faßte, ohne einen festhalten zu können. Das Verhältnis zu seiner Braut, das er damals gewiß noch aufrichtig strebte zum Ziele zu führen, und anderseits das Ungenügen seiner pekuniären Verhältnisse führten ihn zu den wunderlichsten Vorschlägen. Die Heirat sollte baldigst vollzogen werden; er wollte dann nach dem südlichen Frankreich oder

nach der französischen Schweiz übersiedeln, um dort in deutscher Sprache Unterricht zu erteilen und zugleich die französische gründlich zu erlernen; dann die Kantische Philosophie nach Frankreich verpflanzen. „Ich bin fest entschlossen," fügte er hinzu, indem er diese Pläne seiner Braut mitteilt, „den ganzen Adel von mir abzuwerfen. Viele Männer haben geringfügig angefangen und königlich ihre Laufbahn beschlossen. Shakespeare war ein Pferdejunge und ist die Bewunderung der Nachwelt. Wenn dir auch die eine Art der Ehre entgeht, wird dir doch vielleicht einst eine andre zu teil, die höher ist. Warte zehn Jahre und du wirst mich nicht ohne Stolz umarmen." Zwischen diesen Vorschlägen gibt er der Braut dann wieder stilistische Lektionen, die uns verwunderlich erscheinen müßten, wenn sie uns nicht deutlich zeigten, wie er in all diesen Seelenstürmen rastlos an dem arbeitete, was sich ihm schließlich als sein einziges und höchstes Ziel darstellte, die Dichterkrone zu erringen. In dem einen Briefe stellt er ihr Aufgaben, in dem andern korrigiert er ihre Beantwortung oder berichtigt Antworten auf Fragen, die sie sich selbst gestellt hat. „Du fragst," sagt er z. B., „warum das Tier so schnell, der Mensch so langsam sich ausbildet? Die Frage ist allerdings sehr interessant. Zur Antwort möchte überhaupt schon der allgemeine Grundsatz dienen, daß die Natur immer um so viel mehr Zeit braucht, ein Wesen auszubilden, je vollkommner es werden soll ꝛc. Du aber vergleichst, um Antwort zu finden, den Menschen mit einer vollstimmigen Sonate, das Tier mit einer eintönigen Musik. Dadurch möchtest du nicht ausgedrückt haben, was du dir eigentlich gedacht hast. Eigentlich hast du wohl nicht den Menschen, sondern seine Bestimmung mit der Sonate vergleichen wollen, und dann wird das Gleichnis allerdings richtig. Nämlich, er ist bestimmt, mit allen Zügen seines künstlichen Instrumentes einst jene große Komposition des Schöpfers auszuführen, indessen das Tier auf seiner Rohrpfeife nichts mehr als den einzigen Ton hören lassen soll, den sie enthält. Daher konnte dies freilich seine geringfügige Bestimmung früher erreichen, als der Mensch seine unendlich schwere und mannigfaltige. — Nicht wahr, das wolltest du sagen? — Bei einem Bilde oder Gleichnisse kommt es überhaupt auf möglichste Uebereinstimmung und Aehnlichkeit in

allen Teilen der beiden verglichenen Gegenstände an. Alles, was dem einen gilt, muß bei dem andern irgend eine Anwendung finden. — Willst du dich einmal üben, ein recht interessantes Gleichnis herauszufinden, so vergleiche den Menschen mit einem Klavier. Da müßtest du Saiten, Stimmung, den Stimmer, Resonanzboden, Kasten, den Spieler, die Noten u. s. w., in Erwägung ziehen und zu jedem das Aehnliche bei dem Menschen herausfinden. — Auch gibt es noch verschiedene andre Mittel, auf eine leichte und angenehme Art deinen Scharfsinn im Auffinden des Aehnlichen zu prüfen. Schreibe dir z. B. auf verschiedene Blätter folgende Fragen, und wenn du die Antwort gefunden hast, diese darunter. Z. B.: Was ist lieblich? — Ein Maitag; eine Pfirsichblüte; eine frohe Braut u. s. w. Was ist erhaben? — Ein Sonnenaufgang; ein Choral am Morgen (ich denke an die schönen Morgen, wenn ich in unserm Garten arbeitete, und der Choral der Hoboisten aus dem eurigen herüberscholl)." So folgen noch über ein Dutzend solcher gleichgeformten Fragen, mit zum Teil hochpoetischen, teils komischen Antworten, wie: Was ist anbetungswürdig? — Christus am Kreuz; eine Unschuld in Ketten; ein unerschrockenes Wort vor dem Tribunal blutgieriger Richter, oder, wie Schiller sagt, Männerstolz vor Königsthronen. Was ist abschreckend? — Keine Antwort; ein großer Hund, der uns in die Beine springt, wenn wir in ein Haus treten." Noch in den ersten Wochen des Jahres 1801 scheint er ziemlich unbeirrt sich dem Studium der Philosophie und der Naturwissenschaften hingegeben zu haben. Mit dem Weggange seines einzigen Freundes wurde ihm auch dieses zur Pein. Schon am 5. Februar gesteht er der Schwester: Ich wünsche von ganzem Herzen, diesen für mich so traurigen Ort so bald als möglich wieder zu verlassen. So bald ich nach meinem Plane das Studium einiger Wissenschaften hier vollendet habe, so kehre ich ihm den Rücken." In demselben Briefe läßt er sie, freilich nur in „zerrissenen Gedanken" den Sturm seiner Seele erkennen. „Um ihn zu bannen und zur Entscheidung über seine Zukunft zu kommen, griff ich zu jenem Mittel, durch welches jener Römer in dem Zelte Porsennas (vielmehr, wie Koberstein bemerkt, des Antiochus IV. Epiphanes von Syrien) diesen König, als er über die Friedensbedingungen zauderte,

zur Entscheidung zwang. Er zog nämlich mit Kreide einen Kreis um sich und den König und erklärte, keiner von ihnen würde den Kreis überschreiten, ehe der Krieg oder Frieden entschieden wäre. Ich beschloß, nicht aus dem Zimmer zu gehen, bis ich über meinen Lebensplan entschieden wäre; aber acht Tage vergingen, und ich mußte doch am Ende das Zimmer unentschlossen wieder verlassen."

Er mied die wenigen Kreise, die ihm noch die liebsten waren, bei Rahel, Henriette Herz u. a. „Ach liebe Ulrike, ich passe mich nicht unter die Menschen, es ist eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit. Die Notwendigkeit, eine Rolle zu spielen, und ein innerer Widerwillen dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig, und froh kann ich nur in meiner eignen Gesellschaft sein, weil ich da wahr sein darf. Das darf man unter Menschen nicht sein, und keiner ist es. — Ach es gibt eine traurige Klarheit, mit welcher die Natur viele Menschen, die an dem Dinge nur die Oberfläche sehen, zu ihrem Glücke verschont hat. Sie nennt mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund, — sie zeigt mir alles, was mich umgibt, und mich selbst in seiner ganzen armseligen Blöße, und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit. — — Dazu kommt bei mir eine unerklärliche Verlegenheit, die unüberwindlich ist, weil sie wahrscheinlich eine physische Ursache hat. Mit der größten Mühe nur kann ich sie so verstecken, daß sie nicht auffällt; — o wie schmerzhaft ist es, in dem Aeußern ganz stark und frei zu sein, indessen man im Innern ganz schwach ist, wie ein Kind, ganz gelähmt, als wären uns alle Glieder gebunden, wenn man sich nie zeigen kann, wie man wohl möchte, nie frei handeln kann und selbst das Große versäumen muß, weil man voraus empfindet, daß man nicht standhalten wird, indem man von jedem äußern Eindrucke abhängt, und das albernste Mädchen oder der elendeste Schuft von elegant uns durch die matteste persiflage verachten kann." — Selbst die Säule, an welcher ich mich sonst im Strudel des Lebens hielt, wankt. — Ich meine die Liebe zu den Wissenschaften. „Mir ist keine Wissenschaft lieber als die andre, und wenn ich eine vorziehe, so ist es nur, wie einem Vater immer derjenige von seinen Söhnen der liebste ist, den er eben bei sich sieht. — Aber soll

ich immer von einer Wissenschaft zur andern gehen und immer nur auf ihrer Oberfläche schwimmen und bei keiner in die Tiefe gehen? Das ist die Säule, welche schwankt."

Wenige Wochen nachher kommt er in seiner Verzweiflung zu dem Entschluß, ins Ausland zu reisen. Die fürchterliche Krisis ist eingetreten und in wahrhaft erschütternden Briefen schildert er an demselben Tage (22. März) der Braut und der Schwester den Zustand, der ihn zur Reise zwingt. Er hat das Studium der Kantischen Philosophie aufgegeben, weil ihm der Gedanke unerträglich ist, daß nur eine subjektive Erkenntnis der Wahrheit möglich ist. „Wenn alle Menschen," schreibt er der Braut, die er offenbar für geistig schwächer, als die Schwester hält, „statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urteilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, seien grün — und nie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeige, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzuthue, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehöre. So ist es mit dem Verstand. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist oder ob es nur so scheint. Ist's das letztere, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nichts mehr — und alles Bestreben, ein Eigentum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich. — Wenn die Spitze dieses Gedankens dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, ich habe keines mehr." Merkwürdig ist es und möchte uns fast zweifeln lassen, ob seine Liebe eine wahre Herzensliebe sei, daß der Anfang dieses Briefes, der eine so erschütternde Kunde bringen sollte, noch ganz in dem hofmeisterlichen Tone gehalten ist. Er hatte nämlich, von einer Fußreise aus Potsdam zurückkommend, einen Brief der Braut vorgefunden, „den ich in aller Hinsicht fast den liebsten nennen möchte. Es war mir fast, als müßte ich stolz darauf sein; denn, sagte ich zu mir selbst, wenn ihre Gefühle sich so verfeinert, ihr Verstand sich so bereichert, ihre Sprache sich so veredelt hat, wer ist daran — wem hat sie es — — kurz, ich konnte mir den Genuß nicht verweigern, den Brief Karln (ihrem Bruder, der bei ihm wohnte) zu überreichen. Fahre so fort, nach dem Preise zu ringen, mein Bestreben soll es sein,

ihn so beneidenswürdig zu machen als möglich. Du sollst einst einen Mann an deine Brust drücken, den edle Menschen ehren, und wenn jemals in deinem Herzen sich eine Sehnsucht nach etwas regt, das ich dir nicht leiste, so ist mein Ziel verfehlt, sowie das deinige, wenn du nicht immer dieses Bestreben wach in mir erhältst. Ja, Wilhelmine, meine Liebe ist ganz in deiner Gewalt. Schmerzhaft würde es mir sein, wenn ich dir jemals aus bloßer Pflicht treu sein müßte." In diesem kalten, ein hingebendes Herz verletzenden Räsonnement steigert er sich zu den Sätzen: „Sowie meine Liebe dein Werk, nicht das meinige war, so ist auch die Erhaltung derselben nur dein Werk, nicht das meinige. Meine Sorge ist nichts als deine Gegenliebe, für meine eigne Neigung zu dieser kann ich nichts thun, gar nichts, du aber alles. Dich zu lieben, wenn ich dich nicht liebenswürdig fände, wäre mir das Unmögliche. Die Hand könnte ich dir geben und so mein Wort erfüllen, aber das Herz nicht — denn du weißt, daß es das seltsame Eigentum ist, welches man sich nur rauben lassen darf, wenn es Zinsen tragen soll. Also sorge nie, daß ich gleichgültig gegen dich werden möge, sorge nur, daß du mich nicht gleichgültig gegen dich machst." Liegt in diesem dialektischen Gedankenspiele nicht schon der Keim einerseits zum Bruch des Verhältnisses, anderseits aber auch zu den weiblichen Gestaltungen des Dichters? Der Brief an die Schwester, präziser und vertrauensvoller gehalten, geht sofort aufs Ziel los. „Es scheint," schreibt er, „als ob ich eines von den Opfern der Thorheit werden würde, deren die Kantische Philosophie so viele auf dem Gewissen hat. Mich ekelt vor dieser Gesellschaft und doch kann ich mich nicht losringen aus ihren Banden. Der Gedanke, daß wir hienieden von der Wahrheit nichts, gar nichts wissen, daß das, was wir hier Wahrheit nennen, nach dem Tode ganz anders heißt, — — hat mich in dem Heiligtum meiner Seele erschüttert. Mein einziges und höchstes Ziel ist gesunken, ich habe keines mehr." Nun schildert er in stürmischer Hast sein Umherirren auf den Straßen, in Konzerten, Tabagieen, um der inneren Unruhe los zu werden. Ich habe mich zwingen wollen zur Arbeit, aber mir ekelt vor allem, was Wissenschaft heißt." Diese, für unsre Zeit schwer begreifbare, dämonisch ihn bezwingende Erregtheit war nicht rein

individuell. Damals beschäftigte und bewegte die Philosophie die Geister und Gemüter in ungewöhnlicher Weise. „Wie man in der Reformationszeit," sagt Schillmann etwas hyperbolisch, in seiner Abhandlung über Kleist und seine Schroffensteiner, „subtile dogmatische Fragen nicht nur von der Kanzel und dem Katheder herab behandelte; wie heute der Staat Gegenstand allseitiger Erörterung ist, so philosophierte man zu Kleists Zeit über den letzten Grund der Dinge in Gesellschaften, auf der Straße, beim Strickstrumpf. Die Losung der gebildeten Welt hieß Erkenntnis und Vervollkommnung. Die Auditorien der Professoren der Philosophie konnten die Zuhörer nicht fassen, Vorzimmer und Gänge waren vollgepfropft, man legte von außen Leitern an die Fenster, um ein Plätzchen zu gewinnen." Und Julian Schmidt in seiner biographischen Einleitung sagt: „Damals erregte der Gedanke, daß man das Absolute nicht erkennen könne, noch Entsetzen." Daß dieser Gedanke aber bei Kleist geradezu vernichtend war, das bewirkte seine Dichternatur, die ihm in einzelnen Stunden der Weihe wohl das neue Ziel zeigte, daß er aufjauchzte; dann aber, da ihr noch die Entwickelung mangelte und sie sich erst loszuringen mühte, wie der Schmetterling aus der Puppe, den an stetiges Arbeiten nicht Gewohnten wieder verzweifeln ließ an der Erreichung des Zieles. „Ich kann keinen Schritt thun," fährt er in dem Briefe fort, „ohne mir deutlich bewußt zu sein, wohin ich will. Mein Wille ist zu reisen. Ich will mir einen Zweck suchen, wenn es einen gibt. Ich kehre um, sobald ich weiß, was ich thun soll." Da die Schwester auch sehr reiselustig ist und er ihr früher versprochen hat, gemeinsam eine Reise zu unternehmen, fordert er sie auf, sich bereit zu machen, wiewohl er es in seinem trostlosen Zustande fast bereut, das Versprechen gegeben zu haben und nicht ungern eine abschlägige Antwort bekommen hätte. Zum Schluß dieses Briefes, sowie in dem folgenden Briefe bespricht er die Art der Reise und ihre etwaigen Kosten, sowie deren Herbeischaffung.

Schon während der Vorbereitungen zu dieser Reise nach Paris wurde er, da der Zweck eigentlich nur ein negativer war, nämlich loszukommen aus seiner unerträglichen Lage, wieder wankend in dem Entschlusse und nur die Zusage der Schwester hinderte ihn, das durchaus planlose Unternehmen

aufzugeben. Am 9. April schreibt er der Braut: „Meine teure, meine einzige Freundin! Ich nehme Abschied von dir! Ach mir ist es, als wäre es auf ewig! Ich habe mich wie ein spielendes Kind auf die Mitte der See gewagt; es erheben sich heftige Winde, gefährlich schaukelt das Fahrzeug über den Wellen, das Getöse übertönt alle Besinnung. Ich kenne nicht einmal die Himmelsgegend, nach welcher ich steuern soll, und mir flüstert eine Ahnung zu, daß mir mein Untergang bevorsteht." Der letzte Brief von Berlin (14. April) atmet wieder ganz die Schwärmerei seines Gemütes. „Du hättest ein so ruhiges Schicksal verdient, warum mußte der Himmel dein Los an einen Jüngling knüpfen, den seine seltsam gespannte Seele ewig unruhig bewegt?" — „Verzeihe mir diese Reise, ja, verzeihe, ich habe mich nicht in dem Ausdrucke vergriffen, denn ich fühle selbst, daß die erste Veranlassung dazu nichts als eine Uebereilung war." — „Aber nun will ich soviel Nutzen ziehen aus dieser Reise, als ich kann, und auch in Paris etwas lernen, wenn es mir möglich sein wird! Vielleicht geht noch etwas Gutes aus dieser verwickelten Begebenheit meines Lebens hervor." — „Wenn mir einst das bescheidene Los zufallen sollte, das ich begehre, ein Weib, ein eignes Haus und Freiheit — o dann wäre es nicht zu teuer erkauft mit allen Thränen, die ich, und mit allen, die du vergießest, denn mit Entzücken wollte ich sie dir vergüten." Mitte April muß die Reise begonnen haben. In eignem Wagen, mit einem Bedienten, reisten sie, die Schwester zuweilen in Männerkleidung. Ueber Dresden, Leipzig, Halle, Halberstadt, Wernigerode, Goslar, Göttingen, Kassel, Frankfurt a. M., und das benachbarte Rödelheim (wo er 1795 im Quartier gewesen war), Mainz, Koblenz, Köln, dann wieder rheinauf Mannheim, Heidelberg, Durlach, Straßburg kamen sie in der ersten Hälfte des Juli nach Paris. Daß die Schwester in seiner auf- und abwogenden Stimmung ihm nicht sympathisch war, bekennt er schon in seinem ersten Briefe an Wilhelmine von Dresden (4. Mai): „Ich kann Ulrike alles mitteilen, nur nicht, was mir das Teuerste ist. Du glaubst auch nicht, wie ihr lustiges, zu allem Abenteuerlichen aufgewecktes Wesen gegen mein Bedürfnis absticht." In einem späteren Briefe von Göttingen (4. Juni) äußert er sich noch schroffer: „Ich ehre Ulrike ganz unbeschreib-

lich, sie trägt in ihrer Seele alles, was achtungswürdig und bewunderungswert ist; vieles mag sie besitzen, vieles geben können; aber es läßt sich, wie Goethe sagt, nicht an ihrem Busen ruhn." Doch wirkte die Bekanntschaft bedeutender Männer in Dresden, Leipzig, Göttingen ꝛc. anregend und fördernd auf seinen Geist; besonders der alte Gleim in Halberstadt, der ihm vieles von dem „Dichter des Frühlings" erzählte; in manchen gemütvollen und lebensfrischen Familienkreisen fand er vorübergehend Erheiterung und Erquickung. Vor allen in Dresden in der Familie v. Schlieben, einer Witwe mit einem Sohne und zwei Töchtern. Herzliche Neigung knüpften die letzteren an ihn und besonders an die ältere, Henriette, richtete er von Paris aus drei Tage, ehe er an seine Braut schrieb, einen der interessantesten Briefe. Nachhaltiger noch war der Genuß der schönen Natur und der Kunst, namentlich in dem an beidem reich gesegneten Dresden und von hier aus gibt er begeisterte Schilderungen, die an die Würzburger Krisis erinnern und sein fortwährendes poetisches Schaffen bekunden. Aber die Wunde, die ihm der Verlust seines früheren Ideals geschlagen, blutet noch fort; das innere Werden des neuen Menschen ängstet ihn, und das schmerzliche Gefühl nicht ausgestalten zu können, was ihm in Würzburg als leuchtende Idee so klar vorgeschwebt hatte, durchzieht seine Berichte an die Braut in ergreifenden Klagen. „Nirgends," schreibt er über Dresden, nachdem er voll Begeisterung den Genuß der Kunstwerke geschildert (Bülow S. 177), „fand ich mich aber in meinem Innersten gerührt, als in der katholischen Kirche, wo die größte, erhabenste Musik zu den andern Künsten tritt, um das Herz gewaltsam zu bewegen. Unser Gottesdienst ist keiner. Er spricht nur zu dem kalten Verstande; aber zu allen Sinnen ein katholisches Fest. Mitten vor dem Altar, an seinen untersten Stufen kniete jedesmal ganz isoliert von den andern, ein gemeiner Mensch, das Haupt auf die höheren Stufen gebückt, betend mit Inbrunst. Ihn quälte kein Zweifel, er glaubte. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, mich neben ihn niederzuwerfen und zu weinen. — Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden." Daß er von seinem Aufenthalt in Paris nicht ernstlich Heilung erwartete, verraten Aeußerungen, die plötzlich in seinen Briefen

auftauchen. Hatte er doch schon in jenem ersten Abschiedsbriefe ausgerufen: „Schenkte mir der Himmel ein grünes Haus, ich gäbe alle Reisen und alle Wissenschaften und allen Ehrgeiz auf.“ Deutlicher aber und in hochpoetischer Weise tritt das Lebensbild, das er später in der Schweiz verwirklichen wollte, vor sein inneres Auge in folgender Schilderung, die er in seinem Briefe vom 21. Mai gibt: „Von Dresden aus machten wir noch eine große Streiferei nach Teplitz; eine herrliche Gegend, besonders vom Schloßberg aus. Von hinnen fuhren wir tiefer in Böhmen nach Lowositz, das am südlichen Fuße des Erzgebirges liegt, da wo die Elbe hineintritt. So, wie eine Jungfrau unter Männern erscheint, tritt sie schlank und klar unter die Felsen. Leise mit schüchternem Wanken naht sie — das rohe Geschlecht drängt sich, den Weg ihr versperrend, um sie herum, der Glänzendreinen ins Antlitz zu schauen; — sie aber, ohne zu harren, windet sich flüchtig, errötend hindurch. In Aussig ließen wir die Wagen zu Lande fahren und fuhren noch zehn Meilen auf der Elbe nach Dresden. Ach, Wilhelmine, es war einer jener lauen, süßen, halb dämmernden Tage, die jede Sehnsucht und alle Wünsche des Herzens ins Leben rufen. Es war so still auf der Fläche des Wassers, so ernst zwischen den hohen, dunkeln Felsenufern, die der Strom durchschnitt. Einzelne Häuser waren hier und da an den Felsen gelehnt, wo ein Fischer oder Weinbauer sich angesiedelt hatte. — Mir schien ihr Los unbeschreiblich rührend und reizend — das kleine einsame Hüttchen unter den schützenden Felsen, der Strom, der Kühlung und Nahrung zugleich herbeiführt, Freuden, die keine Idylle malen kann, Wünsche, die nicht über den Gipfel der umschließenden Berge fliegen. — Ist dir das nicht auch so rührend und reizend wie mir? Könntest du bei diesem Glücke nicht auch alles aufgeben, was jenseit der Berge liegt? Ich könnte es. — Ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe. Für die Zukunft leben zu wollen — ist ein Knabentraum, und nur wer für den Augenblick lebt, lebt für die Zukunft. Ja, wer erfüllt eigentlich getreuer seine Bestimmung nach dem Willen der Natur, als der Hausvater, der Landmann? Ich malte mir ein ganzes künftiges Schicksal aus — und wollte mit Freuden um dieses Glück allen Reichtum und allen Ehrgeiz aufgeben. — Zwei Schiffer ruderten gegen den Strom und trieften von

Schweiß. Ich nahm unserm Schiffer das Ruder und fing an, aus Leibeskräften zu arbeiten. Ja, fiel mir ein, das ist ein Scherz; wie aber, wenn es Ernst wäre? — Auch das, antwortete ich mir und beschloß eine ganze Meile lang unaufhörlich zu arbeiten. Es gelang mir zwar nicht ohne Anstrengung und Mühe; aber es gelang mir. Ich wischte mir den Schweiß ab und setzte mich neben Ulriken und faßte ihre Hand: — sie war kalt — ich dachte an den Lohn, an dich." Aber dieses Lebensbild verdunkelt sich bald wieder; schon am 4. Juni antwortet er der Braut, die ihn bittet, ihr auch etwas aus seinem Innern mitzuteilen: „Ach, das ist leicht, wenn alles in der Seele klar und hell ist, wenn man nur in sich selbst zu blicken braucht, um deutlich darin zu lesen. Aber wo Gedanken mit Gedanken und Gefühle mit Gefühlen kämpfen, ist es schwer zu nennen, was in der Seele herrscht, weil noch der Sieg unentschieden ist. Alles liegt in mir verworren, wie die Wergfasern am Spinnrocken durcheinander, und ich bin vergebens bemüht, mit der Hand des Verstandes den Faden der Wahrheit, den das Rad der Erfahrung hinausziehen soll, um die Spule des Gedächtnisses zu ordnen. Ja, selbst meine Wünsche wechseln, und bald tritt der eine, bald der andre ins Dunkle, wie die Gegenstände einer Landschaft, wenn die Wolken darüber hinziehen." Fünf Monate verweilten sie in Paris. Haß und Verachtung führen ihm die Feder bei seinen in vielem zutreffenden Schilderungen des Pariser Lebens. Täglich verkehrte er mit Frau v. Lalande (die als Frau eigentlich Le Français hieß, aber den Namen ihres Vaters, des berühmten Astronomen, beibehielt); die Empfehlungen an bedeutende Gelehrte benutzte er wenig; immer mächtiger wurde in ihm der poetische Drang; die Leidenschaft des Ehrgeizes, die er selbst das Gift für alle Freuden nennt, die Furie, die ihn verfolgt, beherrscht ihn mehr und mehr, während er das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen verzweifelt. Darum sucht er mit raffiniertester Dialektik seinen Groll mit der Wissenschaft zu rechtfertigen, alles Streben nach Wahrheit und Ruhm als unsinnig zu verwerfen. Daß er an einem poetischen Werke unablässig arbeitete, verrät er seiner Braut in seinem Brief vom 10. Oktober, in welchem er ihr zum erstenmal den Entschluß, sich in der Schweiz anzukaufen und ein Landmann zu

werden, kundgibt und sie auffordert, den Plan zu prüfen: „Ich habe mir, da ich unter den Menschen dieser Stadt so wenig für mein Bedürfnis finde, in einsamer Stunde, denn ich gehe wenig aus, ein Ideal ausgearbeitet. Aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben kann. Bastard nennen sie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische Priesterin das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe. Also aus diesem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen Gründen, und das ist genug. Nie in meinem Leben, und wenn das Schicksal noch so sehr drängte, werde ich etwas thun, das meinen inneren Forderungen, sei es auch noch leise, widersprächen." Ohne Zweifel war es sein „Robert Guiskard", den er hier sein Kind nennt und bald darauf, ehe er abreiste, in der Verzweiflung des Ungenügens mit andern Poesieen verbrannte. Nochmals fordert er, am 27. Oktober, und diesmal dringender, daß sie sich entscheiden solle. In einer Weise suchte er sie für seinen Plan zu gewinnen, die, wenn wir nicht von seinem durchaus wahrhaftigen und edlen Charakter überzeugt sein müßten, uns als ein herzloses phantastisches Spiel erscheinen müßte. „Beantworte mir eine Frage: welches ist das höchste Bedürfnis des Weibes? Ich müßte mich sehr irren, wenn du anders antworten könntest, als: die Liebe ihres Mannes. Und nun sage mir, ob irgend eine Lage die Genüsse der Liebe so erhöhen, ob irgend ein Verhältnis zwei Herzen so fähig machen kann, Liebe zu geben und Liebe zu empfangen, als ein stilles Landleben? Glaubst du, daß sich die Leute in der Stadt lieben? Ja, ich glaube es, aber nur in der Zeit, wo sie nichts Besseres zu thun wissen. Der Mann hat ein Amt, strebt nach Reichtum und Ehre, das kostet ihm Zeit. Es würde ihm zwar noch einige für die Liebe übrig bleiben; aber er hat Freunde, er liebt Vergnügungen, das kostet ihm Zeit. Es würde ihm zwar noch einige für die Liebe übrig bleiben; aber wenn er in seinem Hause ist, ist sein zerstreuter Geist außer demselben, und so bleiben nur ein paar Stunden übrig, in welchen er seinem Weibe ein paar karge Opfer bringt. Etwas Aehnliches gilt von dem Weibe, und das ist der Grund, warum ich das Stadtleben fürchte! Aber nun das Landleben! der

Mann arbeitet; für wen? für sein Weib. Er ruht aus; wo? bei seinem Weibe. Er geht in die Einsamkeit; wohin? zu seinem Weibe. Er geht in Gesellschaft; wohin? zu seinem Weibe. Er trauert; wo? bei seinem Weibe. Er vergnügt sich; wo? bei seinem Weibe. Das Weib ist ihm alles! — und wenn ein Mädchen ein solches Los ziehen kann, wird sie säumen?" Wir sehen mit Grauen, wie der Unglückliche Phantasiebild um Phantasiebild sich vor die Seele zaubert und jedes mit virtuoser Dialektik verteidigt und ebenso zerstört.

Anfangs November verließen die Geschwister Paris und trennten sich in Frankfurt a. M. Ulrike hatte vergebens ihn von seinem abenteuerlichen Plane abzubringen gesucht und vermochte auch nicht, ihn zur Rückkehr mit ihr zu bewegen. Von Basel aus, wohin er mit dem Maler Lohse, dem Bräutigam der Henriette v. Schlieben, den er in Frankfurt zufällig traf, die Bergstraße entlang und über Straßburg zu Fuß gereist war, schrieb er am 16. Dezember wieder an seine Schwester, voll Reue über sein rücksichtsloses und undankbares Benehmen gegen sie in Paris und auf der Reise, zugleich aber auch augenblicklich wenigstens voll Hoffnung, nun den rechten Weg zum Glück eingeschlagen zu haben. Der Braut thut er fortan nie mehr Erwähnung. Ein so heroischer Entschluß, wie ihn Kleist von ihr verlangte, der auch, wenn sie ihn gefaßt hätte, von ihm selbst, nach seiner ganzen innersten Natur kaum durchgeführt worden wäre, entsprach weder ihrer Sinnesweise, noch ihren Verhältnissen. Die Eltern konnten sicherlich nicht ihre Zustimmung geben. Sie erklärte ihm dies. Nochmals suchte er sie (2. Dezember) von Frankfurt a. M. aus zu überreden. Darnach ließ er sie fünf Monate ohne ein schriftliches Zeichen, während sie noch zwei Briefe an ihn sandte, deren letzter vom 10. April 1802 uneröffnet zurück kam; zuletzt schrieb er ihr am 20. Mai von Thun aus noch einen kurzen Brief, in welchem er sich bitter über ihre Kälte beklagte und hinzufügte, daß er nun allerdings zu der Einsicht gekommen sei, sie habe ihn nie geliebt und werde ihn nie lieben. „Schreibe mir nicht mehr," schließt er, „ich habe keinen andern Wunsch als zu sterben." Damit war das Verhältnis gelöst. Wilhelmine hatte ihn herzlich geliebt und sich allen seinen Launen mit bewundernswürdiger Hingebung gefügt; wer wollte ihr auch

nur die leiseste Schuld beimessen, daß sie solch abenteuerlichem Ansinnen nicht Folge gab, auch wenn sie es gekonnt hätte? Sie war nicht die letzte, die von ihm leidenschaftlich angezogen und grillenhaft losgelassen wurde; in Osmannstädt, in Dresden wiederholte sich der tragische Hergang. Fünf Jahre später, in Königsberg, wo Wilhelmine als die Gattin des Philosophen Krug in glücklicher Häuslichkeit lebte, wurde durch „die goldne Schwester" wieder ein freundliches Verhältnis hergestellt.

Da Kleist Heinrich Zschokke, der in Frankfurt studiert hatte und dort eine Zeitlang Privatdozent war, in Basel nicht mehr antraf, weil derselbe seine einflußreiche Stellung als Regierungsstatthalter aufgegeben und sich in das Privatleben zurückgezogen hatte, wanderte er zu ihm nach Bern. Er fand dort bei ihm, dem praktischen, mit den Verhältnissen vertrauten Manne Förderung seines Planes, den er trotz dem Widerspruch seiner Familie hartnäckig verfolgte; zugleich aber wurde er gemütlich erfrischt und dichterisch angeregt von dem liebenswürdigen, geistvollen und dabei welterfahrenen Manne. Durch ihn wurde er mit dem Buchhändler Geßner, dem Sohne des Idyllendichters, und mit dessen Schwager, dem jüngeren Wieland bekannt, welcher, wie Wilbrandt sagt, „zu der romantischen Jugend gehörte und für die neueste poetische Schule schwärmte, die in Goethe ihren Abgott, in Schlegel und Tieck ihre Propheten gefunden hatte." Daß Kleist trotz seiner scheuen Absonderung schon in Berlin in diese Richtung hineingezogen wurde, ist nicht zu bezweifeln. So entwickelte sich in dem kleinen Dichterkreise ein lebhafter Ideenaustausch und freundschaftlicher Wettstreit, der für Kleist fruchtbar, ja entscheidend wurde. Denn während er, von Zschokke unterstützt, sich ernstlich um den Ankauf eines Landgutes bemühte und nur, weil eine völlige Besitznahme der Schweiz durch die Franzosen zu befürchten war, die Ausführung hinausschob, drängte ihn der enthusiastische Beifall, den die Freunde den Dichtungen zollten, die er ihnen vortrug, mit neuem Mut abermals das Werk zu beginnen, mit dem er die Palme hatte erringen wollen. Es war zunächst „die Familie Schroffenstein", die er in ihrer ersten noch ganz unfertigen Gestalt den Freunden vorlas; das Drama erregte trotz seiner schauerlichen Phantastik, die in der Schlußszene gerade das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung, ein

unbändiges Lachen hervorrief, doch namentlich bei dem jungen Wieland solche Bewunderung, daß er dem Vater sofort schrieb, hier sei ein außerordentliches Genie entdeckt, das sich mit aller Kraft auf die dramatische Kunst geworfen habe, und von dem etwas viel Größeres, als bisher in Deutschland gesehen worden, in diesem Fache zu erwarten sei. Von den Freunden ermuntert, entschloß er sich dann, den Entwurf auszuarbeiten und siedelte im Februar nach Thun über; in schriftlichem Verkehr mit den Freunden, die ihn auch besuchten, verlebte er da, eifrig schaffend, mehrere Wochen. Dann brachte er nochmals in Bern bei Geßner heitere Tage zu, durchzog auch mit Zschokke und Wieland den Aargau, und siedelte sich zuletzt im April auf einer Insel in der Aar an ihrem Ausfluß aus dem See an. Von dort schreibt er am 1. Mai der Schwester: Jetzt lebe ich auf einer Insel in der Aare, am Ausfluß des Thuner Sees, recht eingeschlossen von Alpen, eine Viertelmeile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, habe ich für sechs Monate gemietet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch niemand, als nur an der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf dem See gefahren bin, wenn sie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirtschaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufname Mädeli (Diminutiv von Magdalene). Mit der Sonne stehen wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite (wahrscheinlich an der „Familie Schroffenstein") für die Rückkehr zu euch; dann essen wir zusammen; Sonntags zieht sie ihre schöne Schweizertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn (doch wohl nur die Anhöhe, an deren Fuß Thun sich aufbaut?), und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst erschaffen müßte. So habe ich zum Beispiel jetzt eine seltsame Furcht, ich möchte sterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe. Von allen Sorgen vor dem Hunger-

tode bin ich aber, Gott sei Dank, befreit, obschon alles, was ich erwerbe, so grade wieder drauf geht.“ Weiter noch ergeht er sich in harmloser Schilderung seines Lebens, teils in mysteriöser Andeutung seiner Pläne, namentlich „eines schönen Gedichts und einer großen That“, nach deren Gelingen er keinen andern Wunsch mehr habe, als zu sterben. „Denn,“ fährt er fort, „das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann. — Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse thun mir erstaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die andern Ufer, wenn ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung aus der Verbannung; — du verstehst mich. Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder bei euch. — Gelingt es mir nicht, so bleibe ich in der Schweiz, und dann kommst du zu mir. Denn wenn sich mein Leben würdig beschließen soll, so muß es doch in deinen Armen sein.“ Wir haben diesen Brief vollständig wiedergegeben, weil er selbst ein poetisches Meisterstück ist. Glückliche Stunden, wohl auch Tage, in denen aller Zwiespalt des inneren Menschen ausgeglichen war, schildert er uns; aber wir können nicht an ihre Dauer glauben, und einzelne Mißtöne lassen uns baldigen Wechsel fürchten. Zudem scheint uns dieser Brief in noch höherem Grade, wie alle übrigen brieflichen Aeußerungen, zu der Annahme zu berechtigen, daß bei allem, was er innerlich und äußerlich lebte, seine Dichternatur gestaltend wirkte und die Schilderung seines Zustandes daher nicht dem wirklichen Thatbestande entspricht, vielmehr entweder in idyllischer Verklärung oder wie in einem Hohlspiegel in bizarrer Verzerrung erscheint. Zwei Monate verlebte er ungestört auf seiner Insel. Aus der geheimnisvollen Aeußerung in dem Brief an Ulrike und aus dem später zu erwähnenden Auftritt beim Vater Wieland in Osmannstädt darf man schließen, daß sein „Robert Guiskard“, der ihn in Paris schon beschäftigt hatte, ihn zu neuer glücklicherer Gestaltung drängte; doch fehlt jeder Anhalt für das, was er von demselben zu stande gebracht hat. Dagegen setzte er, aufgemuntert durch die Freunde, vornehmlich seine „Schroffensteiner“, die er in prosaischem Entwurf von Paris mitgebracht hatte, zum größeren Teile in poetische Form um und über-

ließ sie den Freunden zur schließlichen Redaktion und Herausgabe durch einen derselben, Geßner (Zürich 1803). Auch ein andres Trauerspiel aus der Schweizer Geschichte: „Leopold von Oesterreich" wurde hier entworfen; sein edler Freund von Pfuel, dem Wilbrandt wertvolle mündliche Angaben verdankte, spricht mit Bewunderung von dem Eindruck des ersten Aktes, den Kleist ihm im folgenden Jahre in Paris vorlas. Endlich ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß er schon hier in seinem idyllischen Leben mit Mädeli (Evchen) wenigstens den Entwurf zu dem „Zerbrochenen Krug" machte, in welchem er, mit den Freunden um den Preis ringend, den Gegenstand eines französischen Kupferstichs mit dieser Unterschrift, den Zschokke in seinem Zimmer hatte, dramatisch als Lustspiel behandelte, während Zschokke den Stoff zu einer gleichnamigen Novelle und Wieland zu einem Lustspiel: „Ambrosius Schlinge" benutzten. Aus dem Schlußsatze von Zschokkes Bericht über diesen Wettstreit: „Kleists ‚Zerbrochener Krug' hat den Sieg davongetragen", kann natürlich nicht gefolgert werden, daß ihnen damals schon das Lustspiel vollendet vorgelegen habe, die Bemerkung bezieht sich vielmehr auf das Lustspiel, wie es ihm bei Abfassung seiner „Selbstschau" vorlag. Doch muß er es im ganzen wohl schon fertig in sich getragen haben; denn wir wissen, daß er im nächsten Jahre in Dresden an einem Abend, als Pfuel sein Talent zur Komik bezweifelte, diesem die drei ersten Szenen in die Feder diktierte.

Nach zwei ungestört auf seiner Insel genossenen Monaten trübte sich der heitere Himmel wieder; schon im Juni erkrankte er, wohl hauptsächlich infolge des ruhelosen Strebens nach einem Ziele, dessen Erreichung ihm seine unbarmherzige Selbstkritik immer wieder in die Ferne rückte. Die Freunde brachten ihn nach Bern zu sorgfältiger Verpflegung, an der später auch seine treue Ulrike teilnahm. Im Herbst verließ er mit ihr und dem Sohne Wieland die Schweiz. Zunächst finden wir ihn bei dem Vater Wieland wieder, dem er schon durch die enthusiastischen Schilderungen des Sohnes aufs wärmste empfohlen war. Welchen Eindruck er auf Schiller, den er aufsuchte, gemacht hat, wissen wir nicht; von Goethe aber haben wir den bedeutsamen Ausspruch über ihn (in der Rezension von Tiecks dramatischen Blättern): „Mir erregte er, bei dem

tode bin ich aber, Gott sei Dank, befreit, obschon alles, was ich erwerbe, so grade wieder drauf geht." Weiter noch ergeht er sich in harmloser Schilderung seines Lebens, teils in mysteriöser Andeutung seiner Pläne, namentlich „eines schönen Gedichts und einer großen That", nach deren Gelingen er keinen andern Wunsch mehr habe, als zu sterben. „Denn," fährt er fort, „das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann. — Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse thun mir erstaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die andern Ufer, wenn ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung aus der Verbannung; — du verstehst mich. Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder bei euch. — Gelingt es mir nicht, so bleibe ich in der Schweiz, und dann kommst du zu mir. Denn wenn sich mein Leben würdig beschließen soll, so muß es doch in deinen Armen sein." Wir haben diesen Brief vollständig wiedergegeben, weil er selbst ein poetisches Meisterstück ist. Glückliche Stunden, wohl auch Tage, in denen aller Zwiespalt des inneren Menschen ausgeglichen war, schildert er uns; aber wir können nicht an ihre Dauer glauben, und einzelne Mißtöne lassen uns baldigen Wechsel fürchten. Zudem scheint uns dieser Brief in noch höherem Grade, wie alle übrigen brieflichen Aeußerungen, zu der Annahme zu berechtigen, daß bei allem, was er innerlich und äußerlich lebte, seine Dichternatur gestaltend wirkte und die Schilderung seines Zustandes daher nicht dem wirklichen Thatbestande entspricht, vielmehr entweder in idyllischer Verklärung oder wie in einem Hohlspiegel in bizarrer Verzerrung erscheint. Zwei Monate verlebte er ungestört auf seiner Insel. Aus der geheimnisvollen Aeußerung in dem Brief an Ulrike und aus dem später zu erwähnenden Auftritt beim Vater Wieland in Osmannstädt darf man schließen, daß sein „Robert Guiskard", der ihn in Paris schon beschäftigt hatte, ihn zu neuer glücklicherer Gestaltung drängte; doch fehlt jeder Anhalt für das, was er von demselben zu stande gebracht hat. Dagegen setzte er, aufgemuntert durch die Freunde, vornehmlich seine „Schroffensteiner", die er in prosaischem Entwurf von Paris mitgebracht hatte, zum größeren Teile in poetische Form um und über-

ließ sie den Freunden zur schließlichen Redaktion und Herausgabe durch einen derselben, Geßner (Zürich 1803). Auch ein andres Trauerspiel aus der Schweizer Geschichte: „Leopold von Oesterreich" wurde hier entworfen; sein edler Freund von Pfuel, dem Wilbrandt wertvolle mündliche Angaben verdankte, spricht mit Bewunderung von dem Eindruck des ersten Aktes, den Kleist ihm im folgenden Jahre in Paris vorlas. Endlich ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß er schon hier in seinem idyllischen Leben mit Mädeli (Evchen) wenigstens den Entwurf zu dem „Zerbrochenen Krug" machte, in welchem er, mit den Freunden um den Preis ringend, den Gegenstand eines französischen Kupferstichs mit dieser Unterschrift, den Zschokke in seinem Zimmer hatte, dramatisch als Lustspiel behandelte, während Zschokke den Stoff zu einer gleichnamigen Novelle und Wieland zu einem Lustspiel: „Ambrosius Schlinge" benutzten. Aus dem Schlußsatze von Zschokkes Bericht über diesen Wettstreit: „Kleists ‚Zerbrochener Krug' hat den Sieg davongetragen", kann natürlich nicht gefolgert werden, daß ihnen damals schon das Lustspiel vollendet vorgelegen habe, die Bemerkung bezieht sich vielmehr auf das Lustspiel, wie es ihm bei Abfassung seiner „Selbstschau" vorlag. Doch muß er es im ganzen wohl schon fertig in sich getragen haben; denn wir wissen, daß er im nächsten Jahre in Dresden an einem Abend, als Pfuel sein Talent zur Komik bezweifelte, diesem die drei ersten Szenen in die Feder diktierte.

Nach zwei ungestört auf seiner Insel genossenen Monaten trübte sich der heitere Himmel wieder; schon im Juni erkrankte er, wohl hauptsächlich infolge des ruhelosen Strebens nach einem Ziele, dessen Erreichung ihm seine unbarmherzige Selbstkritik immer wieder in die Ferne rückte. Die Freunde brachten ihn nach Bern zu sorgfältiger Verpflegung, an der später auch seine treue Ulrike teilnahm. Im Herbst verließ er mit ihr und dem Sohne Wieland die Schweiz. Zunächst finden wir ihn bei dem Vater Wieland wieder, dem er schon durch die enthusiastischen Schilderungen des Sohnes aufs wärmste empfohlen war. Welchen Eindruck er auf Schiller, den er aufsuchte, gemacht hat, wissen wir nicht; von Goethe aber haben wir den bedeutsamen Ausspruch über ihn (in der Rezension von Tiecks dramatischen Blättern): „Mir erregte er, bei dem

reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme nur immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre! Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig bleibt, die Entstellung läßt er beiseite, entschuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich ist jeder talentvolle Mann auch nur zu bedauern und darin kommen wir beide zuletzt überein." Es ist vollkommen verständlich, daß für Goethe, der mit stärkeren Nerven und energischerem andauerndem Willen diesen inneren Gährungsprozeß in seinen Sturm- und Drangjahren siegreich bestanden hatte, das Rätselhafte des in den extremsten Stimmungen umgetriebenen, für ein festes Gespräch wenig geeigneten Dichters unheimlich erscheinen mußte, da es ihm eine sichere Beurteilung kaum möglich machte; seine Worte als Ausfluß vornehmer Abweisung oder gar kleinlichen Neides zu betrachten, wäre ein leichtfertiges Verkennen des rein sachlichen Strebens, wie es unsre Heroen erfüllte. Hat doch selbst Wieland, der leicht zugängliche, stets vermittelnde, bei aller, sogar überschwenglichen Anerkennung der genialen Natur des unglücklichen Jünglings, deutlich genug das Rätselhafte, Geheimnisvolle in seinem Wesen betont, das ihn in den zwei ersten Monaten der Bekanntschaft in einer Entfernung hielt, die ihm „penibel" war und alles nähere Verhältnis wohl abgeschnitten hätte, wenn nicht der Sohn als Vermittler eingetreten wäre. Auf des letzteren Anregung wurde Kleist, der sich in Weimar höchst unbehaglich fühlte, von Anfang Januars 1803 bis in den März der Gast der Familie in Osmannstädt und hätte, wie es scheint, durch die nächsten Bande mit ihr verbunden, eine stetigere Entwickelung finden können, wenn nicht das Verzweiflung bergende Bewußtsein, das Ideal seiner Tragödie, das ihn mit dämonischer Gewalt gefesselt hielt, nie erreichen zu können, ihn, den Liebe bedürfenden und so innig fühlenden, aus den Armen der Liebe aufgescheucht hätte. Noch von Weimar aus schreibt er seiner Schwester: „Ich habe die (Weihnachts-) Feiertage in Osmannstädt zugebracht und mich (trotz einer sehr hübschen Tochter Wielands) entschlossen, ganz hinauszuziehen. Ich warte nur auf Geld, um welches ich dich gebeten habe, um nun zuletzt auf den Platz hinzugehen, an

welchem mein Schicksal endlich, unausbleiblich und wahrscheinlich glücklich entschieden wird; denn ich setze meinen Fuß nicht aus dem Orte, wenn es nicht auf den Weg nach Frankfurt sein kann. — Schreibe mir doch auch einige Neuigkeiten, denn ich fange wieder an, Anteil an der Welt zu nehmen." Auch noch wenige Wochen nachher kündigt er ihr von Osmannstädt aus an: ich werde dir in kurzem viel Frohes schreiben; denn ich nähere mich allem Erdenglück;" fügt aber in einer Nachschrift hinzu: „Ich wohne schon geraume Zeit hier, und es freut mich, daß du es gern siehst. Ich habe aber mehr Liebe gefunden, als recht ist, und muß über kurz oder lang wieder fort! mein seltsames Schicksal! Wenigstens bis zum Frühjahr möchte ich hier bleiben." Schon am 13. März schreibt er von Leipzig: „Ich weiß nicht, was ich dir über mich unaussprechlichen Menschen sagen soll. Ich wollte, ich könnte mir das Herz aus dem Leibe reißen, in diesen Brief packen und dir zuschicken. — Dummer Gedanke! Kurz, ich habe Osmannstädt verlassen. Zürne nicht! Ich mußte fort und kann dir nicht sagen, warum. Ich habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, außer du! — ! Aber ich mußte fort! O Himmel, was ist das für eine Welt! — Endlich entschloß ich mich, nach Leipzig zu gehen. Ich weiß wahrhaftig kaum anzugeben, warum. — Kurz, ich bin hier. Ich nehme hier Unterricht in der Deklamation bei einem gewissen Kerndörffer.[1] Ich lerne meine eigne Tragödie bei ihm deklamieren. Sie müßte, gut deklamiert, eine bessere Wirkung thun, als schlecht vorgestellt. Sie würde, in vollkommener Deklamation vorgetragen, eine ganz ungewöhnliche Wirkung thun. Als ich sie dem alten Wieland mit großem Feuer vorlas,[2] war es mir gelungen, ihn so zu entflammen, daß mir über seine innerlichen Bewegungen vor Freude die Sprache verging und ich zu seinen Füßen niederstürzte, seine Hände mit

[1] H. A. Kerndörffer, Dozent der deutschen Sprache und Deklamation an der Universität, Herausgeber der Materialien für den ersten Unterricht in der Deklamation.

[2] Nach Wielands Schilderung des Vorfalls hat er sie aus dem Gedächtnis vordeklamiert. Sieh den Brief S. XLII.

heißen Küssen überströmend." Bereits im Juli ist er wieder in Dresden, vielleicht in dem dunkeln Gefühl, dort bei seinen Freunden v. Pfuel und Rühle, sowie in dem Kreise der ihm so nahe stehenden Familie v. Schlieben die Stimmung für Vollendung seines Werkes zu finden. Daß er an demselben immer wieder gearbeitet habe, geht aus verschiedenen Berichten und eignen brieflichen Aeußerungen hervor; zugleich aber auch, in welchem Grad seine in immer grelleren Extremen wechselnde Stimmung sich steigerte. Aeußerte er doch selbst dort gegen eine Freundin: „In mir ist nichts beständig als die Unbeständigkeit;" und als Henriette v. Schlieben, als sie lange keinen Brief von ihrem Bräutigam, dem Maler Lohse, empfangen hatte, in ihrer schwermütigen Stimmung das Wort fallen ließ: „Wenn dieser Zustand noch lange anhält, so werde ich verrückt!" entgegnete Kleist rasch: „Sie haben recht; es ist das beste, was Sie thun können, und wenn Sie Ihren Verstand je wieder finden, nehme ich eine Pistole und schieße Sie und mich tot. Ich kann Ihnen diesen Gefallen schon thun." Von allen Seiten bemühte man sich, ihn aus diesem jammervollen Zustande herauszureißen.

Da sein Seelenzustand immer bedenklicher wurde, bewog ihn sein edler Freund, v. Pfuel, in der Hoffnung, ihn der verzweifelnden Stimmung zu entreißen und ihn zur Vollendung seines Guiskard zu ermutigen, mit ihm eine Reise in die Schweiz und nach Mailand zu unternehmen. Daß Kleist selbst von dem Aufenthalt in der Schweiz, wo er einst auf kurze Zeit wenigstens die Ruhe des Gemütes gefunden zu haben schien, die Erreichung seines ruhelos erstrebten Zieles erhoffte, spricht er, geheimnisvoll wie immer, in dem Briefe an Ulrike aus, in welchem er, da er zu stolz war, sich von seinem Freunde freihalten zu lassen, um die nötigen Mittel bat. „Ich erbitte mir von dir, meine Teure, so viele Fristung meines Lebens, als nötig ist, seiner großen Bestimmung völlig genug zu thun. Du wirst mir gern zu dem einzigen Vergnügen helfen, das, sei es auch noch so spät, gewiß in der Zukunft meiner wartet, ich meine, mir den Kranz der Unsterblichkeit zusammenzupflücken. Dein Freund wird es, die Kunst und die Welt wird es dir einst danken." Die Schwester erschien selbst mit andern Verwandten vor seiner Abreise in Dresden und die

Bedenken, die diese hegten, schienen beseitigt. Die Reise, die am 20. Juli von Leipzig aus angetreten wurde, ging zum Teil zu Fuße über Bern, Thun, Mailand, Genf nach Paris. Gewiß lag letzteres nicht in dem Reiseplan, sondern wurde von Pfuel als letzter Versuch gewählt, die zunehmende Verdüsterung des Freundes womöglich zu bannen. Denn von Genf schreibt der Dichter am 5. Oktober jenen wahrhaft erschütternden Brief an die Schwester, in welchem er mit blutendem Herzen auf die Vollendung seines Werkes für immer verzichtet. „Der Himmel weiß, wie gern ich einen Blutstropfen von meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: mein Gedicht ist fertig. Aber du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr thut, als er kann, ꝛc. Ich habe nun ein Halbtausend hintereinander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so vielen Kränzen noch einen auf unsre Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsre heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne und tröstet mich, ‚wenn jeder ihrer Söhne nur ebensoviel thäte, so würde unserm Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen'. Und so sei es denn genug. Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger ans Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor einem zurück, der noch nicht da ist und beuge mich ein Jahrtausend im voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe menschlicher Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht. Und so soll ich denn niemals zu euch zurückkehren, meine teuersten Menschen? O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn du es thust, so kennst du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt.

„Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüt, sie sind, ich schwöre es dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung,

Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hilfloses Ding, wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen? Und sollte man es nicht so nennen, wenn es uns gleichsam Kuxe auf Goldminen gibt, die, wenn wir nachgraben, überall kein echtes Metall enthalten? Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keines." — — „Meine unselige Stimmung," so schließt der Brief, „hat mir viel Geld gekostet, und wenn du mich noch einmal unterstützen willst, so kann es mir nur helfen, wenn es bald geschieht. Kann sein, auch wenn es nicht geschieht. Lebe wohl, grüße Alles — ich kann nicht mehr." Der Gedanke an freiwilligen Tod, der schon oft blitzartig über ihn gekommen war und hier am Schlusse anklingt, verließ ihn fortan nicht mehr. Die Reise über Lyon nach Paris und der Aufenthalt in Paris muß für den teilnehmenden Freund entsetzlich gewesen sein. Die ernsten Vorstellungen desselben verbitterten ihn nur noch mehr und zuletzt verließ er ihn ohne Abschied, nachdem er zum drittenmal sein Werk verbrannt hatte. Vergebens stellte Pfuel, der das Aeußerste fürchtete, Nachforschungen an. Erst ein Brief vom 26. Oktober, es ist ein Abschiedsbrief, nicht an den treuen Freund, sondern an die Schwester, zeigt uns ihn in St. Omer, wohin er in der Verzweiflung geirrt war. „Was ich dir schreiben werde, kann dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, soweit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben." Er hatte die Absicht, sich an dem französischen Kriegszug gegen England zu beteiligen; aber ein ihm bekannter französischer Militärarzt, der ihn zufällig vor St. Omer traf, stellte ihm, der keinerlei Ausweis hatte, die Gefahr vor, als Spion erschossen zu werden, und nahm ihn als seinen Bedienten in die Stadt mit. Wohl auf seinen Rat wandte er sich um dieselbe Zeit, wo er den verzweiflungsvollen Brief an seine

Schwester sandte, schriftlich um einen Paß an den preußischen Gesandten Lucchesini in Paris; dieser, der ohne Zweifel den jammervollen Zustand des unglücklichen Mannes erkannte und gewiß auch schon durch Pfuel von seinem Verschwinden unterrichtet war, stellte ihm denselben nach Potsdam aus. Gänzlich willenlos fügte er sich der Weisung; aber schon in Mainz brach auch seine körperliche Kraft zusammen. Durch die Kunst und Pflege des berühmten Arztes, Freiherrn von Wedekind, wurde er aus schwerer Krankheit gerettet und genas in ländlichem Aufenthalt bei einem Pfarrer in der Nähe von Wiesbaden, im Frühling 1804, soweit, daß der liebevoll besorgte Pfarrer die Hoffnung hegen konnte, ihn durch Aufnahme in dem Büreau eines Freundes auch geistig zu retten. Er wandte sich, indem er seinen Plan vorlegte, am 3. April 1804 um Rat an Wieland; dieser Anfrage verdanken wir Wielands merkwürdigen Brief vom 10. April, der in ausführlicher Schilderung des Dichters in seinem Benehmen und scharfer Zeichnung seines Charakters für des Schreibers edle Gesinnung, wie für seinen prophetischen Blick Zeugnis gibt. Die wichtigsten Stellen mögen hier wiedergegeben werden. „Alles, was Sie mir von seinem Benehmen in Ihrem Hause erzählen, ist auch die Geschichte der Rolle, die er bei mir spielte. Er schien mich wie ein Sohn zu lieben und zu ehren, aber zu einem offenen und vertraulichen Benehmen war er nicht zu bringen. Unter mehreren Sonderlichkeiten, die an ihm auffallen mußten, war eine seltsame Art von Zerstreutheit, wenn man mit ihm sprach, so daß z. B. ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn wie ein Glockenspiel anzuziehen schien und verursachte, daß er nichts weiter von dem, was man sagte, hörte und also auch mit der Antwort zurückblieb. Eine andre Eigenheit und eine noch fatalere, weil sie zuweilen an Verrücktheit zu grenzen schien, war diese, daß er bei Tische sehr häufig etwas zwischen den Zähnen mit sich selbst murmelte und dabei das Air eines Menschen hatte, der sich allein glaubt oder mit seinen Gedanken an einem andern Orte und mit ganz anderm Gegenstande beschäftigt ist. Er mußte mir endlich gestehen, daß er in solchen Augenblicken von Abwesenheit mit seinem Drama zu schaffen hatte, und dies nötigte ihn, mir gern oder ungern zu entdecken, daß er an einem Trauerspiel arbeite, aber

ein so hohes und vollkommenes Ideal davon seinem Geiste vorschweben habe, daß es ihm noch immer unmöglich gewesen sei, es zu Papier zu bringen. Er habe zwar schon viele Szenen nach und nach aufgeschrieben, vernichte sie aber immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank machen könne. Ich gab mir nun alle erfinnliche Mühe, ihn zu bewegen, sein Stück nach dem Plan, den er sich entworfen hatte, auszuarbeiten und fertig zu machen, so gut es geraten wollte, und es mir dann mitzuteilen, damit ich ihm meine Meinung davon sagen könnte; oder, wenn er das nicht wollte, es nur wenigstens für sich selbst zu vollenden, um es dann desto besser zu übersehen, das Nötige zu ändern, kurz alles gehörig auszuteilen, um es zur Vollkommenheit bringen zu können. Sed surdo narrabam fabulam (ich predigte tauben Ohren). Endlich nach vielen vergeblichen Versuchen und Bitten, nur eine einzige Szene von diesem fatalen Werk seines Verhängnisses zu sehen zu bekommen, erschien eines Tages zufälligerweise an einem Nachmittage die glückliche Stunde, wo ich ihn so treuherzig zu machen wußte, mir einige der wesentlichsten Szenen und mehrere Morceaux aus andern aus dem Gedächtnisse vorzudeklamieren. Ich gestehe Ihnen, daß ich erstaunt war, und ich glaube, nicht zu viel zu sagen, wenn ich Sie versichere: Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakespeares sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleists Tod Guiskards des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unsrer dramatischen Litteratur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Schiller und Goethe nicht ausgefüllt worden ist; und Sie stellen sich leicht vor, wie eifrig ich nunmehr an ihm war, um ihn zur Vollendung des Werkes zu bewegen. Er schien zwar damals über die Wirkung, die er auf mich gethan hatte, ungemein erfreut (vgl. Kleists Schilderung S. XXXVII) und versprach alles Gute; aber dabei blieb es auch, und um ihn nicht zu quälen, fand ich nötig, ihm während der Zeit, daß er mein Hausgenosse war, so wenig als möglich von seinem Werke zu sprechen. — Wenn ich nun alle diese Umstände, seinen auf Selbstgefühl gegründeten, aber von seinem Schicksal gewaltsam niederge-

drückten Stolz, die Exzentrizität der ganzen Laufbahn, worin er sich, seitdem er aus der militärischen Karriere ausgetreten, hin und her bewegt hat, seine fürchterliche Ueberspannung, sein fruchtloses Streben nach einem unerreichbaren Zauberbild von Vollkommenheit in seinem bereits zur fixen Idee gewordenen Guiskard, mit seiner zerrütteten geschwächten Gesundheit und mit den Mißverhältnissen, worin er mit seiner Familie zu stehen scheint, zusammen kombiniere, so erschrecke ich vor den Gedanken, die sich mir aufdrängen." Noch enthusiastischer klingen Wielands Worte in einem Briefe, den er an den Dichter selbst richtete, der ihm von Leipzig aus einen durch Weimar durchreisenden Freund empfohlen und zugleich die Unmöglichkeit, sein Werk zu vollenden, ausgesprochen hatte; sie sind, leider nur im Auszuge, obigem Briefe eingefügt. „Nichts ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich. Sie müssen Ihren Guiskard vollenden, und wenn der ganze Kaukasus und Atlas (bei Bülow und Wilbrandt: Alles) auf Sie drückte." — „Ich glaubte, ihm," fährt Wieland in obigem Briefe fort, „durch diesen Eifer, womit ich ihn zur Vollendung seines Werkes bestürmte, den größten Dienst zu thun; wie traurig wäre es für mich, wenn es nur dazu gedient hätte, ihn in das Schicksal, das ihn zu verschlingen droht, vollends hineinzustoßen." Daß der begeisterte, wohl überschwengliche Beifall Wielands in der Seele des Dichters tief haften blieb und bei den stets erneuten Versuchen mitwirkte, beweist die tiefe Erregtheit, mit der er der Schwester den Brief vor seiner Abreise in die Schweiz schickte, und das spätere Geständnis (Brief an Ulrike vom 24. Juni 1804): „Auf dem Rückweg las ich Wielands Brief und erhob mich mit einem tiefen Seufzer ein wenig wieder aus der Demütigung, die ich soeben erfahren hatte."

Er hatte den Generaladjutanten des Königs, Herrn v. Köckeritz um Förderung seines Gesuches um Anstellung bei dem König gebeten und von diesem höchst unliebsame Bemerkungen über sein „Verschemachen" hören müssen. Dies geschah bei einer Audienz in Charlottenburg. Nach seiner Genesung war nämlich Kleist in die Heimat zurückgekehrt, hatte in Potsdam sich mit seinem Freund Pfuel wieder versöhnt und auch die Schwester war zu ihm geeilt. Sie fand

ihn körperlich schwach, geistig gänzlich gebrochen und, ihrem männlichen Charakter gemäß, drängte sie ihn, den einzigen Rettungsanker unverweilt zu ergreifen und sich um eine Staatsanstellung zu bewerben. Und so ganz war das Vertrauen auf seine Dichterkraft geschwunden, daß er, weil er sein Ideal nicht verwirklichen konnte, unselbständig wie ein Kind, der Schwester das Versprechen gab, der Muse Valet zu sagen und ungeteilt sich einem Berufe hinzugeben, dem doch sein ganzes Wesen widerstand. Aber erst gegen Ende des Jahres gelang es, da der König für einen, der den Militärdienst aufgegeben hatte, nicht günstig gestimmt war und außerdem durch den von Lucchesini ihm mitgeteilten verzweiflungsvollen Brief von St. Omer den Zustand des Bittstellers kannte, der Verwendung der Freunde und Gönner, ihn als Diätar an der Domänenkammer nach Königsberg zu bringen. Der Schwester gehorsam, ohne eignen Willen, in stummer Entsagung, hatte er sich bis dahin äußerlich wenigstens ausschließlich Kameralstudien hingegeben. Selbst den Freunden, die er damals gewann, den Mitgliedern des Nordsternbundes, Chamisso, Varnhagen, Fouqué u. a. verbarg er mit peinlicher Sorgfalt, daß auch er Dichter sei, der Dichter der Schroffensteiner, die 1803 ohne seinen Namen erschienen waren und großes Aufsehen gemacht hatten. Auch in seiner neuen Stellung scheint er eine Zeitlang seinem Versprechen treu geblieben zu sein. Der herzliche Umgang mit v. Pfuel, der nach Ostpreußen versetzt worden war, und der belebende Verkehr in den Beamtenkreisen sowohl wie in dem Hause seiner früheren Braut Wilhelmine, der Gattin des Philosophen Krug, mit der ihn „die goldne Schwester" wieder zusammengeführt hatte, erleichterten ihm wohl die Schwere eines aufgezwungenen Berufs, und eine jährliche Pension der Königin Luise, die ihm durch eine hochgestellte verwandte gleichnamige Dame, Frau v. Kleist, die Gattin des Flügeladjutanten des Königs, vermittelt wurde, mochte ihn mit der Hoffnung erfüllen, das unerträgliche Joch abzuschütteln; aber es bedurfte nur eines äußeren Anstoßes, um dem, was seine Natur gebieterisch verlangte, wieder zum Siege zu verhelfen. Dieser Anstoß wurde im Herbst 1805 durch die politische Katastrophe in Oesterreich gegeben. Das politische Gewissen erwachte in ihm, wie es ja auch die ihm

in Ueberschätzung des eignen Ich verwandten Romantiker erweckte, von denen Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten sagt: „Sie halten noch immer ein Gedicht wichtiger, als den ganzen Staat, ein Ereignis im Kreise ihrer Herzens- und Geistesbeschäftigung bedeutender, als alle Akten und Friedensschlüsse.“ Fortan erscheint er uns als ein großer und edler Kämpfer für sein deutsches Vaterland, der mit prophetischem Scharfblick, wie er sich Ende Dezembers in einem bedeutsamen Brief an Rühle ausspricht, den tiefen Fall voraussieht und leider nur auf einen schönen Untergang rechnen kann.

Der Hoffnungsstrahl, der 1809 an der Donau aufleuchtete, erweckt seine Muse zu stürmischer Teilnahme und in leidenschaftlichem Hasse gegen den gewaltigen Unterdrücker sinnt er sogar auf eine That, der der unglückliche Staps zum Opfer fiel. Aber auch seine patriotischen Schriften, prosaische, wie poetische, gingen, zum Teil infolge der sich überstürzenden Ereignisse, wirkungslos vorüber oder wurden bei der Mutlosigkeit der Regierungen von der Oeffentlichkeit zurückgedrängt. Und in seinem Schwanengesange, dem Prinzen von Homburg, konnte er wohl mit Meisterzügen sein Ideal eines Volkes in Waffen ausprägen; aber die Verwirklichung, wie sie wenige Jahre nach seinem unglückseligen Ende eintrat, konnte er mit dem gebrochenen Herzen nicht mehr hoffen, als auch dieses Werk von denen, die es am begeistertsten hätten aufnehmen sollen, aus kleinlichem Standesstolz und Mangel an poetischem Verständnis kalt zurückgewiesen wurde. Das Jahr 1806, das er, dem Amte entsagend, noch in Königsberg zubringt, findet ihn wieder poetisch thätig. Das so furchtbar schnell sich erfüllende harte Geschick Oesterreichs lähmte zwar seinem Genius, der sich sehnte, seiner patriotischen Begeisterung das zündende Wort zu leihen, noch die Schwingen; aber kleinere poetische Arbeiten erscheinen doch als schüchterne Versuche der Befreiung von dem Druck des Amtsdienstes und des ihn wieder häufiger und auf längere Zeit heimsuchenden körperlichen Siechtums. Ein rührendes allegorisches Gedicht, „Die beiden Tauben“, muß in dieser Zeit, wenigstens in seiner Seele, empfangen worden sein; denn es schildert in schonungsloser Selbstschau sein Verhältnis zu Wilhelmine und klingt aus in der wehmütigen Frage, ob er je wieder solche Liebe finden werde. Es erschien im „Phöbus“

mit der Bemerkung: „nach Lafontaine“, der Zusatz soll aber gewiß nur die Wahrheit verhüllen. In das Jahr 1806 fallen die ersten Novellen, die Marquise von O. und die erste Hälfte des Michael Kohlhaas. Abgesehen von dem das Gefühl empörenden Gegenstande, muß die erstere eine Meisternovelle genannt werden, nicht nur in bezug auf die Form, sondern auch in der durchaus edlen, ja rührenden psychologischen Durchführung. Leider ließ er die letztere vorerst unvollendet, und als er später, durch äußere Not gedrängt, an ihren Abschluß ging, mischte sich Ungesundes, Mystisches, ja Bizarres ein, was auch die präzise Form benachteiligte. Es drängte ihn nun wieder zum Drama, seiner eigentlichen Domäne. Zunächst dichtete er Molières Amphitryon um, ein Werk, das trotz der unnatürlichen Umbildung der leichtfertigen antiken Mythe in christliche Mystik, in Stil und Charakterisierung den genialen Dramatiker zeigt; und unmittelbar darauf erwies er sich in „dem zerbrochenen Krug“ als echten Lustspieldichter. Im Gefühl wachsender Kraft glimmt wieder für Augenblicke ein Funke von Hoffnung in ihm auf, doch noch dem Ideale seines Dichterlebens sich nähern zu können; aber zunehmende Kränklichkeit und mit ihr, immer wiederkehrend, die Sehnsucht, diesem elenden Dasein ein Ende zu machen, läßt den Gedanken an endliche Verwirklichung nicht thatkräftig werden. Er entwirft dagegen den Plan zu seiner „Penthesilea“. Da bricht der Krieg gegen Preußen aus; die furchtbaren Schläge bei Auerstädt und Jena treffen ihn auf dem Krankenlager mit niederschmetternder Wucht. Das Unglück des Vaterlandes, die Sorge um die entfernten Seinigen, die eigne pekuniäre Bedrängnis hemmen jede Thätigkeit. Als aber der Hof nach Königsberg flüchtet, wird auch er in den Wirbel der Ereignisse hineingerissen und er fühlt sich gehoben durch die lebendigste Teilnahme an dem Kampf gegen das ungeheure Schicksal seines Volkes. „Es scheint mir,“ schreibt er an seine Schwester (6. Dezember), „als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge, ich finde sie weiser und wärmer und ihre Ansicht von der Welt großherziger. — An unsre Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und

Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder Reiten gefalle (?!). Sie versammelt alle unsre großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur Rettung kommen kann, um sich; ja, sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält." Und wie allgemeine Not die eigne Seelenqual schweigen ließ, so wurde er auch mutiger zur Dichtung. „Vielleicht habe ich doch den besten Weg eingeschlagen und es gelingt mir, dir noch Freude zu machen. Das ist einer meiner größten Wünsche." So schließt er den Brief an seine Schwester. Ende Januar des Jahres 1807 sehen wir ihn mit Pfuel und zwei andern Offizieren zu Fuß nach Berlin wandern. Kaum dort angekommen wird er mit den beiden Offizieren (Pfuel war vor Berlin abgegangen) als der Spionage verdächtig gefangen genommen und sofort nach Frankreich gebracht. Von Ende Februar bis Mitte April hielt man sie in der Festung Joux bei Pontarlier (wo Toussaint Louverture im Kerker gestorben war), dann in Chalons sur Marne bis Mitte Juli gefangen, anfangs in strengster Einzelhaft, später mit der Erlaubnis, auf Ehrenwort frei umherzuwandeln. Den dringenden Vorstellungen der treuen Ulrike bei dem französischen Gouverneur von Berlin (Clarke), aus denen die gänzliche Schuldlosigkeit des Gefangenen hervorging, gelang es endlich, die Freilassung zu erwirken. Die während dieser Zeit an die Schwester und an die bereits erwähnte hingebende Helferin Frau v. Kleist gerichteten Briefe geben ein anschauliches, allerdings poetisch gefärbtes Bild seiner äußeren und inneren Lage. Trotz der materiellen Not, in die ihn seine gänzliche Mittellosigkeit und die Verweigerung des Soldes, den sonst Kriegsgefangene erhalten, gebracht hatte und trotz der Erbitterung über die erlittene Unbill, ist der Ton dieser Briefe innig, mutvoll und gehoben, und der Blick in die Zukunft zuversichtlich. Seine „Penthesilea" geht der Vollendung entgegen. „Daß alle diese Uebel," schreibt er der Schwester (23. April), „mich wenig angreifen, kannst du von einem Herzen hoffen, das mit größeren und mit den größesten auf das innigste vertraut ist." „Es

ist widerwärtig unter Verhältnissen, wie die bestehenden sind, von seiner eignen Not zu reden. Menschen von unsrer Art sollten immer nur an die Welt denken." Da ihm Frau v. Kleist geschrieben hatte, daß die Königin ihm, nachdem der Frieden geschlossen, die Pension wieder bewilligen, sie aber zu größerer Sicherheit in eine Präbende verwandeln wolle, und er hofft, durch den Ertrag seiner Werke zu sicherer Existenz zu gelangen, macht er der Schwester, die ihm einen großen Teil ihres Vermögens geopfert hat, den Vorschlag, ihr die Pension zu überlassen und mit ihr zusammen zu ziehen. „Ich selbst kann in keiner Lage glücklich sein, so lang ich es dich nicht in der deinigen weiß. Ohne mich würdest du unabhängig sein, und so mußt du (ich fühle die Verpflichtung auf mir, was du auch dagegen einwenden mögest) es auch wieder durch mich werden. — Vielleicht erfährst du noch einmal in einer schönen Stunde, was du eigentlich auf der Welt sollst (er wollte ihr im Guiskard ein Denkmal setzen). Wir werden glücklich sein! Das Gefühl, miteinander zu leben, muß dir ein Bedürfnis sein, wie mir. Denn ich fühle, daß du mir die Freundin bist, die Einzige auf der Welt! Vergleiche mich nicht mit dem, was ich in Königsberg war. Das Unglück macht mich heftig, wild und ungerecht; doch nichts Sanfteres und Liebenswürdigeres, als dein Bruder, wenn er vergnügt ist. Und vergnügt werde ich sein und bin es schon, da ich den ernsten Forderungen, die meine Vernunft an mich macht, nachkommen kann." In dem Briefe an Frau v. Kleist pulsiert das Herz voll Liebe für die Seinen und für die Heimat; zugleich aber berührt uns unheimlich die visionäre Erregtheit seines Wesens in der Stelle, wo er die Begegnung mit dem Fremden schildert. „Es ist hier niemand, an den ich mich anschließen möchte — und doch sehnt sich mein Herz so nach Mitteilung. Letzthin saß ich auf einer Bank, auf einer öffentlichen, aber wenig besuchten Promenade, und es fing schon an dunkel zu werden, als mich jemand, den ich nicht kannte, mit einer Stimme anredete, als ob sie Pfuel aus der Brust genommen wäre. Ich kann Ihnen die Wehmut nicht beschreiben, die mich in diesem Augenblick ergriff. Und sein Gespräch war auch ganz so tief und innig, wie ich es nur einzig auf der Welt an ihm kennen gelernt habe. Es war,

als ob er bei mir säße, wie in jenem Sommer vor drei Jahren, wo wir in jeder Unterredung immer wieder auf den Tod als den einzigen Refrain des Lebens zurückkamen. Ach! es ist ein ermüdender Zustand, dieses Leben, recht, wie Sie sagten, eine Fatige. Erfahrungen rings, daß man eine Ewigkeit brauchte, um sie zu würdigen, und, kaum wahrgenommen, schon wieder von andern verdrängt, die ebenso unbegriffen verschwinden. — In einer der hiesigen Kirchen ist ein Gemälde, schlecht gezeichnet zwar, doch von der schönsten Erfindung, die man sich denken kann, und Erfindung ist es überall, was ein Werk der Kunst ausmacht. Denn nicht das, was dem Sinne dargestellt ist, sondern das, was das Gemüt durch diese Wahrnehmung erregt, ist das Kunstwerk. Es sind ein paar geflügelte Engel, die aus den Wohnungen himmlischer Freude niederschweben, um eine Seele zu empfangen. Sie liegt, mit Blässe des Todes überzogen, auf den Knieen, der Leib sterbend, in den Armen der Engel zurückgesunken. Wie zart sie das Zarte berühren, mit den äußersten Spitzen der rosenroten Finger nur das liebliche Wesen, das der Hand des Schicksals jetzt entflohen ist. Und einen Blick aus sterbenden Augen wirft dies auf sie, als ob es in Gefilde unendlicher Seligkeit hinaussähe. Ich habe nie etwas Rührenderes und Erhebenderes gesehen." Die Verklärung, mit der hier das Dichtergemüt das wohl an sich unscheinbare Kunstwerk zu durchleuchten vermag, entspringt aus der immer leidenschaftlicher ihn beherrschenden Sehnsucht, aus einem Leben, das seinem Körper wie seiner Seele mehr und mehr unerträglich wurde, sich hinauszuflüchten in ein geträumtes Paradies voll reiner Liebeserweisung und harmonischer Geisterverbindung. Wieder und wieder in den wenigen Jahren, in denen er den inneren Kampf noch aushielt, tritt der Gedanke, das irdische Dasein aufzugeben, leidenschaftlich hervor; aber nicht ohne einen innig befreundeten Gefährten vermag er ihn auszuführen. Und so lauert der frevelhafte Entschluß in ihm auf die Ausführung, bis sich die in gleicher Weise verstimmte Seele gefunden hat; und sie scheiden, als ob sie aus der Nacht ins Licht, aus unnennbarer Qual in ungetrübte Seligkeit sich emporschwängen; in den letzten unmittelbar vor der That niedergeschriebenen Aeußerungen, die uns mit Grauen erfüllen, gibt sich ein Zustand unheimlicher Ekstase

kund. Ausdrücke, wie: „unsre Seelen erheben sich wie zwei fröhliche Luftschiffer"; „wir träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir mit langen Flügeln an den Schultern umherwandeln werden"; „erinnert euch in Freud und Leid der zwei wunderlichen Menschen, die bald ihre große Entdeckungsreise antreten"; sind in jener Beschreibung schon im Keime enthalten.

Im August finden wir ihn bei seinen Freunden Rühle und Pfuel in Dresden, nachdem es ihm bei einem kurzen Zusammensein mit seiner Schwester nicht gelungen war, diese zu gemeinschaftlicher Niederlassung zu bewegen. Diese Dresdener Lebens- und Schaffensperiode, die bis in den April 1809 währte, ist die relativ glücklichste. Durch seine beiden Freunde, besonders durch Rühle, der als Major und Kammerherr des Herzogs Bernhard von Weimar, sich mit dem Sohne desselben in Dresden aufhielt, wurde er in die geistig angeregte Gesellschaft eingeführt, die dort „einen Zufluchtsort für ihr friedlich ästhetisches Dasein" gefunden hatte. Bei Baron Buol, dem österreichischen Gesandten, in der Familie Körners u. a. war er hoch geehrt und fand sich wie zu Hause. „Meine Lage," schreibt er bald nach seiner Niederlassung an seine Schwester, „ist so reich und mein Herz so voll des Wunsches, sich dir ganz mitzuteilen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und enden soll." — „Kurz, es geht alles gut, meine liebste Ulrike, ich wünsche bloß, daß du hier wärest und es alles mit eigenen Augen sehen könntest." Mit seinen alten Freunden macht er den Plan einer Verlagshandlung, „Phönixbuchhandlung", in welcher zunächst ihre eigenen Werke erscheinen sollten. Sie fanden ungewöhnliche pekuniäre Unterstützung; es wurde ihnen sogar die Veröffentlichung der hinterlassenen Schriften von Novalis angeboten; dennoch scheiterte das Unternehmen bald. Auch eine Monatszeitschrift, die den stolzen Namen „Phöbus" trug, erlebte nur einen Jahrgang (1808). Die Seele derselben war Adam Müller, der fortan einen entscheidenden Einfluß auf den Dichter ausübte, unheilvoll entscheidend und sein trauriges Ende mit verschuldend. Müller, in Berlin geboren, zwei Jahre jünger als Kleist, hatte Jurisprudenz studiert und war als Referendar bei der kurmärkischen Kammer angestellt worden, hatte aber bald diese Stellung aufgegeben und nach größeren Reisen und

einem mehrjährigen Landaufenthalt in Polen bei Friedrich Gentz in Wien, dem hochbegabten, aber charakter- und sittenlosen diplomatischen Schriftsteller, die Staatswissenschaften studiert. Nachdem er dort katholisch geworden war, ohne eine Anstellung zu finden, hatte er seinen Aufenthalt in Dresden genommen und dort während der Jahre 1806 bis 1808 in Vorlesungen über deutsche Litteratur, Aesthetik und Staatswissenschaft durch den bestechenden Glanz seiner Beredsamkeit einen gefeierten Namen erlangt. Durch Herausgabe und Bevorwortung des „Amphitryon" im Verlag der Phönixbuchhandlung und durch die enthusiastische Bewunderung dieses in seiner Tendenz höchst verwerflichen Lustspiels hatte er den Dichter an sich gefesselt und für den phantastischen Plan gewonnen, der in dem Phöbus eine innige Verschmelzung der Kunst mit der Wissenschaft und dem Leben durch die Religion (in der katholischen Auffassung) anbahnen sollte. Der damals an der Akademie wirkende Maler Ferd. Hartmann übernahm die Vertretung der bildenden Kunst und die künstlerischen Beigaben. Das Unternehmen, von den Dresdener Kreisen lebhaft begrüßt, fand anfangs günstige Aufnahme, besonders in Norddeutschland und selbst Goethe, Wieland, Joh. v. Müller hatten Beiträge versprochen. Daß die Zeitschrift demungeachtet nicht über den ersten Jahrgang hinauskam, verschuldete die mystische Tendenz, die mehr und mehr hervortrat, die Verbitterung Kleists, die sich nach der gänzlich mißlungenen Aufführung seines Lustspiels „Der zerbrochene Krug" auf der Weimarer Bühne (2. März 1808) in unwürdigen, gegen Goethe gerichteten Epigrammen Luft machte, vor allem aber der jedes andre Interesse zurückdrängende zweite Krieg gegen Oesterreich. Doch ist das Jahr 1808 das fruchtbarste für den Dichter gewesen. In dem Phöbus erschienen von ihm die schöne Legende: „Der Engel am Grabe des Herrn"; die Novellen: „Die Marquise von O." und „Michael Kohlhaas" (erste Hälfte); organische Fragmente aus „Penthesilea", dem „Zerbrochenen Krug", dem „Käthchen von Heilbronn" und sogar von „Robert Guiskard, dem Herzog der Normänner". Getrieben durch den fast dämonischen Einfluß Müllers, hatte er schon Ende 1807 seinem dramatischen Ideal die volle Gestalt zu schaffen versucht und unmittelbar nach dem unverdienten empfindlichen Schlag, der von Weimar kam, das Fragment

der Tragödie im Phöbus abdrucken lassen; aber auch diesmal scheiterte er an der Unzulänglichkeit der eignen Kraft, „die Antike und Shakespeare in einem Riesenwerke zu verschmelzen". Die Tragödie blieb Fragment, aus dem wir kaum die Idee des Ganzen schöpfen können. Er selbst hatte früher diese Unzulänglichkeit schmerzlich bewegt anerkannt in dem schon oben angeführten Ausruf: „Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keins." Und so gewaltig und echt dramatisch auch die in dem Fragment vorliegende Exposition erscheint, muß doch bezweifelt werden, ob er den Plan, die Treue des Weibes in ihrer schrankenlosen Entfaltung darzustellen und in diesem Ideal seiner Schwester Ulrike ein Denkmal zu setzen, auch in günstigeren äußeren Verhältnissen hätte durchführen können. Was sein Seelenleben noch tiefer erregte, war eine neue Täuschung, die er sich selbst durch seine überspannte Forderung bereitete. In dem Hause Körners hatte er die Liebe der Nichte, eines edeln und reichen Mädchens gewonnen; aber die eigensinnige Forderung, ihre Verbindung vor dem Oheim geheim zu halten, hatte den Bruch des Verhältnisses herbeigeführt. In seiner wundersamen Dichtung, dem „Käthchen von Heilbronn", die damals entstand, hat er seiner überspannten Forderung Ausdruck gegeben, indem er die Liebe des Weibes in ihrer unbedingten demütigen Hingabe schildert als Kehrseite der Liebe in ihrer ungebändigten elementaren Leidenschaft in der „Penthesilea". Tieck, der sich im Sommer 1808 in Dresden niederließ, erkannte den Wert der edeln Dichtung, und in den feinsinnigen Kreisen, in denen der Dichter mit Auszeichnung aufgenommen war, fand der Vortrag derselben, wie der der andern vollendeten Werke, allgemeinen Beifall; man ehrte ihn sogar, wie er der Schwester schreibt, mit dem Lorbeer. Aber diese nur auf wenige beschränkte Anerkennung konnte ihm nicht genügen; die Grundstimmung seiner Seele blieb eine tiefe Verbitterung und der Lebensüberdruß bemächtigte sich seiner wiederholt; mit Opium suchte er nicht selten die aufgeregten Nerven zu betäuben und sein Freund Rühle fand ihn einst gänzlich bewußtlos; er hatte, um der Qual des Daseins ein Ende zu machen, eine starke Dosis Opium genommen.

Die politischen Ereignisse drängten den Schmerz über den

vermeintlichen „Zusammensturz der ästhetischen Welt“ zurück; nur Rache an dem frechen Eroberer, der das Vaterland mißhandelte, beseelte den Dichter und erzeugte in ihm sogar den Plan, die Welt von ihm zu befreien. Was er noch für den Phöbus schrieb, die Novelle: „Der Findling“ und der Schluß des „Kohlhaas“ atmen die Poesie der Rache. Letztere in ihrer ersten größeren Hälfte bis zu dem Punkt, wo der Kurfürst von Brandenburg eingreift, ein Meisterwerk, hat durch die nun folgende „gespenstisch beleuchtete Nachtgeschichte, die der durch Opium und die politische Leidenschaft verwüsteten Phantasie des Dichters entsprang“, das wohlgeordnete Bild zerrissen und entstellt. Und auch in seiner „Hermannsschlacht“, die er am 1. Januar 1809 nach Wien schickte, diesem wunderbar großen Denkmal patriotischer Gesinnung, finden wir eine häßliche Spur dieser inneren Zerrüttung in der kannibalischen Parisszene. Das Drama kam nicht zur Aufführung und im herben Schmerz darüber, sein Streben erfolglos zu sehen, gab er dem Drama das Motto:

„Wehe, mein Vaterland, dir! die Leier zum Ruhm dir zu schlagen,
Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt.“

Hätten er und die Dresdener Kreise, in denen er gern verkehrte, während der Heldenkampf im fernen Spanien tobte, trotz aller leidenschaftlichen Teilnahme, wie sie sein Gedicht an Palafox ausspricht, doch noch den äußeren Schein einer litterarisch bewegten Geselligkeit bewahrt, so steckte ihm der herannahende Krieg an der Donau plötzlich ein neues Ziel seiner Thätigkeit. In wilder Leidenschaft dichtete er sein an den Ton der Hermannsschlacht anklingendes „Kriegslied der Deutschen“. Aber als nun Oesterreich sich erhob und Erzherzog Karl an die Spitze des Heeres trat, da tönt wieder mit Zuversicht sein Lied „An Franz den Ersten“ und „An den Erzherzog Karl“ und in erhabner Leidenschaft dichtet er seinen Kriegsgesang: „Germania an ihre Kinder“, als endlich der Krieg proklamiert war (7. April). Er selbst wandert mit Dahlmann, der sich seit einiger Zeit in Dresden aufhielt und mit ihm schnell befreundet war, Ende April zu Fuß nach Süden, zunächst nach Prag und von da bis Znaym. Dort sammelten sich die Nichtösterreicher bei dem Major v. Kneseb[illegible]

der in geheimen Angelegenheiten da verweilte. Der Sieg bei Aspern, den sie hier in nächster Nähe erlebten und den der Dichter in seiner Rhapsodie „An den Erzherzog Karl" feierte, schien neue hoffnungsreiche Aussichten zu eröffnen und sie kehrten nach Prag zurück. Dieser Sieg hatte die Seele des edlen Dichters mit der höchsten Hoffnung erfüllt, an der Befreiung Deutschlands thätigen Anteil nehmen zu können. Schon auf der Wanderung war eine Reihe politischer Satiren entstanden, in denen er den Uebermut, die List und die rohe Gewaltthätigkeit des Feindes und die Schwäche der eignen Landsleute geißelte. Im Hause des Grafen Kolowrat, des Stadthauptmanns, las er sie unter allseitiger Anerkennung vor und sein Plan, sie in einer Zeitschrift, „Germania" zu veröffentlichen, fand lebhaften Anklang. Mit maßlosem Jubel ruft er in der Einleitung: „Jetzt oder niemals ist es Zeit, den Deutschen zu sagen, was sie ihrerseits zu thun haben, um der erhabenen Vormundschaft Oesterreichs, die sich über sie eingesetzt hat, allererst würdig zu werden; und dieses Geschäft ist es, das wir, von der Lust am Guten mitzuwirken bewegt, in den Blättern der Germania haben übernehmen wollen. Hoch, auf den Gipfel der Felsen soll sie sich stellen und den Schlachtgesang herabdonnern in das Thal! Dich, o Vaterland, will sie singen und deine Heiligkeit und Herrlichkeit, und welch ein Verderben seine Wogen auf dich herabwälzt. Sie will herabsteigen, wenn die Schlacht braust, und sich mit hochrot glühenden Wangen unter die Streitenden mischen und ihren Mut beleben und ihnen Unerschrockenheit und Ausdauer und Todesverachtung ins Herz gießen; — und die Jungfrauen des Landes herbeirufen, wenn der Sieg erfochten ist, daß sie sich niederbeugen über die, so gesunken sind, und ihnen das Blut aus der Wunde saugen." In einem „Katechismus der Deutschen", der leider nicht ganz erhalten ist, wollte er „allem Volk die Religion der nationalen Ehre, der Befreiung und Rache" predigen. Die zweitägige Schlacht bei Wagram vernichtete auch diesen Plan. „Noch niemals," schreibt er der Schwester, „bin ich so erschüttert gewesen, wie jetzt. Nicht sowohl über die Zeit — denn das, was eingetreten ist, ließ sich, auf gewisse Weise, vorhersehen; als darüber, daß ich bestimmt war, es zu überleben. Solange ich lebe, vereinigte sich noch nicht so viel, um mich

eine frohe Zukunft hoffen zu lassen, und nun vernichten die letzten Vorfälle nicht nur diese Unternehmung, — sie vernichten meine ganze Thätigkeit überhaupt.“ In höchster pekuniärer Bedrängnis, mehr und mehr vereinsamend, von Krankheit eine Zeitlang niedergeworfen, an der Zukunft gänzlich verzweifelnd, faßte der Unglückliche den frevelhaften Gedanken, sich selbst zu opfern, für die Befreiung des Vaterlandes von dem gehaßten Unterdrücker. Sein Freund Hartmann, den er, Arsenik verlangend, in das Geheimnis zog, bewahrte ihn durch Verweigerung des Giftes vor der verbrecherischen That.

Nach dem Abschluß des Wiener Friedens kehrte er, tief gebeugt und körperlich kaum genesen in die Vaterstadt zurück. Ulrike war verreist. Als er dort der „goldnen Schwester“ eine Strophe aus einem seiner Gedichte vorsagte und sie ihn nach dem Dichter fragte, rief er im tiefsten Schmerz: „Auch Sie kennen es nicht? O Gott, warum mache ich denn Gedichte!“ Aber wahrhaft erhebend ist es, mit welcher sittlichen Entrüstung er, wenn auch nur momentan, sich über den Selbstmord gegen dieselbe aussprach: „Solch ein Mensch komme ihm gerade so vor, wie ein trotziges Kind, dem der Vater nicht geben wolle, was es verlange, und das dann hinauslaufe und die Thür hinter sich zuwerfe.“ Welche Reihe von furchtbaren Kämpfen gegen den finstern Dämon, der ihn hinabziehen wollte, hatte er durchgekämpft! und immer wieder hatte das edle Gemüt den Sieg davon getragen. Auch seine dichterische Kraft sollte noch einmal eine herrliche Blüte treiben. Schon die Rückkehr des Königspaares in die Hauptstadt (23. Dez. 1809) hatte ihn zu dem männlich ernsten, von reinster Liebe zu seiner preußischen Heimat und zu seinem angestammten Herrscherhause eingeflößten Trostruf „An den König von Preußen“ emporgehoben und zu dem schönen Gedichte „An die Königin Luise“ begeistert, das, an ihrem Geburtstage (10. Febr. 1810) überreicht, „sie vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen rührte,“ und das er später in das herrliche Sonett an dieselbe umgoß.

Mit innerem Widerstreben hatte er sich dem Drängen seiner Familie gefügt, nicht nach Oesterreich überzusiedeln, sondern durch ein patriotisches Drama das Vertrauen der königlichen Familie zu erwerben und dadurch hauptsächlich eine

Anstellung herbeizuführen. Wohl zu diesem Zwecke raffte er sich zu einer neuen dramatischen Dichtung auf und in wenig Wochen war unter dem belebenden Einfluß der Freude über die Rückkehr des Königs und der Königin sein reifstes Werk: „Der Prinz von Homburg" vollendet; am 19. März konnte er der Schwester, indem er seine Bitte zu ihm zu ziehen wiederholte, in freudiger Hast schreiben: „Jetzt wird ein Stück von mir aus der brandenburgischen Geschichte auf dem Privattheater des Prinzen Radziwill gegeben und soll nachher auf die Nationalbühne kommen und, wenn es gedruckt ist, der Königin übergeben werden. Was sich aus allem diesem machen läßt, weiß ich noch nicht: ich glaube, es ist eine Hofcharge."

Wie das Käthchen von Heilbronn das erquickende Gegenbild zu der schauerlichen Penthesilea ist, die unwandelbare Liebe des Weibes in verklärendem Sonnenglanze gegenüber der dämonischen Liebesraserei in ihrer blutigdüstern Mordlust: so tritt der Hermannsschlacht, diesem grausen „Gemälde seines patriotischen Hasses", das heitre Bild der Vaterlandsliebe in dem Prinzen von Homburg gegenüber, ein letzter glänzender Sonnenstrahl seines Genius, ehe er bejammernswert in Nacht versank. Das Stück mißfiel, weil die den Soldatenstolz beleidigende Szene in demselben (III, 5) den gesunden Kern und die poetische Kraft des Ganzen unwirksam machte. Die Königin, seine edle Beschützerin, starb, und die tiefe Trauer der königlichen Familie und die immer drängender werdenden öffentlichen Sorgen ließen den Dichter in der Vereinsamung mehr und mehr in Thatlosigkeit versinken. Er nimmt in seinem „Letzten Lied" erschütternden Abschied von seiner Muse „und legt die Leier thränend aus den Händen".[1] Nur die materielle Not drückt ihm noch die Feder in die Hand. Durch Herausgabe früher entstandner Werke, besonders des „Käthchen von Heilbronn", das im März des Jahres dreimal auf dem Burgtheater in Wien zur Darstellung kam, fristete er eine Zeitlang kümmerlich sein Dasein; für die Dauer mußte eine andre Quelle erschlossen werden. Wohl hätte er durch Freunde und Gönner in den Regierungskreisen auch jetzt noch eine leid-

[1] Sieh das Gedicht: das „Letzte Lied" im Anhang.

liche Stellung einnehmen können, wenn nicht an seinem absonderlichen, krankhaften Wesen und Gebaren jeder Versuch gescheitert wäre. Da griff Adam Müller, der im Sommer 1810 von Wien nach Berlin kam, um aufs neue sich um einen Staatsdienst zu bewerben, abermals in seinen Lebensgang ein. Kleist hatte den Plan gemacht, eine neue Zeitschrift „Die Berliner Abendblätter" zu gründen, und die damals in Berlin lebenden Romantiker: Arnim, Fouqué, Brentano, hatten Beiträge versprochen. Sie sollte im Sinne der preußischen Politik unter Hardenberg, dem Großkanzler, geleitet werden und Kleist versprach sich von ihr neben dem materiellen Ertrag auch eine Sicherung seiner Lage. Müller aber, der sich zur Mitwirkung drängte und dessen unlauteren Charakter der verblendete Dichter nicht durchschaute, hatte sich mit dem in der Staatskanzlei thätigen, vielvermögenden Fr. v. Raumer, „dem kleinen Staatskanzler", überworfen, indem dieser seine lügenhaften Ansprüche auf einen ihm versprochenen hohen Staatsdienst mit Entrüstung zurückwies. Um sich zu rächen, lieh der frivole Sophist der der Regierung feindlich gesinnten ultra-aristokratischen Partei seine Feder und schrieb einen gehässigen Artikel in die Zeitschrift gegen die Reformgesetze und den Kanzler selbst. Kleist, der kurz vor dem Erscheinen dieses boshaften Artikels sich bemüht hatte, der Zeitschrift einen offiziellen Charakter zu erwerben und wenigstens die Aussicht auf Unterstützung erlangt hatte, geriet dadurch in die mißlichste Lage; seine Aufregung und Verwirrung benutzte Müller, um ihn gegen Raumer, als seinen Feind aufzuhetzen, der ihm eine pekuniäre Unterstützung zugesagt und dann die Erfüllung hintertrieben habe. Ein für Kleist beschämender, bis zur Herausforderung getriebener Briefwechsel mit Raumer endete mit dem von Thränen begleiteten Geständnis des gänzlich haltlos gewordenen Dichters, daß er zu allem angestiftet worden sei. Die Zeitschrift ging nach kaum vierteljährigem Bestand 1811 ein; sie hatte außer einigen älteren Sachen nichts gebracht, was des Dichters würdig gewesen wäre. Ein neuer Versuch, sich in seiner Not zu helfen, zu dessen Unterstützung er sich mit „gehorsamstem und innigstem Dank für die Beseitigung aller Mißverhältnisse" an Raumer wandte, blieb vergeblich; er bat den Kanzler, als einen bloßen Beweis seiner Gnade ihm die

Redaktion des kurmärkischen Amtsblattes zu übertragen. Die Nachrichten, die uns aus den letzten Monaten seines Lebens erhalten sind, besonders die von Paul Lindau veröffentlichten Briefe und Aktenstücke, zeigen uns ihn, wie er unaufhaltsam dem Untergange entgegengetrieben wird. Seine Kousine, Frau v. Kleist, verläßt Berlin; Müller, sein Dämon, an dem er unbegreiflicherweise noch immer hängt, kehrt für immer nach Oesterreich zurück. Fouqué, der wohl noch einigen Einfluß auf ihn hatte, lebt auf seinem Gute Nenndorf und eine Einladung desselben schlägt Kleist aus, aus Gründen, die uns glauben machen, daß er gänzlich vergessen habe, was er selbst kurz vorher als unberechtigt bezeichnet hatte, und immer wieder an der Realisierung seiner vermeintlichen Ansprüche arbeite. Ein Brief von Dahlmann in Kiel, der ihn herzlich einladet, zu ihm zu kommen, gelangt nicht an seine Adresse. Dagegen führt ihn Müller vor seiner Abreise im Mai einer Frau zu, deren ähnlicher Seelenzustand die traurige Entscheidung veranlaßte, vor der er so oft schon in finsteren Stunden gestanden hatte. Es war Adolfine Sophie Henriette Reber, die 31jährige Gattin des Generalrendanten Vogel, eine geistig reich begabte Frau, deren schwärmerisches Gemütsleben unwiderstehlich von den Leiden des Dichters ergriffen wurde. Die Ihrigen, der sie vergötternde Vater, ihr treu ergebener, ganz ihren Wünschen lebender Gatte, der sie sogar dem Dichter abtreten wollte, eine heranblühende Tochter, Pauline, vermochten trotz ihrer hingebenden Liebe nicht, der überspannten Frau, die durch unheilbares körperliches Leiden oft in tiefste Schwermut und in Lebensüberdruß versank, in ihren schweren Seelenkämpfen erhebend zur Seite zu stehen. Ein treuer Freund des Hauses, der Kriegsrat Peguilhen, erzählte Bülow (a. a. O. S. 76), daß ihre Lieblingsunterhaltung immer nur die Fortdauer nach dem Tode und die Glückseligkeit im Himmel betroffen habe. Die gleiche krankhafte Stimmung und eine begeisterte Hingabe an ernste Musik verband ihre Seelen zu unauflöslichem, anfangs leidenschaftslosem Seelenbunde. Wenn sie zusammen sangen, ernste Gesänge, besonders Psalmen, oder Henriette mit seelenvoller Stimme ihm vorsang, fühlten sie sich über alles Leid des Körpers und der Seele erhoben. „Ich fühle," schreibt Kleist an seine Kousine, „daß mancherlei Verstimmungen in

meinem Gemüte sein mögen, die sich im Drang der widerwärtigen Verhältnisse, in denen ich lebe, immer noch mehr verstimmen, und die ein recht heiterer Genuß des Lebens, wenn er mir einmal zu teil würde, vielleicht ganz harmonisch auflösen würde. In diesem Falle würde ich die Kunst vielleicht auf ein Jahr oder länger ganz ruhen lassen und mich, außer einigen Wissenschaften, in denen ich noch nachzuholen habe, mit nichts als mit Musik beschäftigen. Denn ich betrachte diese Kunst als die Wurzel, oder vielmehr, um mich schulgerecht auszudrücken, als die algebraische Formel aller übrigen, und so wie wir schon einen Dichter haben, — mit dem ich mich übrigens auf keine Weise zu vergleichen wage — der alle seine Gedanken über die Kunst, die er übt, auf Farben bezogen hat, so habe ich von meiner frühesten Jugend an alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen. Ich glaube, daß in dem Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind." Daß übrigens dieses innige Zusammenstimmen zweier so gleichgearteter Naturen ein leidenschaftliches werden mußte, würde anzunehmen sein, wenn es auch nicht die Ausdrücke „mein Tasso", „mein Werther" in dem letzten Briefchen Henriettens deutlich aussprächen; bei den streng sittlichen Grundsätzen beider aber wirkte diese Leidenschaft nur mit zu dem letzten unseligen Entschlusse. Eines Abends, als beide allein musizierten und Henriette ihn durch ihren Gesang mächtig ergriff, rief er aus: „Das ist zum Erschießen schön!" Dieser soldatisch leichtfertige Ausruf blieb in ihrer Seele haften und sollte zur unheilvollen That führen. Doch immer noch behielt, wie der angeführte Brief an die Freundin zeigt, die edle Grundstimmung und die nicht erschöpfte Kraft des Dichters die Oberhand in dem furchtbaren Kampfe. Auch seine warme Liebe zum Vaterland erzeugte neue Hoffnung, in bescheidener Stellung für dasselbe wirken zu können. Bei Gneisenau, der trotz seiner durch Napoleons Haß erzwungenen Entfernung von den amtlichen Geschäften für den König insgeheim wirken durfte, scheint er nach einem andern Briefe an dieselbe Freundin Vertrauen und Teilnahme gefunden zu haben. „G*** ist ein herrlicher Mann; ich fand ihn abends, da er sich zu einer Abreise anschickte, und war in einer ganz freien Entfaltung

des Gespräch nach allen Richtungen hin wohl bis um zehn Uhr bei ihm. Ich bin gewiß, daß, wenn er den Platz fände, für den er sich geschaffen und bestimmt fühlt, ich wieder in seiner Umringung den meinigen gefunden haben würde. Wie glücklich würde mich dies in der Stimmung, in der ich jetzt bin, gemacht haben: es ist eine Lust, bei einem tüchtigen Manne zu sein. Kräfte, die in der Welt nirgend mehr an ihrem Orte sind, wachen in solcher Nähe und unter solchem Schutze wieder zu einem neuen freudigen Leben auf. Doch daran ist nach allem, was man hier hört, nicht zu denken." Und gerade jetzt, wo er kleinmütig eine solche Hoffnung aufgab, winkte ihm die Erfüllung. Der König stellte ihn durch Handschreiben beim Militär an mit der Aussicht, eine Kompagnie zu erhalten oder Adjutant bei dem König selbst zu werden. Kleist eilte, ohne daß er seine Schwestern von dem Ereignis benachrichtigte, nach Frankfurt, um sich das Geld zu der neuen Einrichtung zu verschaffen. Sein ohne Zweifel sehr verwildertes Aussehen erregte bei seinem unerwarteten Erscheinen das Entsetzen der Schwestern. Dadurch ganz verwirrt, stürmte er fort, ohne die Ursache seines Kommens zu sagen; schrieb aber sofort, wohl im Gasthaus, jenes undatierte flüchtige Briefchen an Ulrike, in welchem er, nachdem er den Zweck seines Kommens kund gegeben, in grausiger Gefaßtheit fortfährt: „Da du dich aber, mein liebes wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick so sehr erschrocken hast, ein Umstand, der mich, so wahr ich lebe, aufs allertiefste erschütterte, so gebe ich, wie es sich von selbst versteht, diese Gedanken völlig auf; ich bitte dich von ganzem Herzen um Verzeihung und beschränke mich, entschlossen, noch heute Nachmittag nach Berlin zurückzureisen, bloß auf den andern Wunsch, der mir am Herzen lag, dich noch einmal auf ein paar Stunden zu sehen. Kann ich bei dir zu Mittag essen?"

Was bei dem Essen den vollständigen Bruch herbeiführte, erfahren wir erst aus den Briefen, die er am 9., 10. und 12. Nov., also wenige Tage vor seinem Ende, an seine Kousine Marie von Kleist richtete und die Paul Lindau in der Zeitschrift „die Gegenwart" aus dem Nachlaß des Kriegsrats Peguilhen zum erstenmal veröffentlichte.[1] „Ich habe dich,"

[1] Lindau (a. a. O. S. 70) bezweifelt die Annahme Wilbrandts, daß

schreibt er in dem ersten, „während deiner Anwesenheit in Berlin gegen eine andre Freundin vertauscht; aber, wenn dich das trösten kann, nicht gegen eine, die mit mir leben, sondern — mit mir sterben will. Mehr dir zu sagen, läßt mein Verhältnis zu dieser Frau nicht zu. Nur so viel wisse, daß meine Seele durch die Berührung mit der ihrigen zum Tode ganz reif geworden ist; daß ich die ganze Herrlichkeit des menschlichen Gemütes an dem ihrigen ermessen habe, und daß ich sterbe, weil mir auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrig bleibt. Lebe wohl! Du bist die Allereinzige auf Erden, die ich jenseits wieder zu sehen wünsche. Etwa Ulriken? — ja nein, nein ja, es soll von ihrem eignen Gefühl abhangen. Sie hat, dünkt mich, die Kunst nicht verstanden, sich aufzuopfern, ganz, für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehen: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt, ja, worin der Himmel bestehen muß, wenn es wahr ist, daß man darin vergnügt und glücklich ist.“ In dem Brief vom 10. schildert er (wohl auch übertrieben) den Bruch mit der Schwester. „Ich versichre dich, ich wollte doch lieber zehnmal den Tod erleiden, als noch einmal wieder erleben, was ich das letzte Mal in Frankfurt an der Mittagstafel zwischen meinen beiden Schwestern, besonders als die alte Wackern dazukam, erleben mußte. — — Der Gedanke, das Verdienst, das ich doch zuletzt, es sei nun groß oder klein, habe, gar nicht anerkannt zu sehen und mich von ihnen als ein ganz nichtsnütziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei, betrachtet zu sehen, ist mir überaus schmerzhaft, wahrhaftig, er raubt mir nicht nur die Freuden, die ich von der Zukunft hoffte, sondern er vergiftet mir auch die Vergangenheit.“ Dann, auf seine Anstellung kommend, fährt er fort: „Die Allianz, die jetzt der König mit den Franzosen schließt, ist auch nicht eben gemacht, mich im Leben zu erhalten. — — Was soll man doch, wenn der König diese

---

das weiter oben angeführte, von Bülow ohne Adresse veröffentlichte Brieffragment auch an die Kousine Kleist gerichtet sei, weil sie dort mit Sie, hier mit Du angeredet werde; jedoch scheint uns dieser Wechsel aus der aufs äußerste überspannten Stimmung erklärlich, die alle drei Briefe eingegeben hat.

des Gesprächs nach allen Richtungen hin wohl bis um zehn Uhr bei ihm. Ich bin gewiß, daß, wenn er den Platz fände, für den er sich geschaffen und bestimmt fühlt, ich wieder in seiner Umringung den meinigen gefunden haben würde. Wie glücklich würde mich dies in der Stimmung, in der ich jetzt bin, gemacht haben: es ist eine Lust, bei einem tüchtigen Manne zu sein. Kräfte, die in der Welt nirgend mehr an ihrem Orte sind, wachen in solcher Nähe und unter solchem Schutze wieder zu einem neuen freudigen Leben auf. Doch daran ist nach allem, was man hier hört, nicht zu denken." Und gerade jetzt, wo er kleinmütig eine solche Hoffnung aufgab, winkte ihm die Erfüllung. Der König stellte ihn durch Handschreiben beim Militär an mit der Aussicht, eine Kompagnie zu erhalten oder Adjutant bei dem König selbst zu werden. Kleist eilte, ohne daß er seine Schwestern von dem Ereignis benachrichtigte, nach Frankfurt, um sich das Geld zu der neuen Einrichtung zu verschaffen. Sein ohne Zweifel sehr verwildertes Aussehen erregte bei seinem unerwarteten Erscheinen das Entsetzen der Schwestern. Dadurch ganz verwirrt, stürmte er fort, ohne die Ursache seines Kommens zu sagen; schrieb aber sofort, wohl im Gasthaus, jenes undatierte flüchtige Briefchen an Ulrike, in welchem er, nachdem er den Zweck seines Kommens kund gegeben, in grausiger Gefaßtheit fortfährt: „Da du dich aber, mein liebes wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick so sehr erschrocken hast, ein Umstand, der mich, so wahr ich lebe, aufs allertiefste erschütterte, so gebe ich, wie es sich von selbst versteht, diese Gedanken völlig auf; ich bitte dich von ganzem Herzen um Verzeihung und beschränke mich, entschlossen, noch heute Nachmittag nach Berlin zurückzureisen, bloß auf den andern Wunsch, der mir am Herzen lag, dich noch einmal auf ein paar Stunden zu sehen. Kann ich bei dir zu Mittag essen?"

Was bei dem Essen den vollständigen Bruch herbeiführte, erfahren wir erst aus den Briefen, die er am 9., 10. und 12. Nov., also wenige Tage vor seinem Ende, an seine Kousine Marie von Kleist richtete und die Paul Lindau in der Zeitschrift „die Gegenwart" aus dem Nachlaß des Kriegsrats Peguilhen zum erstenmal veröffentlichte.[1] „Ich habe dich,"

[1] Lindau (a. a. O. S. 70) bezweifelt die Annahme Wilbrandts, daß

schreibt er in dem ersten, „während deiner Anwesenheit in Berlin gegen eine andre Freundin vertauscht; aber, wenn dich das trösten kann, nicht gegen eine, die mit mir leben, sondern — mit mir sterben will. Mehr dir zu sagen, läßt mein Verhältnis zu dieser Frau nicht zu. Nur so viel wisse, daß meine Seele durch die Berührung mit der ihrigen zum Tode ganz reif geworden ist; daß ich die ganze Herrlichkeit des menschlichen Gemütes an dem ihrigen ermessen habe, und daß ich sterbe, weil mir auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrig bleibt. Lebe wohl! Du bist die Allereinzige auf Erden, die ich jenseits wieder zu sehen wünsche. Etwa Ulriken? — ja nein, nein ja, es soll von ihrem eignen Gefühl abhangen. Sie hat, dünkt mich, die Kunst nicht verstanden, sich aufzuopfern, ganz, für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehen: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt, ja, worin der Himmel bestehen muß, wenn es wahr ist, daß man darin vergnügt und glücklich ist.“ In dem Brief vom 10. schildert er (wohl auch übertrieben) den Bruch mit der Schwester. „Ich versichre dich, ich wollte doch lieber zehnmal den Tod erleiden, als noch einmal wieder erleben, was ich das letzte Mal in Frankfurt an der Mittagstafel zwischen meinen beiden Schwestern, besonders als die alte Wackern dazukam, erleben mußte. — — Der Gedanke, das Verdienst, das ich doch zuletzt, es sei nun groß oder klein, habe, gar nicht anerkannt zu sehen und mich von ihnen als ein ganz nichtsnützliges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei, betrachtet zu sehen, ist mir überaus schmerzhaft, wahrhaftig, er raubt mir nicht nur die Freuden, die ich von der Zukunft hoffte, sondern er vergiftet mir auch die Vergangenheit.“ Dann, auf seine Anstellung kommend, fährt er fort: „Die Allianz, die jetzt der König mit den Franzosen schließt, ist auch nicht eben gemacht, mich im Leben zu erhalten. — — Was soll man doch, wenn der König diese

---

das weiter oben angeführte, von Bülow ohne Adresse veröffentlichte Brieffragment auch an die Kousine Kleist gerichtet sei, weil sie dort mit Sie, hier mit Du angeredet werde; jedoch scheint uns dieser Wechsel aus der aufs äußerste überspannten Stimmung erklärlich, die alle drei Briefe eingegeben hat.

Allianz abschließt, länger bei ihm machen? Die Zeit ist ja vor der Thür, wo man wegen der Treue gegen ihn, der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller andern bürgerlichen Tugenden von ihm selbst gerichtet an den Galgen kommen kann. Rechne hinzu, daß ich eine Freundin gefunden habe, die meine Traurigkeit als eine höhere, festgewurzelte und unheilbare begreift und deshalb, obschon sie Mittel genug in Händen hätte, mich hier zu beglücken, mit mir sterben will, die mir die unerhörte Lust gewährt, sich um dieses Zweckes willen so leicht aus einer ganz wunschlosen Lage wie ein Veilchen aus einer Wiese herausheben zu lassen; die einen Vater, der sie anbetet, einen Mann, der großmütig genug war, sie mir abtreten zu wollen, ein Kind, so schön und schöner als die Morgensonne, nur meinetwillen verläßt: und du wirst begreifen, daß meine ganze jauchzende Sorge nur sein kann, einen Abgrund tief genug zu finden, um mit ihr hinabzustürzen." Aus dieser Darstellung des verhängnisvollen Auftritts, der jedenfalls einige Wochen vor dem 11. August stattfand, erklärt sich der vollständige Bruch mit seiner Familie, wie auch das Nichtzustandekommen seiner Anstellung.

Zwar ladet er nochmals (11. Aug.) Ulriken ein, nach Berlin zu kommen und dort die Stelle einer Oberaufseherin an dem Luisenstifte zu übernehmen; aber der Ton des Briefes ist frostig und der Vorschlag scheint einer vorübergehenden Stimmung entsprungen zu sein. Ein Brief an Fouqué vom 15. August, der im ganzen als harmlose litterarische Unterhaltung erscheint, bestätigt doch in einer Stelle, daß er nach jenem Auftritt in Frankfurt fortwährend mit dem Gedanken an freiwilligen Tod umging. „Geschäfte der unangenehmsten und verwickeltsten Art (der vermeintliche Anspruch auf Geldentschädigung) haben mich diesen Sommer abgehalten, Ihnen in Nennhausen meine Aufwartung zu machen; inzwischen kommt es mir vor, als ob eine Verwandtschaft zwischen uns prästabiliert wäre, die sich in kurzer Zeit gar wunderbar entwickeln müsse, und es gehört zu meinen höchsten Wünschen, dies noch im Laufe dieses Herbstes zu versuchen." Und wie Bülow aus mündlichen Mitteilungen berichtet, soll er in der That dem Freunde, der in äußerst glücklichen Verhältnissen lebte, den Antrag gemacht haben, *gemeinschaftlich* mit ihm zu sterben. Auch hier, wie früher bei

Rühle und Pfuel, und in der letzten Zeit bei seiner Kousine zurückgewiesen, mied er die Gesellschaft und wurde immer enger in die Zauberkreise der unglücklichen Henriette gebannt. Sein sporadisches Thun beschränkte sich auf den Erwerb der Lebensnotdurft. Da kam im düstern November die schreckliche Entscheidung. „In einer einsamen Stunde," berichtet Bülow, „fragte ihn Henriette, ob er sich noch des ernsten Wortes erinnere, welches sie ihm schon früher einmal abgenommen habe, ihr, im Fall sie ihn darum bitte, jeden, selbst den größten Freundschaftsdienst zu leisten. Seine ritterliche Antwort war, er sei dazu zu jeder Zeit bereit, und sie sagte ferner: Wohlan, so töten Sie mich! Meine Leiden haben mich dahin geführt, daß ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag. Es ist freilich nicht wahrscheinlich, daß Sie es thun, da es keinen Mann mehr auf Erden gibt; allein . . Ich werde es thun, fiel ihr Kleist ins Wort, ich bin ein Mann, der sein Wort hält."

So verwandelte sich der Genius der Kunst, der ihm in die finstersten Abgründe des Gemüts geleuchtet hatte, dem durch die Ungunst der Verhältnisse und durch eigne Schuld zerrütteten Gewissen in einen höhnischen Dämon und trieb ihn mit wahnsinniger Logik zu doppeltem unsühnbaren Verbrechen. Zwei gegenseitige Briefchen der beiden aus ihren letzten Tagen, die nichts als eine unendliche Reihe hyperbolischer, die widerlich süßliche Diktion Claurens und den Lohensteinschen Bombast überbietender Liebkosungswörter enthalten, bezeugen in ihrem teils kindischen, teils wollüstigen Spiel, daß die Phantasie des Dichters, die namentlich in den früheren Werken sich so oft über die Grenzen des Schönen hinaus verlor, gänzlich zügellos geworden war und in dem fieberhaft überspannten Wesen der Frau einen matten, erzwungenen Widerhall gefunden hatte. Am 21. November vollführte Kleist am Wansee bei Potsdam mit furchtbarem Gleichmut den unseligen Doppelmord. Wir unterlassen eine Schilderung dieses jammervollen Vorgangs. Das Richteramt steht uns nicht zu; in unsrer Empfindung aber wird sich mit dem Entsetzen über die That stets das innige Mitleid mit dem Unglücklichen mischen. Die Briefe, die beide, zum Teil gemeinsam, tags vorher und in der Nacht in dem einsamen Krug (Gasthaus) „zum Stimming" an die Freunde, besonders an die Gattin Müllers, schrieben,

erregen mit ihrer krankhaften, fast frivolen Heiterkeit, die als eine Frucht der schrecklichen Gelassenheit des Irrsinns erscheint, in uns das Gefühl des Grausens. Nur der ergreifende Brief, den Kleist am Morgen seines Todes an Ulrike schrieb, läßt uns noch das edle Gemüt des Dichters erkennen. Mit ihm möge dieser Lebensabriß schließen. „Ich kann nicht sterben, ohne mich zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und soweit auch, vor allen andern, meine teuerste Ulrike, mit dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Aeußerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten; die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen ist. Und nun lebe wohl; möge dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für dich aufzubringen weiß.

Stimmings bei Potsdam, den —
am Morgen meines Todes.

Dein Heinrich."

So hatte denn „die schwesterlichste der Seelen" mit all ihren Opfern den geliebten Bruder nicht retten können. Starkmütig trug sie in treuem Herzen schweigend das unsägliche Leid; die Erziehung junger Mädchen erheiterte ihr Leben, das sie in dem einsam gewordenen Vaterhause zubrachte, bis zu ihrem späten Tode im Jahre 1849.

Die Darstellung der letzten Tage Kleists in den Biographieen von Bülow, Julian Schmidt und Wilbrandt findet ihre schließliche Vollständigkeit in den Aufzeichnungen und Aktenstücken, die Peguilhen zum Zweck der Veröffentlichung zusammengestellt, aber, durch ein Druckverbot des Königs (6. Dezember) daran verhindert, für die Nachwelt aufbewahrt hatte. Sie sind ihrem wesentlichen Inhalt nach in der „Gegenwart" (a. a. O.) bekannt und von Karl Siegen in seiner biographischen Skizze zur Feststellung und Berichtigung der Thatsachen benutzt worden.

Um den Dichter Kleist zu würdigen, mußten wir den Lebensgang des Menschen ausführlicher schildern. Seine

Persönlichkeit, wie sie uns aus dieser Schilderung entgegentritt, ist eine nicht leicht zu enträtselnde; sie zeigt uns Züge, die uns mächtig zu ihm hinziehen, in engster Verschmelzung mit solchen, die uns abstoßen und erschrecken. Wir sehen Werther in leiblicher Gestalt vor uns. Goethes Ausspruch (s. Einl. S. XXXV f.) ist, so hart er erscheint, vollkommen wahr. Wir erkennen in ihm eine schön und groß angelegte durchaus edle und wahrhaftige Natur, die aber den Keim der Selbstzerstörung in sich trägt. Wohl mag eine krankhafte physische Anlage Grund dieser Erscheinung gewesen sein, wie er ja auf den Irrpfaden seines Lebens oft und in bedenklichster Weise mit schwerer Krankheit zu kämpfen hatte; sicher aber hat mehr noch die seelische Disharmonie das Unglück seines Lebens begründet. Seine reichen Geistesgaben würden bei stetiger, systematischer Leitung ihn befähigt haben, ohne Gefahr in die Tiefen der neuen Philosophie einzudringen; aber zu einem Berufe gedrängt, der traditionell in seiner Familie, seinem innersten Wesen nicht entsprach und gerade damals auch wenig Erhebendes bieten konnte, ließ er jahrelang seine Geisteskräfte brach liegen, und als er dann, den Einspruch seiner Familie und seiner Gönner nicht achtend, gewaltsam sich losriß, um auf dem Wege der Wissenschaften und insbesondere der Philosophie seine Lebensaufgabe zu suchen, fehlte ihm die Ausdauer, das Versäumte nachzuholen; nach kurzer, übermäßiger Anstrengung, die auch seine physische Natur zerrüttete, kehrte er der Philosophie den Rücken, „die ja nur den Schein der Wahrheit und nicht diese selbst geben könne". Nun erst jagt er dem nach, was sein wirklicher Beruf ist; der Dichter ist in ihm erwacht. Seine glühende Phantasie, die sich bis dahin an den Meisterwerken Goethes, Schillers und Shakespeares genährt hatte, ohne ihn unbegreiflicherweise zu eignem selbständigem Schaffen anzuregen, verlangt nun gewaltsam ihr Recht; die Briefe, die er fortan schreibt, besonders an Ulrike, sind Erzeugnisse seines dichterischen Schaffens. Mit dem Drang auf dieser neuen Laufbahn fortzuschreiten, erwacht auch in ihm der ungemessene Ehrgeiz, eine höhere Stufe zu erklimmen, ein Drama zu dichten, in welchem Ideal und Natur zu vollendeter Harmonie vereinigt wären; aber nur in seligen Momenten schwebt ihm die Idee seines Meisterwerkes vor der Seele; sowie

er an die Ausführung derselben geht, tritt ihm bald wieder das scharf Analysierende und unerbittlich Kritisierende seines Verstandes hemmend entgegen und in stürmischer Leidenschaftlichkeit vernichtet er, was er geschaffen. Die krankhafte Scheu, sein Inneres selbst den Vertrautesten zu offenbaren, der Stolz, nicht als Unfertiger, erst Werdender vor ihnen zu erscheinen, wächst in erschreckender Weise; er vereinsamt in seinem Schaffen immer mehr, je ferner er sein Ziel gerückt sieht. Nur das vollendete Werk sollen die Seinigen, soll die Welt kennen lernen; er will den vollen Kranz der Unsterblichkeit erringen oder unerkannt untergehen. In vielen Zügen ist, wie Wilbrandt bemerkt, der „Sänger des Frühlings" vor dessen Denkmal auf dem Frankfurter Friedhof mit der rühmenden Inschrift der Knabe gewiß oft mit innerer Erregung gestanden hat, das Ebenbild unsres Dichters: gefesselt gleich ihm durch seinen Adel und durch seine Armut, wie durch den Druck einer nüchtern denkenden Familie, gleich ihm erst spät und wie durch Zufall zum Poeten geworden, unglücklich im Kriegerstande, wenig begabt, sich nach außen geltend zu machen, und in Zurücksetzung und Krankheit vereinsamt, zuweilen verbittert, oft voll Melancholie; von ähnlicher Sehnsucht nach Natur, Liebe, weiter Wanderschaft, von ähnlicher Innigkeit des Gemüts und von Ernst und Bedächtigkeit beim poetischen Arbeiten; nur daß er nicht Heinrichs überfliegenden Ehrgeiz und finstre Leidenschaftlichkeit der Seele hatte, sondern von harmloser Bescheidenheit und eine elegische, nicht eine tragische Natur war; und, setzen wir hinzu, daß er zu einer Zeit lebte, in die noch nicht die Sonne von Weimar ihre blendenden Strahlen geworfen hatte. Es beginnt nun die Zeit seines rastlosen Hin- und Herwanderns. In verzehrender Unruhe sucht er in den äußeren Verhältnissen, was er nur in ausharrender Arbeit in sich finden konnte. Sein Aufenthalt in Paris endet, nachdem er längst den vorgegebenen Zweck aufgegeben hatte, mit Vernichtung der entworfenen Dichtung (Guisklard). Er will nun in ländlicher Zurückgezogenheit in der Schweiz sich selbst wieder finden; an der Seite eines treuen Weibes glaubt er in ländlicher Beschäftigung seinen Genius frei machen zu können. Da die Braut auf den abenteuerlichen Plan nicht eingehen kann, gibt er sie auf; aber auch die Idylle am Thuner See endet nach

kurzen Wochen. Schwere Krankheit wirft ihn nieder und erst im Spätherbst kehrt er mit der Schwester, die zu seiner Pflege herbeigeeilt war, ins Vaterland zurück; doch war der Aufenthalt in der Schweiz durch den Umgang mit dichterisch begabten Freunden fördernd für sein Dichterleben. Während des mehrmonatlichen Aufenthaltes in Weimar und Osmannstädt traten ihm wieder die Gestalten seines Werkes vor die Seele und ließen ihn oft mitten unter den Menschen das Gegenwärtige vergessen. Der enthusiastische Beifall des alten Wieland, dem er einige Szenen vordeklamierte, brachte ihn in die höchste Aufregung und er versprach das Werk zu vollenden. Aber nicht lange, so trieb es ihn wieder fort. Wie ein Dämon verfolgte ihn sein Werk; jeder neue Versuch, es voll zu gestalten, steigert seinen Seelenkampf. Eine Reise in die Schweiz, durch die ihn sein trefflicher Freund Pfuel zu retten hoffte, endet mit dem wahnwitzigen Einfall, im Dienste des Erbfeindes den Tod in der Schlacht zu suchen. Ein Zufall rettet ihn; aber die Kraft des Leibes und der Seele ist gebrochen; schwere Krankheit bedroht ihn mit Tod oder Wahnsinn. Nochmals genesen, gibt er dem Drängen der Seinen nach und übernimmt fast willenlos wieder ein Amt. Das Unglück, das nun über sein Vaterland hereinbricht, hebt den Zwang auf, dem er sich nur ungern unterworfen, erweckt aber auch in seiner edeln Seele den heißen Drang, alle Kraft für seine Befreiung einzusetzen; aber rohe Gewalt entreißt ihn der Heimat und als Gefangener muß er im Lande des Feindes schmachten, während sein Vaterland zerstückelt wird. Die allgemeine Not hat ihm aber wieder neue Spannkraft des Geistes gegeben. Gerade hier in der Gefangenschaft gestaltete sich im wesentlichen das später in Dresden vollendete Werk, das trotz dem empörenden Ausgang zuerst den gereiften Dramatiker zeigt und das erste ist, in welchem er es wagt, sein eignes Geschick „den Glanz und den Schmerz seiner Seele" niederzulegen. Die „Penthesilea" schildert des Dichters leidenschaftliches Ringen nach Verkörperung seines Ideals, des Guiskard, und seinen trostlosen Verzicht in dem Schicksal der Königin der Amazonen, „die den schönsten und herrlichsten der Männer zu ihren Füßen niederzwingen will und nach kurzem Rausche des Uebermuts in rasendem Toben untergeht". Wahrhaft erschüt-

ternd ist, was Pfuel berichtet. Als er eines Abends den Dichter besuchte, fand er ihn den Kopf aufgestützt und in einem Strom von Thränen. „Was hast du, was ist dir?“ redet er ihn voll Verwirrung an. „Nun ist sie tot,“ war alles, was Kleist erwiderte. Er meinte die Penthesilea.

Wiewohl er nun in Dresden in den Kreisen Adam Müllers überschwengliche Huldigung empfing und seine Hoffnungen momentan aufs höchste gespannt wurden, wütete doch der Kampf in seiner Seele zerstörend fort. Die kühle Zurückweisung der Penthesilea von seiten Goethes und die Mißhandlung seines Lustspiels auf der Weimarer Bühne reißen sein empörtes Gemüt zu unwürdigen Ausbrüchen der Leidenschaft hin; durch unnatürliche Anforderung verscherzte er sich abermals die Liebe eines edeln Mädchens; aber gerade der tiefe Schmerz über diese Täuschung schuf im „Käthchen von Heilbronn“ das wunderbar liebliche Bild weiblicher Hingebung. Die zunehmende Zerrüttung des Vaterlandes, insbesondere der Abfall Sachsens von der deutschen Sache, drängten den Dichter, seinem Haß gegen den Unterdrücker und seinem Zorn über die Lässigkeit und Zwietracht der deutschen Fürsten in seinem ersten patriotischen Drama, „der Hermannsschlacht“ glühenden Ausdruck zu geben. Der unmittelbar nachher ausbrechende Krieg in Oesterreich ließ den innern Kampf schweigen; mit edler Leidenschaftlichkeit widmete er sein mächtiges Talent der Sache des Vaterlandes; die Gedichte jener Zeit und die patriotischen Aufsätze sind herrliche Zeugnisse eines deutschen Herzens. Aber der trostlose Ausgang der Erhebung warf ihn gänzlich nieder. Und dennoch entstand in dieser jammervollen Trostlosigkeit in wenig Monaten sein reifstes Drama, der „Prinz von Homburg“, in welchem der mißkannte treue Sohn seines engeren Vaterlandes die volle Glut seiner Liebe zu demselben ausströmte. Ob dies Drama wirklich auf der Privatbühne des Prinzen Radziwill aufgeführt wurde und keine Anerkennung fand oder etwa beim Vortrag im engeren Kreise Anstoß erregte und zurückgewiesen wurde, können wir nicht entscheiden: gewiß ist, daß mit dem augenblicklichen Schicksal desselben in der Seele des Dichters jeder Strahl der Hoffnung für sich und sein Vaterland erlosch und er in kleinmütiger Verzweiflung das Leben hinwarf in einem Augenblicke, wo

der Erfüllung nahe war, was er in seinem Schwanengesang prophetisch verkündet hatte.

Wir schließen uns vollständig dem Urteil an, das H. v. Treitschke in seiner geistreichen, liebevoll anerkennenden Biographie über den Dichter Kleist gefällt hat (s. a. a. O. S. 669): „Mag ihn die Litteraturgeschichte immerhin zu der romantischen Schule zählen — die stolze Ursprünglichkeit dieser Erscheinung wird durch einen Gattungsnamen mitnichten erschöpft. Jedes Gedicht Kleists entspricht der Mahnung, die er einst den nachahmenden Künstlern zurief, ‚die Werke der alten Meister sollten die rechte Lust in euch erwecken, auf eure Weise gleichfalls zu sein'. Er hat die Märchenpracht der Romantik mit ahnungsvoller Zartheit besungen, ja der Kantianer sehnte sich auf Augenblicke nach dem Frieden, den nur die Formenschöne des katholischen Kultus gewähren könne; aber dicht neben diesen phantastischen Träumen liegt in seinem Geiste der strenge Realismus, die Freude an dem Schlichtnatürlichen, die Verstandesklarheit des protestantisch-norddeutschen Wesens, und der uns soeben die gaukelnden Gestalten einer Wunderwelt geschildert, er führt uns im nächsten Augenblick in die Kämpfe des politischen Lebens, läßt uns in vollen Zügen die frische, scharfe Luft der Zeitgeschichte atmen. So steht der wunderliche Grübler vereinsamt wie ein Fremder in einer Zeit, deren Kämpfe und Leiden er doch tief bewegt im Innersten empfindet, und wir Nachlebenden wissen nicht zu sagen, ob wir ihn beklagen sollen als einen Spätling oder als einen zu früh Gebornen. Er erschien zu spät — denn dem geistigen Vermögen einer jeden Epoche ist ein festes Maß gesetzt; es war unmöglich, daß die deutsche Kunst noch bei Lebzeiten Goethes jenen neuen Stil hätte finden können, von dem Kleist träumte. Und wieder: er kam zu früh, denn erst der Bürgersinn, der realistische Zug der Gegenwart beginnt den Kern dieses Dichtergeistes zu verstehen, erst den Dramatikern unsrer Tage sind seine Werke ein Vorbild."

Entstehung und Schicksale des Dramas.

Wie in dem Lebensabriß berichtet worden ist, dichtete Kleist in dem Winter von 1809 auf 1810 sein Drama: „Prinz Friedrich von Homburg"; schon am 19. März 1810 konnte er der Schwester die Vollendung melden. In einem Briefe an Fouqué spricht er mit voller Befriedigung von demselben. Die Hoffnung, daß es auf die Bühne kommen werde, schlug fehl; die ohne Zweifel militärischen Kreise, in denen es bekannt wurde, nahmen Anstoß an den Szenen, in denen die Todesscheu des Prinzen geschildert wird. Zudem starb sein Schutzgeist, die Königin, es blieb Handschrift und wurde zum erstenmal 1821 in den „hinterlassenen Schriften" mit der „Hermannsschlacht" von L. Tieck herausgegeben und in demselben Jahre in Wien, Breslau, Frankfurt a. M. und Dresden aufgeführt; in Berlin kam es erst 1828 auf die Bühne. Seitdem erhielt es sich spärlich auf den größeren Theatern; doch erst die Schauspielergesellschaft des Herzogs von Meiningen brachte es zu voller Geltung, wiewohl an den meisten Orten die Aufführungen immer noch zu vereinzelt erscheinen. Einen zweiten Abdruck veranstaltete Tieck 1826 in Kleists „Gesammelten Schriften". Erst 1859 erschien eine zweite Auflage der „Gesammelten Werke", besorgt von Julian Schmidt; welche später als Stereotypausgabe wiederholt worden ist. Außerdem ist unser Drama im zweiten Teile der Hempelschen Ausgabe von Kleists Werken und in dem 41. Bande der Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts unter seinen ausgewählten Dramen abgedruckt. Für das Repertoire des Meininger Hoftheaters (IV. Heft 1879) ist eine besondere Bearbeitung gedruckt worden.

Geschichtliche Grundlage.

Was die geschichtliche Grundlage betrifft, so wird der Dichter wohl hauptsächlich die Darstellung der Memoiren Friedrichs des Großen und etwa die Denkwürdigkeiten der vier letzten Regenten des preußischen Staates von Pöllnitz benutzt haben, da ihm für seinen Zweck der authentische Hergang des weltgeschichtlichen Ereignisses gleichgültig war und er in seiner von den trostlos verwickelten Verhältnissen aufgeregten Stimmung bei der ungewöhnlich raschen Ausführung kaum auf die zuverlässigeren Quellen des 17. Jahrhunderts zurückgegangen sein wird. Inwieweit er sich an seine Quellen gehalten hat, wird der Bericht des Königs, den wir hier in der Uebersetzung geben, deutlich machen: Am 18. Juni (28. n. St.) rückte der Kurfürst (von Nauen) gegen die Feinde vor; 1600 Reiter seines Vortrabs übergab er der Führung des Prinzen von Homburg mit dem Befehl, sich in keinen Kampf einzulassen, sondern den Feind zu beobachten. Der Prinz rückt vor und, nachdem er ein Gehölz durchritten, sieht er die Schweden zwischen den Dörfern Hackelberg (Hakenberg) und Tarnow (Tarmow) lagern, einen Sumpf in ihrem Rücken, die Brücke von Fehrbellin unten zu ihrer Rechten und eine kahle Ebene vor ihrer Front. Er wirft die Vorhut zurück, verfolgt sie und treibt sie bis zu dem Kern ihres Heeres, zu gleicher Zeit verlassen die schwedischen Truppen ihre Lagerstelle und ordnen sich zum Kampf. In seinem Feuereifer überläßt sich der Prinz von Homburg gänzlich seiner Leidenschaft und verwickelt sich in einen Kampf, der leicht zu unheilvollem Ausgang hätte führen können, wäre nicht der Kurfürst, benachrichtigt von der Gefahr, in welcher der Prinz sich befand, zu seiner Hilfe herbeigeeilt.

Friedrich Wilhelm, dessen scharfer Blick bewundernswert, dessen Thatkraft erstaunlich war, traf augenblicklich seine Anordnung; er benützte eine Anhöhe, um seine Batterie aufzustellen und ließ mehrmals auf den Feind Feuer geben. Das schwedische Fußvolk wurde dadurch zum Wanken gebracht, und

als er bemerkte, daß es zu weichen begann, warf er sich mit seiner ganzen Reiterei auf den rechten Flügel der Feinde, drang in ihn ein und schlug ihn gänzlich. Das schwedische Leibregiment und das der Ostrogoten wurden vollständig zusammengehauen; die Niederlage des rechten Flügels zog den des linken nach sich. Die Schweden warfen sich in die Sümpfe, wo sie von den Bauern getötet wurden, und die, welche sich retteten, flohen durch Fehrbellin und brachen die Brücke hinter sich ab. Die Würde der Geschichte verlangt es, die edle That zu berichten, welche ein Stallmeister des Kurfürsten in dieser Schlacht vollbrachte. Der Kurfürst ritt einen Schimmel; Froben, sein Stallmeister, bemerkte, daß die Schweden auf dieses Pferd, das sich durch seine Farbe auszeichnete, sichrer zielten als auf die andern. Er bat seinen Herrn, es mit dem seinigen zu vertauschen, unter dem Vorwande, daß das Pferd des Kurfürsten scheue; und kaum hatte dieser treue Diener einige Augenblicke den Schimmel bestiegen, als er getötet wurde und so durch seinen Tod dem Kurfürsten das Leben rettete.

Der Fürst konnte, da er kein Fußvolk hatte, weder die Brücke von Fehrbellin erstürmen, noch den Feind auf seiner Flucht verfolgen; er begnügte sich, auf dem Schlachtfeld zu lagern, wo er einen solchen Ruhm erlangt hatte. Dem Prinzen von Homburg verzieh er, daß er so leichtsinnig das Wohl des ganzen Staates auf das Spiel gesetzt hatte. Er sagte zu ihm: „Wenn ich Euch nach der Strenge der Kriegsgesetze richten wollte, hättet Ihr den Tod verdient; aber möge mich Gott behüten, daß ich den Glanz eines so glücklichen Tages verdunkle, indem ich das Blut eines Prinzen vergieße, welcher mir vor allen zum Siege verholfen hat.“

Nur in einer Schrift des 18. Jahrhunderts wird das Verhalten des Prinzen und der Tod Frobens in ähnlicher Weise dargestellt, letzterer, wie manche andern Züge, fast mit denselben Worten. Es sind dies die Memoiren des Freiherrn K. Gg. v. Pöllnitz, geb. 1692, gest. als Theaterdirektor in Berlin 1775. Er war ein Mann von vielem Talent, aber höchst unzuverlässigem Charakter. Nachdem er, als preußischer Kammerjunker in Ungnade gefallen, trieb er als Abenteurer sich in der Welt herum, dienstliche Stellungen annehmend und wieder verlassend, wiederholt die Konfession wechselnd, wurde

dann nach 1740 Gesellschafter des Königs und als lustiger Rat behandelt. Da er die Memoiren, die erst lange nach seinem Tode gedruckt wurden, während seines Hofdienstes beim König schrieb, so könnte die Uebereinstimmung wohl auf eine Benutzung derselben durch den König schließen lassen. Darauf möchte auch der Umstand hindeuten, daß die Geschichte von Froben in den späteren Ausgaben der königl. Memoiren, z. B. von 1762, weggelassen ist. Pöllnitz trägt nur hier und da in noch lebhafteren Farben auf. So lautet bei ihm der Befehl des Kurfürsten: wenn die Schweden Miene machten, ihn anzugreifen, solle er sich zurückziehen („den Feind beobachten" bei Friedrich). Dann fügt er hinzu: „der Prinz, der erst seit kurzem (er war bereits seit 1661 Generalleutnant und seit 1670 General der Kavallerie) in Kriegsdienste getreten war, brannte vor Begierde, sich auszuzeichnen. Als er daher — die schwedische Armee nicht weit von Fehrbellin gelegen sah, vergaß er die Befehle des Kurfürsten und gab nur seiner Herzhaftigkeit Gehör." Den Vorfall nach der Schlacht schildert Pöllnitz folgendermaßen: „Der Kurfürst begnügte sich damit, sein Lager auf dem Schlachtfeld aufzuschlagen, wo er die Glückwünsche der vornehmsten Offiziere annahm, während der Prinz von Homburg sich entfernt hielt und sich ihm nicht zu nahen wagte. Der Kurfürst bemerkte es bald. Er rief ihn also näher und sagte zu ihm: ‚Wollte ich jetzt nach den Kriegsgesetzen verfahren, so würden Sie den Kopf verlieren, indem Sie meine Befehle nicht befolgt haben; aber wir haben jetzt den Feind geschlagen; Sie haben Teil am Siege gehabt. Ich verzeihe Ihnen, Sie haben meine Freundschaft und meine ganze Hochachtung wieder.' Er umarmte ihn zugleich und gab ihm die seiner Tapferkeit gebührenden Lobsprüche und stellte ihm in aller Güte vor, wie gefährlich es sei, sich von einem zu brausenden Mute hinreißen zu lassen."

Nachdem er Frobens Tod ziemlich mit denselben Worten, nur breiter erzählt hat, fügt er hinzu: „Der Tod des Stallmeisters, der statt Seines Todes mit dessen eignem Willen erfolgte, rührte ihn außerordentlich, bestärkte ihn aber auch in seiner vorgefaßten Meinung von der Prädestination."

Wirklicher Hergang der Schlacht bei Fehrbellin.

Ehe wir nun sehen, was in des Dichters Darstellung historisch begründet ist, geben wir im Auszuge den wirklichen Hergang der Schlacht, die Brandenburgs Stellung in Deutschland und Europa wesentlich begründet und dem Kurfürsten den Namen „der Große“ erworben hat. Sowohl das Theatrum europaeum (1682) und „Hochverdienter Helden Lorbeer“ (1685), wie die andern historischen Schriften des 17. Jahrhunderts, vor allen Samuel Pufendorfs Werk de rebus gestis Friderici Guilielmi (Berlin 1695) geben schon im wesentlichen die Thatsachen, wie sie Stengel und die neueren Historiker wieder bringen. Pufendorf (1632—1695), der bedeutendste Staatsmann dieser Epoche, ein wahrhaftiger und echt deutscher Mann von großem praktischen Scharfblick, war kurz vor dem Tode des großen Kurfürsten, der ihm den Auftrag, die Geschichte zu schreiben, gegeben hatte, von Schweden nach Brandenburg gekommen. Friedrich III. stellte ihm für sein Werk alle Akten zur Verfügung, besonders die Handschriften des Magirus, Geheimsekretärs des großen Kurfürsten, der die „geheimsten Schriften“ seines Herrn in Verwahrung hatte. Unter diesen war auch das großenteils französisch geschriebene Tagebuch des Kammerherrn und Reisemarschalls Dietrich Sigismund v. Buch, der den Kurfürsten während seiner letzten Feldzüge begleitete und namentlich in dem Feldzug von 1675 aktiv beteiligt war. Die neuesten Spezialschriften, die in der Einleitung angegeben sind, namentlich die zum Jubiläum unter dem Titel: Fehrbellin erschienenen von v. Witzleben und Dr. Hassel (Berlin 1875) und von Dr. Konrad Schottmüller (Berlin 1875) fußen auf dem Tagebuche; erstere Schrift gibt auch umfangreiche Proben. Wir nehmen für unsre Darstellung die erstgenannte Schrift zum Führer.

Während nach dem durch Saumseligkeit, wenn nicht Treulosigkeit Oesterreichs verunglückten Feldzuge des Jahres 1674 im Elsaß der Kurfürst sein Heer nach Franken in die Winterquartiere zurückführte, waren, von Frankreich angestiftet, die

Schweden in die Mark eingefallen und richteten trotz dem energischen Widerstande des tapfern Landvolks furchtbare Verheerungen an. Der Statthalter Johann Georg von Anhalt, des Kurfürsten Schwager („der brandenburgische Scharnhorst"), Vater des 1676 gebornen weltberühmten Leopold von Dessau, sandte dringliche Berichte in das Hauptquartier zu Schweinfurt, während er alles, was in seiner Macht stand, aufbot, um den Feind aufzuhalten. Der Kurfürst, der von seinem höheren Standpunkte aus den Einfall der Schweden als eine günstige Gelegenheit ansah, die beiden Störer der Ruhe des Kontinents in ihre Schranken zu weisen, bemühte sich unausgesetzt, ein Bündnis der Mächte zustandezubringen; monatelang war er in Holland persönlich in dieser Richtung thätig; Kaiser und Reich, Dänemark, England, die Generalstaaten zeigten sich bereit, aber zur That kam es nicht; nur der Bischof von Münster versprach, mit 7000 Mann Schutz gegen den Herzog von Hannover, der sich mit den Schweden verbinden wollte. Die Generalstaaten erklärten erst, als der Feldzug schon begonnen, an Schweden den Krieg und der Kaiser wurde nur dadurch, daß die Schweden Schlesien bedrohten, endlich bewogen, Truppen vorrücken zu lassen, deren zweifelhafte Unterstützung aber nicht abgewartet werden konnte, da die Schweden, um den Herzog von Hannover zu wirklicher Teilnahme zu bringen, die Elbe überschreiten sollten. So war also der Kurfürst in diesem verhängnisvollen Augenblick allein auf sich angewiesen. Am 27. Mai (a. St.) brach er von Schweinfurt mit 20,000 Mann auf, erreichte am 11. Juni Magdeburg und trotz tagelang strömendem Regen konnte er schon am 15. Juni in Rathenow einziehen, das durch einen kühnen Ueberfall dem Feinde unter dem Obersten Wangelia entrissen wurde. „In 20 Tagen (unter denen zwei Rasttage in Ilmenau und Staßfurt) hatte also der Kurfürst mit einem kleinen Teil seines Heeres mehr als 40 Meilen zurückgelegt und dabei den Thüringer Wald überschritten, eine Marschleistung, die in damaliger Zeit bei den höchst mangelhaften Straßen bewundernswert ist und im 17. Jahrhundert vielleicht nur durch Torstensons Marsch von Mähren nach Holstein übertroffen wurde." Das war der erste große Erfolg in diesem Feldzuge; die Brandenburger hatten sich wie ein Keil zwischen die beiden Teile des schwedischen

Heeres geschoben, deren einer, unter dem Generalleutnant Woldemar v. Wrangel, dem Bruder des kurz vorher erkrankten Oberbefehlshabers Karl Gustav, im Begriff war, von Brandenburg über Rathenow und Fehrbellin nach Havelberg zu ziehen, wo das Hauptquartier des Feldmarschalls, seines Bruders, war. „Am folgenden Morgen (16. Juni) versammelte der Kurfürst seine Truppen zu einem feierlichen Dankgottesdienst. Der Magister Konstantin Voitus hielt hierbei auf Befehl des Kurfürsten die Predigt über den Text (Psalm 28. V. 8): der Herr ist ihre Stärke; er ist die Stärke, die dem Gesalbten hilft." Der Kurfürst wollte, bevor er weiter vorrückte, seine Infanterie und Artillerie, die er bei Magdeburg gelassen hatte, abwarten und dann gegen Brandenburg ziehen. Da er aber durch Kundschafter erfuhr, daß Wrangel, seinen Plan ändernd, die Richtung nach Nauen bereits eingeschlagen habe, „entschloß er sich kühn und ohne Bedenken, den Kampf mit der Reiterei allein aufzunehmen und seinen Gegner anzugreifen, bevor derselbe die Pässe des havelländischen Luches (Luch-Moor) überschritten hätte." Nach Osten in der Richtung von Nauen ziehend, gelangte er am 16. abends bis Barnewitz; trotz strömendem Regen brachte das kleine Heer die Nacht im Freien zu, der Kurfürst blieb im Wagen, die Pferde standen gesattelt. Früh am 17. setzte man den Marsch nach Nauen fort. „Der Kurfürst, glaubend es werde hier zu ernstlichem Treffen kommen, sagte zu seinem Reisemarschall, er solle ihn in der Schlacht nicht verlassen, sondern immer bei seiner Person bleiben und aufmerksam sein, wenn jemand in der Hitze des Kampfes sich an ihn schliche, so daß sich niemand ihm nähern könne, ohne daß er es bemerke. Wir sehen aus dieser Mitteilung, wie Kühnheit und Vorsicht in ihm vereinigt waren." Die Feinde aber hielten dem Kurfürsten, den sie nach einem Gerüchte tot geglaubt, nicht Stand, sondern zogen in nördlicher Richtung eiligst ab, so daß der Kurfürst Nachtquartier in Nauen nehmen konnte. „Die Gegend, in welcher sich jetzt beide Heere am 18. begegneten, war damals ein Moraſt, aus welchem einzelne mit Dörfern gekrönte Inseln sich erhoben, zwischen denen nur höchst unzuverlässige Knüppeldämme die Verbindungswege bildeten. Dazu kam, daß die letzten Sommer seit 1670 und auch der von 1675 sehr regnerisch gewesen

waren, so daß die gewöhnliche Unwegsamkeit sich noch gesteigert hatte. Die einzige Straße, welche aus dem Labyrinth von Moor, Sand und Wasser führte, lief von Nauen aus nördlich nach Börnicke. Hier spaltete sie sich, indem eine Straße von da aus nördlich nach Cremmen und Oranienburg, die andre nordwestlich über Tietzow, Linum, Hakenberg und Tarmow nach Fehrbellin und von da nach Ruppin führte. Diese Straße wurde von Linum aus nordöstlich durch den Rhinfluß begleitet, welcher im sumpfigen Moorlande (dem ‚Rhinluch') langsam der Havel zufloß, während auf der Südwestseite des Weges mit Fichten („Dechtower Fichten") spärlich bewachsene Sandhügel und einzelne Dörfer lagen."

„Am 18. Juni waren die sich gegenüberstehenden Heere marschbereit (die Schweden hatten 6400 Mann Infanterie, 4200 Kavallerie = 10,600 und 38 Geschütze; der Kurfürst 5600 Kavallerie, 2 Dragoner-Regimenter [d. i. berittene Infanterie] und 12 Geschütze = 6400 Mann; das Gros der brandenburgischen Infanterie war noch auf dem Marsche von Magdeburg zurück, 700 Mann hielten Rathenow besetzt); die Schweden setzten ihren Rückzug über Fehrbellin fort, die Brandenburger suchten ihnen denselben vor Fehrbellin abzuschneiden. Der Kurfürst, der noch um fünf Uhr morgens ein Schreiben an den Statthalter hatte abgehen lassen, stieg, unbekümmert des herabströmenden Regens und mit bewundernswürdiger Charakterstärke die gichtischen Schmerzen bezwingend, bald darauf zu Pferde und übergab dem Prinzen von Homburg die Führung der Avantgarde[1], welche nach des Prinzen Angabe aus 2000, nach andern Angaben aber nur aus 1500 Kommandierten bestand. Der Prinz setzte sich sofort in Trab, der Kurfürst folgte, so wie es ging, ebenso mit dem andern Teil des Heeres.

---

[1] In dem Lebenslauf, den der Kammerdiener des Prinzen, Johannes Pocksen, nach dessen eigner Erzählung „von Wort zu Wort" im J. 1708 kurz vor des Prinzen Tode aufschrieb, heißt es: „der Churfürst gab Sein hochfürstlich Durchlaucht die Ordre, den Feind aufzusuchen, ihre hochfürstliche Durchlaucht aber wollten es von dem Churfürst schriftlich Order haben, darauf bekamen von dem Churfürst schriftliche Order: Daß Sie sollten mit 6000 Pert den Feind aufsuchen." (s. J. G. Hamel: Hessen-Homburgische Reim-Chronik. Homburg 1860, S. 221; der ganze Lebenslauf von 1648—1708, S. 212—222.

Gegen sechs Uhr hatte der Prinz die feindliche Armee in Sicht, ließ dies dem Kurfürsten durch den Generaladjutanten Spiegel melden und bat, mit dem Gros schnell vorzurücken und ihm zu erlauben, inzwischen den Angriff zu beginnen. Der Kurfürst wollte aber nicht, daß der Prinz angreife, bevor die übrigen Truppen zur Unterstützung heran wären, und ließ dies zurücksagen. Er rief den Feldmarschall Derfflinger zu sich heran und beriet, was zu thun sei. Der Feldmarschall war der Ansicht, nach Cremmen (nordöstlich) zu marschieren, von da sich gegen Fehrbellin (westlich) zu wenden und dem Feinde hier den Rückzug zu verlegen, während gleichzeitig alle aus dem Luche führenden Brücken abgebrochen und alle Dämme durchstochen und von der Miliz besetzt werden sollten. Da bereits Damm und Brücke bei Fehrbellin (westlich am 17. durch Oberstleutnant Hennings) ungangbar gemacht waren, so meinte Derfflinger, der Feind werde, durch Hunger gezwungen innerhalb zwei Tagen um sein Leben bitten müssen. Der Kurfürst stimmte nicht bei, er wollte den Feind nicht ungestraft entwischen lassen und sagte: er wäre jetzt dem Feind so nahe, und der müsse Fell oder Federn lassen."

Und der Kurfürst hatte vollkommen Recht. Zeigten schon das zerbrochene Fuhrwerk, die weggeworfenen Küraße und Eisenhüte, welche die von den Schweden eingeschlagene Straße bedeckten, den moralischen Zustand derselben, so war doch vorauszusehen, daß sie sich sofort von ihrem Schreck wieder erholen würden, sobald die Verfolgung aufhörte, und da die Schweden — wie wir sehen werden — Brücke und Damm bei Fehrbellin trotz der vierstündigen Schlacht bis zum Morgen des 19. hergestellt hatten, so konnten bis zu dieser Zeit die Brandenburger auf dem Wege über Cremmen keineswegs schon vor Fehrbellin angekommen sein und hier den Schweden den Weg verlegen. Der Feldmarschall, erfaßt von dem kriegerischen Feuer seines Feldobersten, antwortete: „Gnädigster Herr, ich habe als General meine Ansicht, was ich für das Vorteilhafteste und Sicherste hielt, gesagt, aber wenn Eure Kurfürstliche Durchlaucht andrer Ansicht sind, so soll mich das nicht abhalten, meine Schuldigkeit zu thun, wenn auch mehr Gefahr und Wagnis dabei ist." Man blieb demnach im Vorrücken, was jedoch bei aller Anstrengung nicht gar zu schnell

vor sich gehen konnte, da die gesamte Reiterei zu dreien marschieren mußte und öfters ein Halt notwendig wurde, um die Zurückgebliebenen aufschließen zu lassen. Indessen marschierte man doch immer schneller als die Schweden, die ihr Tempo nach ihrer Infanterie und den schweren Geschützen richten mußten. Der Prinz von Homburg saß ihnen daher bald in den Eisen, so daß Wrangel sich genötigt sah, vor Linum seine Armee aufmarschieren zu lassen und sie zu ordnen, damit der Rückzug nicht in Flucht ausarte und dem nachdringenden Feinde Widerstand geleistet werden konnte. Die Stellung, welche er einnahm, war vortrefflich gewählt und zeugte von Wrangels richtiger Benutzung des Terrains. Vor der Front lag ein tiefer Graben, die Landwehr genannt, die Flügel lehnten sich an das Linumer und Dechtower Luch. Der Prinz von Homburg war erfreut, als er die feindliche Armee in Schlachtordnung sah und sandte den Grafen Promnitz an den Kurfürsten mit der Bitte, ihm Dragoner zu schicken, da er mit Kavallerie allein den Feind nicht angreifen könne. Der Kurfürst bewilligte es; aber bevor noch die Dragoner zur Geltung kommen konnten, trat Wrangel den Rückzug in voller Schlachtordnung an, machte, nachdem er an Linum vorbeimarschiert war, noch einmal Front, um dann sich in der Gegend von Hakenberg von neuem aufzustellen. Der linke Flügel lehnte sich an das Luch und hatte hinter sich das Dorf Hakenberg, der rechte Flügel erstreckte sich bis zu den Dechtower Fichten. In seiner Verlängerung lagen Sandhügel, die Wrangel unbesetzt ließ, wahrscheinlich um seine normale Schlachtordnung nicht zu stören. Er hätte hier Geschütze aufstellen und zu ihrer Deckung Fußvolk verwenden müssen. Statt dessen blieb Wrangel der allgemein üblichen Aufstellung treu. Die Infanterie nahm, in zwei Treffen aufgestellt, die Mitte, die Kavallerie ebenso die beiden Flügel ein. Die Brandenburger waren um eine regelrechte Schlachtordnung weniger besorgt und mehr auf den Sieg als auf die Eleganz des Vorgehens bedacht. Man erkannte ihrerseits sehr bald, daß der Gegner nur auf seinem rechten Flügel verwundbar sei und daß die erwähnten Sandhügel hierzu treffliche Dienste leisten konnten. Während daher ein Teil der Avantgarde die Schweden in der Front beschäftigte, gingen Geschütze, gedeckt durch Grumkow- und Derfflinger-

Dragoner, letztere geführt von dem Kapitän v. Kottwitz, eine Schwadron Leibtrabanten und drei Eskadrons vom Regiment Anhalt durch den Dechtower Wald vor. Die Geschütze wurden auf den Hügeln so aufgestellt, daß sie die schwedische Linie der Länge nach bestrichen. Die Dragoner saßen ab und wurden zu 50 und 100 Mann auf den lichtbewachsenen Hügeln als Partikularbedeckung aufgestellt, die vier erwähnten Schwadronen im Wald dahinter. Wrangel sah sich durch dieses Flankenmanöver gezwungen, bei Hakenberg den Kampf aufzunehmen und erkannte auch bald, daß die Entscheidung davon abhing, die Brandenburger von den Hügeln zu vertreiben. Er beorderte hierzu das Infanterieregiment v. Dalwig, geführt von dem Obersten v. Maltzan, und die Kavallerie seines rechten Flügels. Es war ein kritischer Moment, die Leibtrabanten und das Regiment Anhalt warteten den Angriff nicht ab und ergriffen die Flucht. In diesem Augenblick — es war acht Uhr — erschien der Kurfürst. Mit gewaltiger Stimme die Flüchtigen andonnernd, brachte er sie wieder zum Stehen und führte sie gegen den Feind.[1] Die Dragoner hatten indessen mutig standgehalten. Noch bevor die Schweden zum Angriff übergingen, eilte G. E. (wahrscheinlich v. Pöllnitz, der Grand Ecuyer war) zum Feldmarschall und sagte ihm, wenn er nicht schnell die vier Eskadrons unterstütze, oder nicht andre Befehle gäbe, so wären die Eskadrons samt den Geschützen verloren. G. E. mochte nicht zu den Freunden Derfflingers gehören, denn er erhielt von diesem zur Antwort: „Der Herr mache sich darum keine Sorge und möge nur seine Schuldigkeit thun.“ G. E. hatte jedoch ganz recht gesehen und als Herr v. Buch (aus dessen Tagebuch diese Darstellung genommen ist) Derfflinger darauf aufmerksam machte, daß der Feind mit gefällter Picke die Geschütze angriff, während die schwedische Kavallerie des rechten Flügels gegen die vier Schwadronen ansetzte, eine Verstärkung also dringend notwendig sei, wurde er angewiesen, die

[1] Der Kurfürst schrieb an den Statthalter: „Ich habe Gott allein zu danken, etliche regimentter haben sehr übel gethan. Ew. Lb.regiment kam mir in sollen lauff entgegen, Ich hatte genug zu thun, Sie wider zu schwingen undt wider gegen den feindt zu bringen, da doch niehmandts hinter Sie wahr.“

ersten Schwadronen, die er fände, heranzuführen. Buch stieß auf das drei Schwadronen starke Regiment Görtzke und auf den Prinzen von Homburg, der persönlich die Führung übernahm, aus dem Gehölz hervorbrechend rechts einschwenken ließ und so den vorstoßenden schwedischen Reiterregimentern in die Flanke fiel und die völlig Ueberraschten zurückjagte. Die Geschütze waren für den Augenblick gerettet. Der General Wrangel erneuerte indessen den Angriff und der Kurfürst schickte seine Regimenter, wie sie ankamen, in das Schlachtgetümmel. Der Kampf wogte hin und her. „Zuweilen muß ich lauffen, zuweilen machte ich lauffen," schreibt der Homburger an seine „Allerlibste Frawe" („meine Engels Dicke" nennt er sie in einem andern Briefe; s. Hamel a. a. O. S. 207—211). In diesen hin und her wogenden Kampf, bei welchem man vom Karabiner ebensoviel Gebrauch machte, als vom Pallasch, wurden auf beiden Seiten die höheren Führer verwickelt. Derfflinger, der trotz seinen 69 Jahren stets ein leuchtendes Beispiel persönlicher Tapferkeit gab, befand sich auch hier im ärgsten Getümmel und wäre jedenfalls der Uebermacht unterlegen, hätten ihn nicht seine treuen Waffengefährten, der Prinz von Homburg und der Oberst Mörner herausgehauen. Der Prinz kam unbeschädigt davon („bin aber diesmahl Gottlob ohn plessirt davon kommen"), Mörner aber erhielt einen tödlichen Hieb von dem schwedischen Obersten, Adam Wachtmeister, der seinerseits bald darauf von einem Brandenburger Reiter niedergehauen wurde. Der Kurfürst folgte dem Kampfe mit scharfem Auge, und keine Gefahr scheuend, eilte er dahin, wo ihm persönliches Eingreifen notwendig erschien. Wir haben gesehen, wie er die flüchtigen Leibtrabanten und das Regiment Anhalt zum Kampfe zurückführte; jetzt sah er, wie einzelne Kompanien, wahrscheinlich vom Regiment Mörner, das außer seinem Obersten noch viele Offiziere verloren hatte, im Weichen begriffen waren. Er sprengte sofort zu ihnen heran und rief: „Getrost, tapfere Soldaten, Ich, euer Fürst und nunmehr euer Kapitän, will siegen oder ritterlich mit euch sterben!" Wer wollte da nicht freudig den Kampf wieder aufnehmen! In diesem wogenden Streite soll er einmal ganz vom Feinde umringt gewesen und nur von neun seiner Reiter herausgehauen worden sein, denen er nach der Schlacht jedem mit einer Hand-

voll Dukaten lohnte („hochverdienter Heldenlorbeer" Berlin 1685). Inzwischen war die gesamte brandenburgische Reiterei auf der Wahlstatt angelangt und mit dem Einsetzen der frischen Regimenter gelang es, die schwedische Kavallerie des rechten Flügels zu werfen. Jetzt wurde das tapfere Regiment zu Fuß v. Dalwig umzingelt und niedergeritten. 60—70 Mann wurden gefangen genommen, 20 Mann entkamen durch die Flucht, alles übrige, darunter auch sein Oberst v. Maltzan, verfiel den brandenburgischen Schwerthieben. Eine dreipfündige Kanone und acht weiße Regimentsfähnlein wurden erbeutet. Mit der völligen Niederlage des rechten schwedischen Flügels war die Schlacht entschieden, da Wrangel jetzt nur noch besorgt war, den Rückzug anzutreten. Während um 10 Uhr die Schweden in zwei Kolonnen den Rückzug nach Fehrbellin antraten, ordnete der Kurfürst seine Reiterei, und nachdem er den Prinzen von Homburg durch 6—8 Schwadronen verstärkt hatte, marschierte er ebenfalls in zwei Kolonnen links ab, den Marsch der Schweden begleitend und sie durch seine Artillerie von der Flanke aus beschießend. Die Schweden erwiderten das Feuer lebhaft aus ihren Feldstücken. Eine ihrer Kanonenkugeln flog über den Hals des Schimmels, welchen der Kurfürst ritt und traf den links von ihm reitenden Stallmeister Emanuel v. Froben. Die Kugel riß ihm das rechte Bein oberhalb des Knies fort. Eine Stunde später starb der treue Diener an seiner Wunde, betrauert vom Hofe und der ganzen Armee, beweint von seiner liebenswürdigen Braut, die sich zur Zeit in Minden bei der Kurfürstin befand, wo sie am 26. Juni durch Herrn v. Buch, welcher der Kurfürstin die Siegesbotschaft überbrachte, die Trauernachricht erhielt.

Der Kurfürst wollte aber auch fernerhin die Schweden nicht ungestraft nach Fehrbellin entkommen lassen. Er gab dem Prinzen von Homburg den Befehl zum Angriff auf die feindliche Reiterei des linken Flügels, welche den Rückzug der Infanterie deckte. Es war ein ungleicher Kampf. Die Schweden waren noch fast intakt, die brandenburgischen Reiter dagegen von den vorangegangenen Märschen und blutigen Kämpfen auf das äußerste erschöpft. Der Erfolg war daher ein schlechter. Die Brandenburger wurden geworfen und ließen schmählich ihre Offiziere im Stich. Der Kurfürst war darüber sehr

entrüstet. Er schrieb dem Fürsten Anhalt am 19. Juni: „Etliche Regimenter haben sehr übel gethan." Und schon am 18. abends: „Meine Reiter haben nicht das Ihrige gethan, worüber ich inquirieren und ihnen den Prozeß machen lassen werde." Indessen stand er doch davon ab; aber der Eindruck der letzten mißlungenen Attacke mochte eine Mißstimmung gegen den Prinzen von Homburg hervorgebracht haben. Derselbe sah sich für seine bei Fehrbellin geleisteten Dienste wenig belohnt und verließ noch im Juni die Armee, um in Schwalbach den Sauerbrunnen zu trinken. Dies hatte er schon früher in Absicht („wann die battaglie vorbey ist"), wie er seiner Gemahlin am 17. schrieb; der Zusatz aber, den der Rat v. Heimburg (braunschweigischer Gesandte) macht, als er am 25. berichtet, daß der Prinz ins Bad reise: „Es scheint wohl, daß Ihre Durchlaucht kein Belieben haben, zu dieser Armee wiederzukommen," läßt auf eine tiefer gehende Verstimmung schließen. Die Schwester des Kurfürsten, Hedwig Sophie, vermählte Landgräfin von Hessen, schrieb in diesem Sinne am 19. Oktober an den Grafen von Schwerin: „Dem redlichen Landgrafen ist nicht eins gedankt worden, das er bei Fehrbellin gethan. Also geht es in der Welt, die Pferde, die den Haber verdienen, bekommen am wenigsten." Der Prinz kehrte inzwischen doch wieder zu dem brandenburgischen Heere zurück und der Kurfürst belohnte 1676 nach der Besitznahme von Pommern dessen hierbei geleistete Dienste durch die Belehnung mit den Wachtmeisterschen und Rheinschildschen Gütern.

Verwendung des Stoffes.

Mit Recht bemerkt Wilbrandt (a. a. O. S. 188 f.) bei der Besprechung des Guiskard: „Nie hat Kleist aus der Geschichte mehr als die äußere Anknüpfung und nach Willkür einige farbige Züge entnommen; mit ihren Daten wie mit ihren Personen schaltet er souverän, ja auch von dem Geist der Zeit sucht er nur eine allgemeine Empfindung zu erregen,

ohne ihm je seine individuelle und nationale Behandlungsart zu opfern, und in alledem schließt er sich offenbar an das Vorbild Shakespeares an." Auch in unserm, der Gegenwart so nahe liegenden patriotischen Drama hat der Dichter mit dem geschichtlichen Stoffe, wie er ihm vorlag, ganz frei geschaltet. Thatsachen und Handlungen sollten ihm nur dazu dienen, die sittliche Idee seines Dramas zu lebendiger Erscheinung zu bringen, und da der Prinz vor allen der Träger derselben sein sollte, mußte ihm auch die Palme des errungenen Sieges zufallen. Des Prinzen eigenmächtiges Eingreifen in den Gang der Schlacht führt den glücklichen Ausgang derselben herbei. Das, was seine historische Quelle als Hypothese berichtet, wird verwirklicht; das Kriegsgericht wird eingesetzt, das Todesurteil gefällt und durch die endliche Lösung des Knotens werden die anscheinend unversöhnbaren Gegensätze des soldatischen Gehorsams und der freien Selbstbestimmung in erhebender Weise versöhnt. Genau genommen hat nur der erste und zweite Auftritt des zweiten Aufzugs historische Grundlage und selbst hier ist die Episode in der Dorfkirche eine freie Erfindung und bildet mit den andern Teilen des Dramas die romantische Umhüllung der Idee. Von dem Verlauf der Schlacht ist nur so viel aufgenommen, wie für die Entwickelung der dramatischen Handlung notwendig war; zum Hauptort der Handlung ist im Interesse des Dramas Fehrbellin gewählt, wiewohl es von den Schweden besetzt war. Von den handelnden Personen haben nur der Kurfürst, der Prinz, Derfflinger, Kottwitz, Hennings und Mörner an der Schlacht teilgenommen; die übrigen sind zum Teil Gebilde des Dichters, wie Natalie und wohl auch Hohenzollern, oder sind in den beglaubigten Berichten nicht erwähnt; die Kurfürstin Sophie Dorothea, die zu andrer Zeit ihren Gemahl auch auf seinen Kriegszügen begleitete, hatte sich bei der Rückreise vom Haag nach Schweinfurt, anfangs Mai, von ihrem Gemahl getrennt und auf den Sparenberg bei Bielefeld begeben und weilte zur Zeit der Schlacht in Minden (vgl. Gansauge S. 37). Inwieweit des Dichters Zeichnung der Personen von ihrer geschichtlichen Erscheinung abweicht, wird bei der Charakteristik derselben angedeutet werden.

Die Idee des Dramas und ihre Durchführung.

Als Kleist das Drama schrieb, hatten die Ereignisse seiner leidenschaftlichen politischen Thätigkeit ein jähes Ende bereitet. Oesterreich hatte die Waffen gestreckt, ja sich mit dem verhaßten Corsen verschwägert. Jene rastlose Arbeit deutscher Männer, der Scharnhorst, Stein, Fichte, Schleiermacher, Arndt, deren Herz ebenso warm für die Befreiung des Vaterlandes schlug, wie das des Dichters, die aber mit den wirklichen Verhältnissen rechneten und mit Besonnenheit das vorbereiten wollten, was er im Sturme erringen zu können träumte, mißachtete er übermütig, und mit Hohn sprach er insbesondere von den Männern des Tugendbundes: „Die Schwätzer, die! ich bitte dich, laß sie zu Hause gehn! Die schreiben, Deutschland zu befreien mit Chiffern, schicken mit Gefahr des Lebens einander Boten, die die Römer hängen, versammeln sich ums Zwielicht, essen, trinken ꝛc.“ (Hermannsschlacht IV. 4.) Die Haltung der preußischen Regierung gab ihm keine Aussicht auf Erhebung; aber was ihn in Prag den Plan machen ließ, gewaltsam in das Schicksal des verhaßten Drängers einzugreifen; was später im J. 1813 in andrer Weise wesentlich zum Beginn des glücklichen Kampfes beitrug: das Recht des Einzelnen, für das Ganze zu handeln, auch wenn er dadurch in Widerspruch mit dem Gesetz geriet, das lebte und wirkte fort in seiner Seele; sein letztes Drama ist sein patriotisches Glaubensbekenntnis, gleichsam sein Vermächtnis. Eine damals als Thatsache angenommene anekdotenhafte Ueberlieferung aus dem Kampf bei Fehrbellin ergriff er mit genialem Blick und machte sie zur Trägerin der Idee des Dramas. Was er in seinen politischen Aufsätzen, den Nachklängen der Hermannsschlacht, erstrebte, eine allgemeine Erhebung der Deutschen, aber vergebens, weil die sich überstürzenden Ereignisse ihn vor seinem Volke gar nicht zum Wort kommen ließen; das hoffte er durch dies Drama wenigstens in seinem engeren Vaterlande zu erreichen oder doch anzubahnen. Jene Aufsätze, die, leider nicht mehr vollständig vorhanden, uns durch Köpkes verdienstvolle Samm-

lung erhalten sind, sprechen in leidenschaftlicher Kühnheit aus, was Scharnhorst, Stein, Blücher in ihren Briefen ebenso fest und klar, aber besonnener als einzige Rettung erkannt haben. Der „Katechismus der Deutschen", in welchem er in ergreifendster, auch heute noch mustergültiger Weise die Pflichten gegen das Vaterland in die knappe Form von Frage eines Vaters und Antwort des Sohnes zusammendrängt, schließt nach dem 15. Kapitel: vom Hochverrate, in welchem er die Rheinbundstruppen, wenn sie nicht schamrot die Waffen wegwerfen, selbst mit dem Tode bestraft wissen will, in folgenden Sätzen: Fr. „Aber sage mir, mein Sohn, wenn es dem hochherzigen Kaiser von Oesterreich nicht gelänge, das Vaterland zu befreien: würde er nicht den Fluch der Welt auf sich laden, den Kampf überhaupt unternommen zu haben? Antw. Nein, mein Vater. Fr. Warum nicht? Antw. Weil Gott der oberste Herr der Heerscharen ist und nicht der Kaiser, und es weder in seiner, noch seines Bruders, des Erzherzogs Karl, Macht steht, die Schlachten, sowie sie es wohl wünschen mögen, zu gewinnen. Fr. Gleichwohl ist, wenn der Zweck des Krieges nicht erreicht wird, das Blut vieler tausend Menschen nutzlos geflossen, die Städte verwüstet und das Land verheert worden? Antw. Wenngleich, mein Vater. Fr. Was? Wenngleich! Also auch, wenn alles unterginge und kein Mensch, Weiber und Kinder miteingerechnet, am Leben bliebe, würdest du den Kampf noch billigen? Antw. Allerdings, mein Vater. Fr. Warum? Antw. Weil es Gott lieb ist, wenn Menschen ihrer Freiheit wegen sterben. Fr. Was aber ist ihm ein Greuel? Antw. Wenn Sklaven leben!" Die gleiche Ueberzeugung spricht aus dem Gedichte an den König von Preußen, das er ihm, während er mit dem Drama beschäftigt war, zur Feier seines Einzugs in Berlin, im Dezember 1809, widmete. Offenbar hatte die Rückkehr des Königspaares wieder einen Strahl der Hoffnung in der verdüsterten Seele entzündet und die Nähe der angebeteten Königin in seinem Herzen aufs neue Begeisterung erweckt. Er will die Unüberwindlichkeit eines Volkes in Waffen besingen und, indem er, in die Vergangenheit greifend, die heilige Idee in dem glorreichen Sieg bei Fehrbellin verkörpert, verkündet er prophetisch, was die Befreiungsjahre in wunderbarer Pracht verwirklichten und nach aber-

maligem inneren Siechtum das Jahr 1870 vollendete. Was der Prinz wie ein Gebet ausspricht (V. 1751—61) . . . : —

„Es erliege Der Fremdling, der es unterjochen will, Und frei auf mütterlichem Grund behaupte Der Brandenburger sich; denn sein ist er, Und seiner Fluren Pracht nur ihm erbaut!"

das hat sich drei Jahre nachher erfüllt, und das Jahr 1870 hat zur Wahrheit gemacht, was Natalie sagt (V. 1130—37):

„Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht, eine feste Burg, mein edler Ohm;
Das wird ganz andre Stürme noch ertragen,
Fürwahr, als diesen unberufnen Sieg;
Das wird sich ausbaun herrlich in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde."

Zwar konnte es nicht in dem künstlerischen Plane des Dichters liegen, die Schlacht selbst zum Kerne seiner Dichtung zu machen; sie sollte nur der bedeutsam wirkende Hintergrund sein, auf welchem die Personen des Prinzen und des Kurfürsten, entgegengesetzt und doch innerlichst verwandt, sich hervorhoben und ihr Charakter sich entwickelte. Daher konnte er auch nicht die schon vorher förmlich organisierte Erhebung des Landvolks, die doch wesentlichen Anteil an der Möglichkeit des Sieges hatte, in seinem dramatischen Gemälde aufnehmen: aber das Ganze durchweht doch der mächtige Zug der Liebe zum Vaterlande, der vom Herrscher ausgehend alle Genossen desselben gleichmäßig durchdrungen hat. „Tapfre Krieger, geschart um einen heldenhaften Fürsten, in fester Mannszucht geschult und doch freie Männer, deutsche Naturen, die auch unter der harten Ordnung des Gesetzes sich noch ein selbständiges Herz bewahren und dem Herrscher aufrecht die Wahrheit sagen (Kottwitz V. 1526 ff.): so wird uns," sagt Treitschke, „das deutsche Heer in einfacher Treue, mit jener anheimelnden Wärme geschildert, welche nur das Selbsterlebte dem Dichter in die Seele haucht." So verherrlicht er in seinem Drama das deutsche Soldatentum, wie es bei Fehrbellin den Grund zu Preußens Größe gelegt hat, und der Dichter spricht begeistert seinen Glauben an die kommenden Siege aus, den nach

lung erhalten sind, sprechen in leidenschaftlicher Kühnheit aus, was Scharnhorst, Stein, Blücher in ihren Briefen ebenso fest und klar, aber besonnener als einzige Rettung erkannt haben. Der „Katechismus der Deutschen", in welchem er in ergreifendster, auch heute noch mustergültiger Weise die Pflichten gegen das Vaterland in die knappe Form von Frage eines Vaters und Antwort des Sohnes zusammendrängt, schließt nach dem 15. Kapitel: vom Hochverrate, in welchem er die Rheinbundstruppen, wenn sie nicht schamrot die Waffen wegwerfen, selbst mit dem Tode bestraft wissen will, in folgenden Sätzen: Fr. „Aber sage mir, mein Sohn, wenn es dem hochherzigen Kaiser von Oesterreich nicht gelänge, das Vaterland zu befreien: würde er nicht den Fluch der Welt auf sich laden, den Kampf überhaupt unternommen zu haben? Antw. Nein, mein Vater. Fr. Warum nicht? Antw. Weil Gott der oberste Herr der Heerscharen ist und nicht der Kaiser, und es weder in seiner, noch seines Bruders, des Erzherzogs Karl, Macht steht, die Schlachten, sowie sie es wohl wünschen mögen, zu gewinnen. Fr. Gleichwohl ist, wenn der Zweck des Krieges nicht erreicht wird, das Blut vieler tausend Menschen nutzlos geflossen, die Städte verwüstet und das Land verheert worden? Antw. Wenngleich, mein Vater. Fr. Was? Wenngleich! Also auch, wenn alles unterginge und kein Mensch, Weiber und Kinder miteingerechnet, am Leben bliebe, würdest du den Kampf noch billigen? Antw. Allerdings, mein Vater. Fr. Warum? Antw. Weil es Gott lieb ist, wenn Menschen ihrer Freiheit wegen sterben. Fr. Was aber ist ihm ein Greuel? Antw. Wenn Sklaven leben!" Die gleiche Ueberzeugung spricht aus dem Gedichte an den König von Preußen, das er ihm, während er mit dem Drama beschäftigt war, zur Feier seines Einzugs in Berlin, im Dezember 1809, widmete. Offenbar hatte die Rückkehr des Königspaares wieder einen Strahl der Hoffnung in der verdüsterten Seele entzündet und die Nähe der angebeteten Königin in seinem Herzen aufs neue Begeisterung erweckt. Er will die Unüberwindlichkeit eines Volkes in Waffen besingen und, indem er, in die Vergangenheit greifend, die heilige Idee in dem glorreichen Sieg bei Fehrbellin verkörpert, verkündet er prophetisch, was die Befreiungsjahre in wunderbarer Pracht verwirklichten und nach aber-

maligem inneren Siechtum das Jahr 1870 vollendete. Was der Prinz wie ein Gebet ausspricht (V. 1751—61) . . . : — „Es erliege Der Fremdling, der es unterjochen will, Und frei auf mütterlichem Grund behaupte Der Brandenburger sich; denn sein ist er, Und seiner Fluren Pracht nur ihm erbaut!" das hat sich drei Jahre nachher erfüllt, und das Jahr 1870 hat zur Wahrheit gemacht, was Natalie sagt (V. 1130—37):

„Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht, eine feste Burg, mein edler Ohm;
Das wird ganz andre Stürme noch ertragen,
Fürwahr, als diesen unberufnen Sieg;
Das wird sich ausbaun herrlich in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde."

Zwar konnte es nicht in dem künstlerischen Plane des Dichters liegen, die Schlacht selbst zum Kerne seiner Dichtung zu machen; sie sollte nur der bedeutsam wirkende Hintergrund sein, auf welchem die Personen des Prinzen und des Kurfürsten, entgegengesetzt und doch innerlichst verwandt, sich hervorhoben und ihr Charakter sich entwickelte. Daher konnte er auch nicht die schon vorher förmlich organisierte Erhebung des Landvolks, die doch wesentlichen Anteil an der Möglichkeit des Sieges hatte, in seinem dramatischen Gemälde aufnehmen: aber das Ganze durchweht doch der mächtige Zug der Liebe zum Vaterlande, der vom Herrscher ausgehend alle Genossen desselben gleichmäßig durchdrungen hat. „Tapfre Krieger, geschart um einen heldenhaften Fürsten, in fester Mannszucht geschult und doch freie Männer, deutsche Naturen, die auch unter der harten Ordnung des Gesetzes sich noch ein selbständiges Herz bewahren und dem Herrscher aufrecht die Wahrheit sagen (Kottwitz V. 1526 ff.): so wird uns," sagt Treitschke, „das deutsche Heer in einfacher Treue, mit jener anheimelnden Wärme geschildert, welche nur das Selbsterlebte dem Dichter in die Seele haucht." So verherrlicht er in seinem Drama das deutsche Soldatentum, wie es bei Fehrbellin den Grund zu Preußens Größe gelegt hat, und der Dichter spricht begeistert seinen Glauben an die kommenden Siege aus, den nach

der kalten Zurückweisung seiner Gabe der verzweifelnde Mensch nicht festhalten konnte, vielmehr in tragischer Verblendung sich vom Kampfe zurückzog, als der Sieg, den er ersehnte, schon nahe war.

Sehen wir nun in dem Reden und Handeln sämtlicher Personen des Dramas die leitende Idee zur Erscheinung kommen, so wird in der Hauptperson, dem Prinzen, vorzugsweise die eine Seite derselben, „das Recht des freien Heldenmuts, der rettenden That neben der toten Regel" verherrlicht, und was er, von der Forderung des Augenblicks fortgerissen, in stürmischer Hast durch seine That vollbringt, das wird in den herrlichen Worten des alten Kottwitz (V. 1569 ff.) klar ausgesprochen. Mit feinem künstlerischen Verständnis führt der Dichter den in der Geschichte im reifsten Mannesalter stehenden Prinzen, der bereits eine ruhmvolle kriegerische Laufbahn zurückgelegt hat, als feurigen, thatendurstigen Jüngling ein, läßt ihn in ungestümem Jugendübermut nach dem Kranze des Ruhmes mit dem Glück einer hohen Liebe ringen und, nur das eigne Gefühl als Richtschnur seines Thuns anerkennend, die Schranken durchbrechen, welche die Welt mit ihren Pflichten und Gesetzen dem einzelnen setzt. Die Frucht dieser Eigenmächtigkeit ist ein glänzender Sieg über den Feind. Mit ihm glaubt der Prinz den Gipfel des geträumten Glückes erreicht zu haben. Da tritt ernst, unerbittlich das Gesetz ihm entgegen und will ihm zwar nicht den Kranz des Ruhmes, aber mit dem Leben den Genuß des erkämpften Glückes entreißen. Der Tod in dieser Gestalt als disziplinarische Strafe erscheint ihm unnatürlich; Entsetzen und Verzweiflung tobt in der Jünglingsbrust; alles Glück, auch das der Liebe, wirft er weg, um nur das nackte Leben zu retten. Aber aus diesem jähen Uebergang von maßlosem Uebermut in unwürdige Zerknirschung erhebt sich in furchtbarem Läuterungsprozesse der leidenschaftliche Jüngling zum charakterfesten Manne. Die Freiheit, die der Herrscher nur dann ihm bietet, wenn er selbst das Urteil des Kriegsgerichtes für ungerecht erklärt, weist er zurück; er will aus freiem Entschluß die Verletzung des Gesetzes sühnen und bekämpft mit überzeugenden Gründen die Fürbitten seiner Kampfgenossen. Nun ist er der geläuterte Held, der durch Selbstüberwindung die Kränze verdient, die er in stürmischer

Leidenschaft erringen wollte. Der Prinz gleicht Zug für Zug dem Dichter selbst. Das ehrgeizige Träumen einer großen Zukunft, das in krankhaftes Schlafwandeln ausartet, die daraus entspringende Zerstreutheit und Hast, die selbstische Leidenschaftlichkeit, die keine Schranken des wirklichen Lebens anerkennen will, stürmisch auffauchzt und dann plötzlich, in Ohnmacht versinkend, gänzlich erlahmt: tritt uns dies alles nicht wirklich in dem Leben und Streben des Dichters entgegen? Und selbst der versöhnende Ausgleich, den in dem Drama (V. 7) die mannhaften Reden des Prinzen bezeugen, lag auch für den Dichter in der Stimmung, in der er das Drama dichtete, nahe und die Hoffnung auf denselben spricht sich vorübergehend noch einmal in dem Briefe an seine Kousine aus, wo er seine Unterredung mit Gneisenau erwähnt. Aber schon war er von der entnervenden Atmosphäre umfangen, in welcher sein protestantisch gläubiges Gemüt erstickt war und der letzte Hoffnungsstrahl in seiner Seele erlosch. Es wurde an ihm wahr, was Iphigenie, den Göttern dankend, daß sie endlich ihr Flehen um Wiedervereinigung mit dem Geliebten erhört haben, in gläubiger Hingebung ausruft:

„— Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der ungeduldig sie
Ertrotzend saure Speise sich zum Tod
Genießt."

Gang der Handlung.

Erster Aufzug. 1. Es ist der Abend vor der Schlacht. Der Prinz ist, nachdem er drei Tage lang mit Ungestüm die Schweden verfolgt hat, nach Fehrbellin ins Hauptquartier geeilt, um neue Befehle zu empfangen. Nur drei Stunden Ruhe werden ihm gegönnt; dann soll er mit der Reiterei zur

Schlacht aufbrechen, die am nächsten Morgen bevorsteht. Er trifft die Anordnungen zum Aufbruch. Aber vergebens erwartet man ihn selbst zur bestimmten Stunde; sein Herzensfreund, der Graf Hohenzollern, findet ihn schlafwandelnd, wie es ihm bei großer Erregung oft geschah, auf einer Bank des Schloßgartens; er meldet es dem Kurfürsten und führt ihn und sein Gefolge vor den Träumer. Da derselbe einen Kranz flicht, ahnt der Kurfürst, der den ehrgeizigen Jüngling kennt und wie einen Sohn liebt, was seine Seele bewegt, nimmt, um Gewißheit zu erlangen, ihm, dem Errötenden, den Kranz aus der Hand, schlingt seine Halskette um denselben und gibt ihn der Prinzessin Natalie, seiner Nichte. Sobald diese ihn emporhält, erhebt sich rasch der Prinz und greift nach dem Kranz; aber sie weicht mit den andern zurück und er erhascht nur ihren Handschuh. „Ins Nichts mit dir, Herr Prinz von Homburg! — im Traum erringt man solche Dinge nicht!“ ruft der Kurfürst; sie treten ins Schloß und die Pforte schließt sich vor dem nacheilenden Prinzen. 2. Verwundert bleibt dieser einen Augenblick stehen, steigt dann, die Hand, in welcher er den Handschuh hält, vor die Stirne legend, von der Rampe herab, die aus dem Schloß in den Garten führt, und blickt sinnend wieder zur Pforte empor. 3. Unterdes ist sein Freund durch eine andre Thüre wieder in den Garten getreten; den Pagen, der ihm den Befehl des Kurfürsten bringt, den Prinzen nichts von dem Vorfall merken zu lassen, fertigt er leise ab. 4. Dann ruft er, hinter den Prinzen tretend, dessen Namen; der Prinz fällt zu Boden. In neckenden Anrufen bringt ihn Hohenzollern wieder zur Besinnung; er will die Rüstung ergreifen, um aufzubrechen, da sieht er den Handschuh in seiner Hand, und die Wirklichkeit verwirrt sich ihm mit der Erscheinung; in dem Zwiegespräch, zu dem der noch halb Träumende von dem mutwilligen, die Lage beherrschenden Freunde gedrängt wird, bekennt er, daß er wieder einmal Nachtwandler gewesen, schildert in glänzenden Bildern, was er für Vision hält, und als er beim Anblick des Handschuhs wieder stutzig wird, weiß ihn der Freund durch Erinnerung an seine Pflicht von weiterem Forschen abzubringen; sie entfernen sich, um noch eine Stunde zu ruhen. 5. In einem Saale des Schlosses sind die höchsten Offiziere versammelt, um die Schlachtbefehle

zu empfangen. Es ist nach Mitternacht; in der Ferne hört man schießen, der Oberst Götz mit dem Vortrab ist bereits mit dem Feind bei Hakelberg im Kampf. Feldmarschall Dörfling diktiert den Offizieren den Schlachtentwurf; der Kurfürst unterhält sich unterdes mit den Damen, die unter guter Bedeckung auf des Kanzlers Schloß jenseit Havelberg in Sicherheit gebracht werden sollen. Während die einzelnen Offiziere pünktlich niederschreiben, was ihnen diktiert wird, schaut der Prinz noch immer träumend auf die Damen und erst nach mehrmaligem Aufruf beginnt auch er zu schreiben, wendet sich aber sofort, als er die Damen aufbrechen sieht, wieder diesen zu und als er hört, daß die Prinzessin ihren Handschuh vermißt, fällt ihm die Binde von den Augen und er vergißt gänzlich, warum er gekommen; während der Rittmeister Golz an der Stelle von Kottwitz, der mit der Reiterei zur bestimmten Stunde abgegangen ist, die Befehle niederschreibt, läßt der Prinz den Handschuh fallen und überreicht ihn, als der Kurfürst denselben bemerkt, selbst der Prinzessin. Der Kurfürst begleitet die Damen zum Wagen und triumphierend über seine Entdeckung ruft der Prinz: „Dann wird er die Fanfare blasen lassen," die letzten Worte seines Schlachtbefehls wiederholend, ohne ihre Bedeutung zu erfassen. Da er seinem Freunde heimlich die Entdeckung mitteilen will, überhört er die weiteren Bestimmungen wieder, so daß ihn Dörfling mehrmals aufrufen muß und zuletzt, da er des Prinzen Verwirrung erkennt, dem Obersten dringend anempfiehlt, Kottwitz noch vor Beginn der Schlacht zu ihm zu senden, damit der Befehl sicher ausgeführt werde. Der Kurfürst, der unterdes wieder eingetreten ist, ermahnt den Prinzen zur Ruhe. „Du hast am Ufer, weißt du, mir des Rheins zwei Siege jüngst verscherzt; regier' dich wohl und laß mich heut den dritten nicht entbehren, der mindres nicht, als Thron und Reich mir gilt!" Der ganze Auftritt ist ein Meisterstück dramatischer Lebendigkeit. 6. In maßlosem Entzücken glaubt der Prinz schon das Ziel erreicht zu haben und das geträumte Glück in Händen zu halten und spricht dies in einer hochfliegenden Apostrophe an das Glück aus.

Zweiter Aufzug. Die beiden ersten Auftritte führen uns auf das Schlachtfeld. 1. Kottwitz, Hohenzollern, Golz

erscheinen mit der Reiterei an der angewiesenen Stelle. Der alte Herr kann, von der Gicht geplagt, nur mit Hilfe aus dem Sattel kommen, weiß sich aber in gutem Humor zu halten und enthüllt uns in knappen Zügen das Bild einer echt deutschen kernhaften und doch gemütlichen Soldatennatur. Noch fehlt der Führer, der Prinz; er ist, wie Hohenzollern meldet, auf dem eiligen Ritte, ohne Schaden zu nehmen, gestürzt und dann auf Augenblicke ins nahe Dörfchen geritten. Mit jugendlicher Wärme preist der alte Herr die Reize des schönen Tages, der „von Gott dem Herrn zu süßerm Ding, als sich zu schlagen, gemacht sei". Auf die Frage des von der Golz, ob er den Feldmarschall gefunden habe, wirft er mit barschem Humor die Antwort hin, daß er ihn vergebens überall gesucht habe. 2. Der Prinz erscheint und wird von Kottwitz mit vertraulichem und doch respektvollem Gruß empfangen; mit heiterm Gegengruß belobt er die Aufstellung, die Kottwitz getroffen und entschuldigt sich seines Ausbleibens wegen; er habe in dem Kirchlein Mut geholt im Gebet. „Das Werk, glaubt mir, das mit Gebet beginnt, das wird mit Heil und Ruhm und Sieg sich krönen," erwidert der biedre Kottwitz in frommer, dem Dichter selbst eigen gebliebener Herzensgesinnung. Aber daß der Zauber der nächtlichen Erscheinung den Prinzen auch jetzt noch gefangen hält, spricht sich in der leisen Frage, die er halb träumend an den Freund richtet, aus, was denn bei der Parole ihn betroffen habe. Ein Kanonenschuß erweckt ihn; alle besteigen den Hügel und beobachten mit Spannung den Gang der Schlacht, der nur den Prinzen, weil er die Dispositionen nicht kennt, überraschen muß. Schlag auf Schlag, wie die raschen Ausrufe der Zuschauenden es verkünden, entwickelt sich der Kampf; Hennings hat den linken Flügel des Feindes umgangen; Truchß unterstützt ihn von vornen; furchtbares Feuer der Geschütze und Musketen; das Dorf gerät in Brand; der linke Flügel weicht, die Schanzen werden geräumt und Siegesschrei ertönt in der Ferne. Triumph! rufen alle; der Prinz aber, dem das einzige Wort der Parole, das er gehört, blitzartig in die Seele fällt, befiehlt ungestüm, Fanfare blasen zu lassen. Der Widerspruch der Offiziere entflammt ihn zu zügelloser Leidenschaft; den würdigen Kottwitz, der ihm zuruft, daß sie nach der Odre erst das Zeichen zum Angriff erwarten müssen, beleidigt er

durch Zweifel an seinem selbständigen Mut, so daß dieser in berechtigtem Stolz ihm die vernichtenden Worte zuruft: „Oho, kommst du mir so, mein junger Herr? den Gaul, den du daher sprengst, schlepp' ich noch im Notfall an dem Schwanz des meinen fort! Marsch, Marsch, ihr Herrn! Trompeter, die Fanfare!" Aber noch suchen die andern Offiziere, zurückzuhalten; der eine will dem Prinzen sogar den Degen abnehmen; in plötzlich ausbrechender Wut zerbricht ihm dieser den eigenen und läßt ihn als Gefangnen abführen. „Und jetzt," ruft er zu den andern gewendet, „ist die Parol', ihr Herrn: ein Schurke, wer seinem General zur Schlacht nicht folgt." — „Auf deine Kappe nimm's; ich folge dir," entgegnet Kottwitz. Zustimmend und beruhigt stürzt sich der Prinz mit seinen Reitern in das Gewühl der Schlacht. Die folgenden Auftritte (3 bis 8) führen uns in ein nahes Dorf. 3. Die Kurfürstin muß dort Zuflucht suchen, weil ein Rad des Wagens gebrochen ist. 4. Sie hat eben die Nachricht des Sieges erhalten, da bringt der Rittmeister Mörner, der selbst verwundet von zwei Reitern hereingeführt wird, die niederschmetternde Nachricht von dem Tode des Kurfürsten. 5. „Der Prinz hatte," berichtet er, „bereits zwei Linien Wrangels durchbrochen, aber das Feuer einer feindlichen Feldredoute warf seine Scharen nieder und nötigte ihn, den zerstreuten Rest zu sammeln; da sprengte, vom Truchßschen Korps aus, der Kurfürst, kenntlich an dem Schimmel, den er ritt, gegen den Feind an, ‚herrlich saß er da, im Sonnenstrahl, die Bahn des Siegs erleuchtend' (so stellt ihn die alte Gobelintapete von 1693 im Schloß zu Montbijou und das bekannte, oft kopierte Schlachtbild von Adolf Eybel dar); bang besorgt erblickten wir ihn mitten im Feuer; da sanken Roß und Reiter in den Staub! Von unsäglichem Schmerz ergriffen, sprengt bei diesem schreckenvollen Anblick der Prinz, dem Bären gleich, mit seinen Reitern in den Feind; der Wut des neuen Angriffs widersteht nichts; glorreicher Sieg und reiche Beute lohnen die kühne That." Ohnmächtig sinkt die Fürstin bei der Gewißheit ihres unersetzlichen Verlustes zusammen. 6. Da erscheint der Prinz selbst; die Hand der Geliebten auf sein Herz legend, bestätigt er tief erschüttert ihr die Trauerkunde; der große Augenblick aber ruft alle Kräfte seiner edeln Seele wach und erhebt ihn zu kühnstem Entschluß. Er will

den Kurfürsten, seinen Vater, rächen, den Feind für immer vom heimischen Boden vertreiben; der trostlosen Geliebten, die sich nun abermals des Vaters, des Schützers beraubt sieht, bekennt er mit innigen Worten seine Liebe und empfängt beseligt das schüchterne Geständnis ihrer Gegenliebe. — „O Gott, wär' er jetzt da, den wir beweinen, um diesen Bund zu schauen! könnten wir zu ihm aufstammeln: Vater, segne uns!" — Die von Schmerz und Seligkeit Durchschauerten versetzt die unerwartete Kunde, daß der Kurfürst lebe, in neues Entzücken. 8. Graf Sparren, von einem Wachtmeister eingeführt, berichtet, als der Jubel der Damen ihn zum Wort kommen läßt, daß er ihn selbst, wohlbehalten und Befehle austeilend zur Bestattung der Toten, im Hofe des Pfarrers gesehen habe, und erzählt in ergreifender Schilderung, wie der edle Frohen, der die Geschütze des Feindes auf den Schimmel gerichtet sah, den Wechsel der Pferde veranlaßt und sich als treuester Diener für seinen Herrn geopfert habe. „Er ist bezahlt! — wenn ich zehn Leben hätte, könnt' ich sie besser brauchen nicht — als so!" ruft begeistert der Prinz und will zu seinem Herrn eilen, den er noch auf dem Schlachtfelde glaubt; da überrascht ihn die neue Nachricht, daß bereits ein Waffenstillstand ausgerufen und der Kurfürst nach Berlin gegangen sei, wo er die gesamte Generalität erwarte, und er begleitet, nachdem er Kottwitz schriftlich weitere Ordre gegeben, die Kurfürstin, die sein Verhältnis zu Natalien durchschaut und ihn nicht undeutlich ihre Zustimmung und freudigste Unterstützung merken läßt, im Wagen nach Berlin. „O Cäsar Divus! die Leiter setz' ich an an deinen Stern!" ruft er in höchster Ekstase. Den Gipfel des Glückes glaubt er erklommen zu haben. — „Aber auf die schwindelnde Höhe folgt der tiefe, der donnernde Fall." Im Lustgarten zu Berlin finden wir (im 9. und 10. Auftritt) den Kurfürsten mit Dörfling, Hennings, Truchß und andern Offizieren versammelt. 9. Es ist Abend. Die Glocken tönen von der hell erleuchteten Schloßkirche im Hintergrunde, in die unter dem Gedränge des Volkes Frohens Leiche auf den prächtigen Katafalk getragen wird. Fest und feierlich erklärt der Kurfürst, daß der Anführer der Reiterei, weil er eigenmächtig gegen die bestimmte Ordre aufgebrochen, den Tod verdient habe und dem Kriegsgericht verfallen sei. Er wiederholt dies, nach-

dem er auf seine Frage von Truchß erfahren hat, daß der Prinz sie nicht geführt habe, da er vorher durch einen Pferdesturz gefährlich verwundet worden sei. „Der Sieg ist glänzend und vor dem Altar morgen dank' ich Gott; doch wär' er zehnmal größer, das entschuldigt den nicht, durch den der Zufall mir ihn schenkt: mehr Schlachten noch," fügt er bedeutsam hinzu, „als die hab' ich zu kämpfen und will, daß dem Gesetz Gehorsam sei." — 10. Indem er mit seinem Gefolge in die Kirche gehen will, erscheint der Prinz mit den erbeuteten Fahnen, ihm folgen Kottwitz, Hohenzollern, Golz und Graf Reuß mit Fahnen. Bei seinem Anblick stutzt der Kurfürst, während Dörfling dem erstaunten Truchß Vorwürfe macht, daß er den Prinzen nicht zurückgehalten habe. Noch mehr wird er betroffen, als der Prinz in heitrer Zuversicht die Fahnen vor ihm niederlegt. Noch ahnt dieser, als ihn der Kurfürst zögernd nach seiner Verwundung fragt, nicht, was ihm drohe und erzählt in heitrer Stimmung den Vorfall, der nicht der Rede wert sei. Erstaunt sieht er ihn an, als dieser ihn fragt, ob er die Reiterei geführt habe, und weist auf die Fahnen, die es bezeugen. Da trifft ihn das Donnerwort des Herrschers, das ihn zum Gefangnen macht. Wie gebannt und bewußtlos steht er da; die Generäle, aufs höchste erschrocken, ja empört, versuchen Einsprache; aber der Kurfürst, scheinbar ruhig und kalt, weist sie auf die eroberten Fahnen hin, läßt sich, die Fragen abschneidend, die Inschrift der einen, aus der Zeit Gustav Adolfs, vorlesen, und indem er zuletzt die Fahnen in der Kirche aufzuhängen befiehlt, wendet er sich ab und vertieft sich in die Depeschen, die ihm von Kurieren übergeben werden. Jetzt erst, als ein Offizier dem Prinzen den Degen abnehmen will, erwacht dieser wie aus einem bösen Traum; alle Versuche der Freunde, den bis zum Wahnsinn Aufgeregten zu beschwichtigen und ihn zu überreden, daß er fürs erste der Satzung Gehorsam leiste, sind fruchtlos; von beiden Seiten abgewiesen, entfernen sie sich ratlos. Sein Glaube an die Gerechtigkeit und den Edelmut des angebeteten Fürsten, der sein hohes Vorbild gewesen, ist vernichtet und mit ihm stürzt das eben noch so herrliche und sichre Gebäude seines Glückes zusammen; in herbsten Worten, die wohl dem Kurfürsten zu Gehör dringen sollen, macht sich seine Erbittrung Luft: „Mein

Vetter Friedrich will den Brutus spielen und sieht, mit Kreid' auf Leinewand verzeichnet, sich schon auf dem kurulischen Stuhle sitzen: die schwed'schen Fahnen in dem Vordergrund und auf dem Tisch die märk'schen Kriegsartikel. Bei Gott, in mir nicht findet er den Sohn, der unterm Beil des Henkers ihn bewundert. Ein deutsches Herz von altem Schrot und Korn, bin ich gewohnt an Edelmut und Liebe; und wenn er mir in diesem Augenblick wie die Antike starr entgegen kommt, thut er mir leid, und ich muß ihn bedauern." Finster trotzend entfernt er sich, indem er den Degen abliefert; der Kurfürst aber, nachdem er, äußerlich unbewegt, ihn nach Fehrbellin zu bringen befohlen, damit das Kriegsgericht entscheide, begibt sich mit seinem Gefolge in die Kirche und am Sarge Frobens niederknieend, bringt er dem gehorsamen, bis in den Tod getreuen Helden das Opfer des Dankes.

Dritter Aufzug. Wir sind wieder in Fehrbellin. Der Kurfürst hat dem feierlichen Dankgottesdienst in Berlin beigewohnt und ist sofort nach Fehrbellin zurückgekehrt; unterdes ist von dem Kriegsgericht, nachdem es den Prinzen verhört, das Todesurteil über denselben gefällt und dem Fürsten zur Unterzeichnung übergeben worden. 1. Den Prinzen sehen wir in den beiden ersten Auftritten im Gefängnis. Er hat sich aus der furchtbaren Erregung wieder zurecht gefunden; unerschütterlich ist wieder sein Vertrauen zum Kurfürsten und heiter erwartet er die einzige ihm natürlich erscheinende Lösung des Knotens. So trifft ihn Hohenzollern, der angstvoll zu ihm tritt, weil er den vollen Ernst der Sachlage kennt. Des Prinzen feste Erwartung, daß er ihm das Wort der Befreiung bringe, verwirrt ihn; noch mehr der Gleichmut des Prinzen, als er ihm die Frage nach seiner Befreiung verneinen muß, und die Sorglosigkeit, mit der derselbe sich den Verlauf der Friedensfeier erzählen läßt, die Erwähnung, daß sein Name auf Befehl des Kurfürsten als der des Siegers von der Kanzel herab verkündet worden sei, als selbstverständlich hinnimmt und sogar nach weiteren Neuigkeiten fragen kann. Da seine besorgte Miene dem Prinzen endlich auffällt und dieser die Ursache wissen will, kann er nicht länger zurückhalten. Zögernd richtet er an ihn die Frage, was er denn von seiner so seltsam veränderten Lage denke, und mit heitrer Zuversicht setzt der

Prinz dem Freunde auseinander, daß der Kurfürst, nachdem er der Pflicht genügt habe, nun, seinem Herzen gehorchend, ihm, wenn auch nicht den Lohn, den er allerdings nicht verdient habe, doch gewiß die Gnade zu teil lassen werde; der ihm wie ein Vater von früh an seine Liebe und Sorge zugewandt habe, wie könnte der aus Mißgunst ihn zertreten wollen, weil er aus freiem Entschluß und mit Gefahr des eignen Lebens einen Sieg errungen habe? Auch das kann ihn nicht irre machen, daß er vor dem Kriegsgericht gestanden; im Gegenteil, gerade dort ist ihm wieder das volle Vertrauen geworden in der Ueberzeugung, daß der erhabene Sinn des Herrschers „diese Nacht von Wolken nur um sein Haupt gesammelt habe, um wie die Sonne ihm durch ihren Dunstkreis strahlend aufzugehn". Selbst die Kunde von seiner Verurteilung, die Golz ihm gebracht, hat ihn nicht berührt, denn er vertraut „auf sein Gefühl von ihm". Das bedenkliche Schweigen des Freundes macht ihn zwar einen Augenblick nachdenklich, führt ihn aber sogleich zu dem noch kühneren, den aufkeimenden Zweifel zurückdrängenden Ausspruch: „Eh' er dies Herz hier, das getreu ihn liebt, auf eines Tuches Wink der Kugel preisgibt, eh', sieh, eh' öffnet er die eigne Brust sich und spritzt sein Blut selbst tropfenweis in Staub." Unwillig unterbricht er den Freund, der ihm entgegnen will; aber als dieser, fast in Verzweiflung über die Täuschung, die den Prinzen gefangen hält, ihm eröffnet, daß das Todesurteil von dem Kurfürsten zur Unterzeichnung verlangt worden sei und der Feldmarschall, der ihm dies mitgeteilt, selbst nicht auf Begnadigung hoffe: da verwirren sich dem gepeinigten Prinzen die Sinne. „O Himmel! meine Hoffnung!" ruft er erschüttert. Die leise Frage des Grafen, ob er in keiner Weise dem Stolze des Fürsten zu nahe getreten sei, verneint er zwar unbedingt mit zuversichtlicher Beteuerung; jener aber kann seinen Zweifel nicht unterdrücken; er bemerkt ihm, daß der Kurfürst, dem der schwedische Gesandte einen Antrag des Königs an die Prinzessin Natalie überbracht habe, aufs empfindlichste getroffen worden sei durch ein Wort der Kurfürstin, das auf bereits vollzogene Verlobung derselben deute. Wie ein Blitzstrahl trifft das den Unglücklichen! „O Freund, hilf, rette mich! ich bin verloren!" ruft er entsetzt und ergreift mit ungestümer Hast

den Rat, den dieser aus Schonung kaum in klare Worte zu kleiden wagt, die Kurfürstin zu sprechen; das könne noch Rettung bringen, denn, fügt er leichtfertig hinzu, als der Prinz sofort zu gehen bereit ist, wenn der Kurfürst nur „um den bewußten Preis" mit König Karl Frieden schließen könne, werde er gewiß, versöhnt, ihm die Freiheit schenken. 2. Der Prinz zeigt dem Wache haltenden Offizier seine Entfernung an und verläßt eilend den Kerker. Die folgenden Auftritte bis zum Schluß des Aufzugs versetzen uns in das Zimmer der Kurfürstin. 3. Sie ist im Begriff, nachdem der Gesandte entlassen worden ist und die Gesellschaft sich entfernt hat, die tief erregte Prinzessin zu dem Fürsten Oheim, der noch beschäftigt in seinem Zimmer weilt, zu begleiten, damit sie versuche, den Freund zu retten. 4. Eine Hofdame meldet den Prinzen, der „bestürzt und dringend um Gehör flehe". Aufs höchste überrascht und unwillig über den Wortbruch, läßt auf Nataliens teilnehmendes Wort die Fürstin nach kurzem Bedenken ihn doch ein. Einem Wahnsinnigen gleich stürzt er ihr zu Füßen; er hat auf dem Wege zu ihr das Grab gesehen, das man beim Schein der Fackeln schaufelte, und in der Jünglingsbrust, die eben noch dem vollen blühenden Leben freudig entgegenschlug, haben die Schauer der Verwesung jeden andern Gedanken erstickt; leben will er, nur leben! „O Gottes Welt, o Mutter, ist so schön! Laß mich nicht, fleh' ich, eh' die Stunde schlägt, zu jenen schwarzen Schatten niedersteigen!" Ämter, Ehre, Ruhm, alles will er aufgeben. In rührenden Worten erinnert er sie an das Versprechen, das sie seiner sterbenden Mutter gegeben, an ihm Mutterstelle zu vertreten. Daß sie bereits um Gnade für ihn gefleht habe, aber vergebens, steigert nur seine Angst. Nun will er selbst jeden Anspruch auf Natalie aufgeben, und fern von der Welt im Schweiß des Angesichts den Acker bauen, wenn er nur leben darf. Der weinenden Geliebten gibt er den trostlosen Rat, in ein Kloster zu gehen; das sei das einzige Glück, das vor ihr liege! Aber gerade die jammervolle, des Helden unwürdige Haltung erweckt in der edlen Jungfrau den Mut, den Unglücklichen zu retten. Seine Hand fassend, fordert sie ihn auf, nochmals ruhig in das Grab zu schauen, das er ja so oft in der Schlacht vor Augen gehabt; sie aber wolle das rettende Wort an den Oheim

wagen. Wie von Engelshand berührt, fühlt er sich plötzlich wunderbar erhoben und eilt wie verwandelt in den Kerker zurück.

Vierter Aufzug. 1. Natalie überrascht den Kurfürsten, der, in Papiere vertieft, an seinem Arbeitstische steht; knieend fleht sie um Gnade für Homburg; nicht für sie, die ihre Liebe bekennt, soll er erhalten werden, nur für sich selbst frei sein und unabhängig. Mit sanftem Wort hebt sie der Fürst zu sich empor und weist sie auf des Prinzen Vergehen hin. Diese Mahnung erweckt in dem Herzen der edlen Jungfrau die Kraft der Rede und in herrlichem Bilde schildert sie die edle Gesinnung, aus der die That entsprang, die ihre Rechtfertigung im schönsten Sieg gefunden. Den Sieger für diese That zuerst krönen und dann töten, eine solche Unmenschlichkeit könne er, der die Milde selbst sei, nicht begehen. Auch der Kurfürst möchte gern seinem Herzen folgen; aber er fürchtet die Gefahr, die aus der Verletzung des Gesetzes entspringe; nicht für ihn, aber für das, was höher ist, als der einzelne, und sei er auch der Herrscher, für das Heiligtum des Vaterlandes. Gerade der Name wird ihr, die ihr Vaterland von ganzer Seele liebt, zum helfenden Engel; nicht wo das Kriegsgesetz allein herrscht, nein, wo auch das Herz walten darf, ist das Vaterland fest gegründet; es wird, ruft sie in prophetischer Begeisterung, durch alle Stürme, die noch kommen werden, hindurch stets herrlicher sich erbauen. Daß die Jungfrau so denkt, begreift der Kurfürst wohl; aber ein Krieger, wie Homburg, fragt er, wird der auch so denken? Bei dieser Frage durchzittert Nataliens Seele der Eindruck des eben Erlebten und in tiefster Erregung schildert sie die trostlose Fassungslosigkeit des Prinzen, der eben noch ein Held, jetzt in Todesfurcht wimmere und nur noch um sein Leben flehe. Erschüttert von dem Unerwarteten, spricht der Kurfürst den Prinzen frei; er schreibt sofort an ihn, gibt der Prinzessin die Zeilen und bittet sie mit herzlicher Vertraulichkeit, selbst sie ihm zu überbringen. 2. Ehe sie den Auftrag ausführen kann, wird Graf Reuß ihr angemeldet; er bringt von Kottwitz und den Offizieren ihres Regiments eine Bittschrift an den Kurfürsten zu Gunsten des Prinzen und ersucht sie, als Chef des Regiments, ihren Namen den andern vorzusetzen. Als sie vernimmt, daß die gleiche Gesinnung auch

den Rat, den dieser aus Schonung kaum in klare Worte zu kleiden wagt, die Kurfürstin zu sprechen; das könne noch Rettung bringen, denn, fügt er leichtfertig hinzu, als der Prinz sofort zu gehen bereit ist, wenn der Kurfürst nur „um den bewußten Preis" mit König Karl Frieden schließen könne, werde er gewiß, versöhnt, ihm die Freiheit schenken. 2. Der Prinz zeigt dem Wache haltenden Offizier seine Entfernung an und verläßt eilend den Kerker. Die folgenden Auftritte bis zum Schluß des Aufzugs versetzen uns in das Zimmer der Kurfürstin. 3. Sie ist im Begriff, nachdem der Gesandte entlassen worden ist und die Gesellschaft sich entfernt hat, die tief erregte Prinzessin zu dem Fürsten Oheim, der noch beschäftigt in seinem Zimmer weilt, zu begleiten, damit sie versuche, den Freund zu retten. 4. Eine Hofdame meldet den Prinzen, der „bestürzt und dringend um Gehör flehe". Aufs höchste überrascht und unwillig über den Wortbruch, läßt auf Nataliens teilnehmendes Wort die Fürstin nach kurzem Bedenken ihn doch ein. Einem Wahnsinnigen gleich stürzt er ihr zu Füßen; er hat auf dem Wege zu ihr das Grab gesehen, das man beim Schein der Fackeln schaufelte, und in der Jünglingsbrust, die eben noch dem vollen blühenden Leben freudig entgegenschlug, haben die Schauer der Verwesung jeden andern Gedanken erstickt; leben will er, nur leben! „O Gottes Welt, o Mutter, ist so schön! Laß mich nicht, fleh' ich, eh' die Stunde schlägt, zu jenen schwarzen Schatten niedersteigen!" Ämter, Ehre, Ruhm, alles will er aufgeben. In rührenden Worten erinnert er sie an das Versprechen, das sie seiner sterbenden Mutter gegeben, an ihm Mutterstelle zu vertreten. Daß sie bereits um Gnade für ihn gefleht habe, aber vergebens, steigert nur seine Angst. Nun will er selbst jeden Anspruch auf Natalie aufgeben, und fern von der Welt im Schweiß des Angesichts den Acker bauen, wenn er nur leben darf. Der weinenden Geliebten gibt er den trostlosen Rat, in ein Kloster zu gehen; das sei das einzige Glück, das vor ihr liege! Aber gerade die jammervolle, des Helden unwürdige Haltung erweckt in der edlen Jungfrau den Mut, den Unglücklichen zu retten. Seine Hand fassend, fordert sie ihn auf, nochmals ruhig in das Grab zu schauen, das er ja so oft in der Schlacht vor Augen gehabt; sie aber wolle das rettende Wort an den Oheim

wagen. Wie von Engelshand berührt, fühlt er sich plötzlich wunderbar erhoben und eilt wie verwandelt in den Kerker zurück.

Vierter Aufzug. 1. Natalie überrascht den Kurfürsten, der, in Papiere vertieft, an seinem Arbeitstische steht; knieend fleht sie um Gnade für Homburg; nicht für sie, die ihre Liebe bekennt, soll er erhalten werden, nur für sich selbst frei sein und unabhängig. Mit sanftem Wort hebt sie der Fürst zu sich empor und weist sie auf des Prinzen Vergehen hin. Diese Mahnung erweckt in dem Herzen der edlen Jungfrau die Kraft der Rede und in herrlichem Bilde schildert sie die edle Gesinnung, aus der die That entsprang, die ihre Rechtfertigung im schönsten Sieg gefunden. Den Sieger für diese That zuerst krönen und dann töten, eine solche Unmenschlichkeit könne er, der die Milde selbst sei, nicht begehen. Auch der Kurfürst möchte gern seinem Herzen folgen; aber er fürchtet die Gefahr, die aus der Verletzung des Gesetzes entspringe; nicht für ihn, aber für das, was höher ist, als der einzelne, und sei er auch der Herrscher, für das Heiligtum des Vaterlandes. Gerade der Name wird ihr, die ihr Vaterland von ganzer Seele liebt, zum helfenden Engel; nicht wo das Kriegsgesetz allein herrscht, nein, wo auch das Herz walten darf, ist das Vaterland fest gegründet; es wird, ruft sie in prophetischer Begeisterung, durch alle Stürme, die noch kommen werden, hindurch stets herrlicher sich erbauen. Daß die Jungfrau so denkt, begreift der Kurfürst wohl; aber ein Krieger, wie Homburg, fragt er, wird der auch so denken? Bei dieser Frage durchzittert Nataliens Seele der Eindruck des eben Erlebten und in tiefster Erregung schildert sie die trostlose Fassungslosigkeit des Prinzen, der eben noch ein Held, jetzt in Todesfurcht wimmere und nur noch um sein Leben flehe. Erschüttert von dem Unerwarteten, spricht der Kurfürst den Prinzen frei; er schreibt sofort an ihn, gibt der Prinzessin die Zeilen und bittet sie mit herzlicher Vertraulichkeit, selbst sie ihm zu überbringen. 2. Ehe sie den Auftrag ausführen kann, wird Graf Reuß ihr angemeldet; er bringt von Kottwitz und den Offizieren ihres Regiments eine Bittschrift an den Kurfürsten zu Gunsten des Prinzen und ersucht sie, als Chef des Regiments, ihren Namen den andern vorzusetzen. Als sie vernimmt, daß die gleiche Gesinnung auch

die Offiziere der andern Regimenter beseele und Kottwitz selbst mit seinem Korps gekommen wäre, wenn er nicht jeden Schein einer Auflehnung vermeiden wollte, zögert sie nicht, zu unterzeichnen, setzt aber zugleich an Kottwitz die Ordre auf, sogleich nach Fehrbellin aufzubrechen und ersucht dann den Grafen, sie zum Prinzen zu begleiten. 3. In mehr apathischer, als ruhiger Stimmung ist der Prinz in sein Gefängnis zurückgekehrt, und indem er mit scheinbarer Gleichgültigkeit über die Nichtigkeit des Lebens philosophiert, läßt er sich ermattet auf der Erde nieder. 4. Beim Eintritt Nataliens erhebt er sich und fragt in Spannung, was sie ihm bringe. Die Freiheit, ruft sie froh bewegt, und reicht ihm den Brief des Kurfürsten. Mit ungläubigem Staunen erbricht er ihn; zögernd liest er die Worte: „Auf Euren eignen Beifall rechnet' ich: Meint Ihr, ein Unrecht sei Euch widerfahren, so bitt' ich, sagt mir's, mit zwei Worten — und gleich den Degen schick' ich Euch zurück." Natalie, die selbst bei diesen Worten erblaßt, bemerkt wohl den Eindruck derselben beim Prinzen und, ihre Besorgnis verbergend, drängt sie ihn in liebevoller Hast, das befreiende Wort zu schreiben; aber je mehr sie drängt, desto mehr gewinnt edler Stolz im Herzen des Prinzen die Oberhand; er entreißt der Prinzessin den Brief, den diese besorgt an sich genommen; wieder und wieder liest er die verhängnisvollen Worte: schreibt und zerreißt wieder das Geschriebene; er will die Antwort aufschieben, Nataliens Drängen beschleunigt nur die von ihr gefürchtete Entscheidung in seinem Innern; „zwingst du mich, Antwort in dieser Stimmung ihm zu geben, bei Gott! so setz' ich hin, du thust mir recht!" ruft er, sich leidenschaftlich erhebend; dann schaut er, sich niederlassend, nachdenklich wieder in den Brief. Natalie, erschreckt von diesem Ausruf, beugt sich voll inniger Liebe über ihn; aber das höhere Gefühl hat gesiegt, er beginnt wieder zu schreiben und auch der letzte Versuch der Geliebten, ihn durch die Versicherung zu erschüttern, daß ohne die verlangte Antwort unfehlbar das Urteil vollzogen würde, kann ihn nicht mehr irre machen, er vollendet den Brief und übergibt ihn dem Diener zur Besorgung. Der erschreckten Geliebten aber tritt er nun wieder als siegreicher, fast trotziger Held entgegen mit den Worten: „Ich will ihm, der so würdig vor mir steht, nicht ein Unwürdiger gegenüber stehn! Schuld ruht,

bedeutende, mir auf der Brust, wie ich es wohl erkenne; kann er mir vergeben nur, wenn ich mit ihm drum streite, so mag ich nichts von seiner Gnade wissen." Nun erst kann auch Natalie ihrem eigensten Gefühl sich wieder überlassen; nur das innigste Mitleid mit dem Fall des Geliebten hatte sie vermocht, auf Augenblicke ihrer Ueberzeugung zuwider ihn zu feigem Thun aufzumuntern. Mit einem Kuß besiegelt sie ihre Freude über seinen Entschluß. Jetzt erst kann sie selbst seine Rettung in die Hand nehmen; sie übergibt dem Grafen den Brief, der Kottwitz zur Hilfe ruft.

Fünfter Aufzug. 1. Der Kurfürst, im Begriff zur Ruhe zu gehen, wird durch die Nachricht, die Truchß, Hohenzollern und Golz bringen, überrascht, daß die Dragoner, die Kottwitz führe, vor dem Schlosse halten und er selbst vor ihm erscheinen werde, sobald er vom Rathaus, wo die Generalität versammelt sei, zurückkehre; sie selbst bitten um Erlaubnis, sich auch dorthin zu verfügen. Trotzdem, daß der Kurfürst die eigenmächtige Ordre der Prinzessin nicht kennt und sich auch den Zweck der Versammlung auf dem Rathaus nicht zu deuten weiß, entläßt er doch nach kurzem Bedenken die Offiziere. 2. Er kann seine Verwunderung über den Vorfall nicht unterdrücken; doch er kennt Kottwitz und weiß sich in seiner Autorität sicher; vorsorglich läßt er aber durch einen Diener Erkundigung einziehen und legt sein fürstliches Gewand an. 3. Während er noch damit beschäftigt ist, tritt unangemeldet und in Aufregung Dörfling ein; Kottwitz sei unbeordert eingerückt; die Offiziere wollten eine Bittschrift zu Gunsten des Prinzen überreichen und im Fall der Zurückweisung den Gefangenen mit Gewalt befreien. „Dann ist mein Herz in ihrer Mitte!" entgegnet der Fürst mit Ruhe, als er von der Bittschrift hört; an gewaltsame Befreiung kann er nicht glauben, „mit meinem Stiefel, vor sein Haus gesetzt, schütz' ich vor diesen jungen Helden ihn!" sagt er mit erhabenem Humor. Nun beschwört ihn der scheinbar besorgte Dörfling, mit der Begnadigung, wenn er sie überhaupt üben wolle, dem ordnungswidrigen Thun seiner Untergebenen zuvorzukommen; vergebens, ohne die Zustimmung des Prinzen will der Fürst nichts thun; die Herren sollen kommen. 4. Die Offiziere werden gemeldet, zugleich bringt ein Heiducke den Brief des

Prinzen; rasch liest der Fürst ihn und gibt Befehl, ihm das Todesurteil und den Paß des schwedischen Gesandten zu holen. Dann läßt er die Offiziere eintreten. 5. Mit ruhigem Gewissen tritt Kottwitz als Obmann der Offiziere vor seinen Herrn und bittet die Schrift überreichen zu dürfen; die Frage des Fürsten, wer ihn hergerufen habe, ist ihm unbegreiflich, er zeigt die Ordre, die unterzeichnet ist: Natalie, im Auftrag meines höchsten Oheims Friedrich. Das Befremden im Antlitz des Fürsten erschreckt ihn, der Gedanke, daß nicht dieser die Ordre gegeben habe, ist dem treu ergebenen Soldaten unerträglich; aber der Fürst ist schnell gefaßt und, als ob er wirklich ihn gerufen habe, heißt er ihn willkommen und kündigt ihm an, daß er dem Prinzen die letzte Ehre zu erweisen bestimmt sei, und als ob er dessen Bestürzung nicht bemerke, fragt er ihn, ob sein Regiment Unterkunft gefunden habe. Dann erst läßt er ihn seine Sache vortragen. Kottwitz zögert; das Wort des Herrn hat alle Hoffnungen niedergeschlagen, dieser aber in wahrhaft erhabener Ruhe ermutigt ihn; „So hebt ein Wort auch wiederum sie auf —" sagt er freundlich und liest die Schrift. Nur *ein* Bedenken macht den Beschluß, den er nach der Antwort des Prinzen gefaßt hat, wankend; wenn der Prinz von der Schrift Kenntnis hat, wird seine Antwort wertlos. Die Versicherung des Gegenteils, die ihm Kottwitz gibt, hebt dies letzte Bedenken; vollkommen klar ist ihm, wie er nun zu handeln habe; aber zuvor will er noch hören, wie Kottwitz, der Mann der strengsten Disziplin, seinen Schritt rechtfertige. In ergreifender Rede und Gegenrede wird der Grundgedanke des Dramas entwickelt, daß die Pflicht des Gehorsams das Recht der freien That nicht ausschließe; daß der äußersten Gefahr nur der freie Mann entgegentreten könne und des höchsten Ruhmes würdig sei, möge er siegen oder fallen. „Herr, das Gesetz, das höchste, oberste, das wirken soll in deiner Feldherrn Brust, das ist der Buchstab' deines Willens nicht, das ist das Vaterland, das ist die Krone, das bist du selber, dessen Haupt sie trägt," ruft begeistert Kottwitz und kühn beteuert er, daß er selbst die That wiederholen werde, auch wenn es ihm den Kopf koste. Noch widersteht scheinbar der Kurfürst; zu seiner Hilfe gegen den wunderlichen Alten läßt er den Prinzen selbst zur Entscheidung kommen. Die

Offiziere staunen und treten unruhig zusammen; unterdes findet der Kurfürst eine zweite Bittschrift auf seinem Tische; sie ist von Hohenzollern und soll beweisen, daß der Fürst selbst schuld sei an dem Fehler des Prinzen. Zum Beweis aufgefordert schildert der liebenswürdige, treue Freund den Vorfall am Abend vor der Schlacht und den Eindruck, den der Scherz auf das Gemüt des Prinzen gemacht, seine Verwirrung bei Austeilung der Parole und den Zustand der Schwärmerei selbst noch beim Beginn der Schlacht. Der ihm bisher unbekannte Umstand mit dem Handschuh versetzt den Fürsten in nachdenkliche Stimmung, die Dörfling benutzt, um die Zerstreutheit des Prinzen an jenem Abend zu bestätigen. Offenbar erkennt dieser aber nicht die wahre Ursache des Nachsinnens; der Fürst ist nicht mehr schwankend, er hat aber in der Erinnerung an den nächtlichen Scherz die Form gefunden, in welche er die Begnadigung einkleiden will. Doch er will die Offiziere damit überraschen; daher weist er, halb scherzend, die Schuld von sich zurück und schiebt sie auf den „blödsinnigen" Hohenzollern selbst, der ihn zu jenem Scherz veranlaßt. 6. Der Prinz wird, so meldet ein Offizier, sogleich erscheinen; er verweilt nur noch einen Augenblick an dem Grabe, das ihn aufnehmen soll. 7. Ernste Spannung verbreitet sich beim Eintritt des Prinzen. Der Kurfürst macht ihn bekannt mit der Absicht der Anwesenden und gibt ihm die Schrift. Kaum nimmt dieser sich Zeit, sie zu lesen; zu Kottwitz gewendet und ihm mit herzlichem Danke die Hand schüttelnd, befiehlt er ihm, nach Arnstein zurück zu kehren und erklärt fest, daß er den Tod erleiden wolle. Die Unruhe und den Schrecken der Freunde verwandelt er durch weihevoll erhabene Worte in freudiges Staunen. „Ich will, ruft er, das heilige Gesetz des Kriegs, das ich verletzt' im Angesicht des Heeres, durch einen freien Tod verherrlichen! Was kann der Sieg euch, meine Brüder, gelten, der eine, dürftige, den ich vielleicht dem Wrangel noch entreiße, dem Triumph verglichen über den verderblichsten der Feind' in uns, den Trotz, den Uebermut, errungen glorreich morgen? Es erliege der Fremdling, der uns unterjochen will und frei auf mütterlichem Grund behaupte der Brandenburger sich, denn sein ist er und seiner Fluren Pracht nur ihm erbaut." Kottwitz und die andern drängen sich gerührt

um ihn; er aber fleht tief bewegt den Kurfürsten, den er nicht mehr Vater nennen dürfe, an, daß er, seinen Tod als Sühne annehmend, ihm verzeihe und ihm zum Zeichen erneuter Huld die Versicherung gebe: der Friede mit dem Schweden werde nimmermehr durch die Hand der Prinzessin erkauft werden. Ein Kuß des geliebten Fürsten gibt ihm die selige Gewißheit. „Prinz Homburgs Braut sei sie, werd' ich ihm schreiben, der Fehrbellins halb dem Gesetz verfiel, und seinem Geist, tot vor den Fahnen schreitend, kämpf' er auf dem Gefild der Schlacht sie ab." „Nun sieh', jetzt schenktest du das Leben mir! — — Geh' und bekrieg', o Herr, und überwinde den Weltkreis, der dir trotzt, denn du bist's wert!" ruft der Prinz und kehrt, dem Befehle unverweilt gehorchend, in das Gefängnis zurück. 8. Weder Natalie, die unbekümmert um die Sitte und unaufgehalten von der Kurfürstin zu ihm eilt, noch die Freunde, die ihn nicht lassen wollen, vermögen ihn zurück zu halten. 9. Nun wollen auch die Offiziere, an der Rettung verzweifelnd, sich entfernen; aber der Kurfürst befiehlt ihnen zu bleiben. Nachdem er einem Offiziere geheimen Auftrag erteilt, gibt er dem Feldmarschall Befehl, dem schwedischen Gesandten den Paß mit der Weisung zuzustellen, daß der Krieg in drei Tagen wieder beginne. Und, zu Kottwitz und den andern Offizieren gewendet, setzt er sie mit der Frage, ob sie sich nach alledem nochmals der Führung des Prinzen überlassen wollen, aus hoffnungsloser Bestürzung in freudigstes Erstaunen; er zerreißt das Urteil und lädt sie ein, ihm in den Garten zu folgen. 10. Mit verbundenen Augen wird der Prinz, ohne es zu ahnen, wohin, von Stranz in den Garten geführt; das Wirbeln des Totenmarsches, den er aus der Ferne vernimmt, bestätigt ihm, daß seine letzte Stunde gekommen sei; sehnsüchtig schwärmend erwartet er sie. In süßes Träumen versinkt er wieder, als Stranz ihn auf die Bank geleitet hat, auf der er den verhängnisvollen Kranz gewunden. Erquickender Blumenduft erregt auf einen Augenblick seine Neugier, wie Blumen an diesen Ort kommen; aber leicht beruhigt will er die Nelke, die Stranz ihm zu pflücken sich erbietet, zu Haus ins Wasser stellen. 11. Da erscheint auf der Rampe der Kurfürst mit allem Gefolge; Fackeln erhellen den ganzen Raum. Ihr Glanz erregt des Prinzen Aufmerksamkeit; von Stranz aufgefordert, erhebt er

sich, um den Tod zu empfangen; da fällt die Binde und in wunderbarem Glanze sieht er in Erfüllung gehen, was er an derselben Stelle geträumt zu haben glaubte: Natalie, geführt vom Kurfürsten, tritt zu ihm, der sprachlos dasteht, und schmückt ihn mit Kranz und Kette, die sie vom Fürsten empfangen. Ueberwältigt von dem Augenblick sinkt der Prinz zurück; aber Kanonendonner, Siegesmarsch und jubelnder Zuruf erwecken wieder den Sieger von Fehrbellin und er stimmt ein in den begeisterten Ruf: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!"

Wir stimmen dem Ausspruch Treitschkes vollkommen bei, daß Kleists dichterische Kraft mit diesem Drama keineswegs erschöpft war; er, der unter unausgesetzten inneren Kämpfen und bitteren äußeren Verhältnissen die Fähigkeit bewahrte, vier mächtige dramatische Gebilde zu schaffen und in ihrer Ausführung mit steigender Meisterschaft den Stoff zu bewältigen und in künstlerische Form zu bringen, er hätte gewiß, wenn er die Erfüllung dessen, was er in dem letzten, reifsten Werke prophetisch ausgesprochen, selbst noch hätte sehen können, zur Ehre des befreiten großen Vaterlandes „die Leier, die er thränend niederlegte", wieder emporgehoben und noch höhere, mächtigere Töne angeschlagen, vielleicht selbst noch den Dämon bezwungen und das Werk maßvoll zu Ende geführt, das er in unheilvollem Wechsel von Selbstüberhebung und kleinmütigem Verzagen immer wieder vernichtete. Doch wie man darüber auch urteilen möge, das Drama „Der Prinz von Homburg" ist das beste vaterländische Drama hohen Stils und verdient den Werken unsrer großen Dichter an die Seite gestellt zu werden; sein Wert muß gerade in unsrer Zeit überall in deutschen Landen mit Freude aufgenommen werden als ahnungsvolle Ankündigung der wieder errungenen Macht und Größe des Vaterlandes. Die Idee, wie wir sie oben aufgefaßt haben, ist einfach und klar durchgeführt. Freilich hat die Verschmelzung der realen Welt in den Hauptszenen mit dem phantastischen Traumleben, das sie umschließt, für unsre Zeit etwas Widerstrebendes; wenn wir aber diese Umhüllung, als der romantischen Sphäre des „Käthchen" und der innersten Eigentümlichkeit des Dichters entsprechend, um des edlen Kernes willen uns

auch die so anmutige und leichte
und Schlußszenen als zur Charak-
wesentliche anerkennen. Dann wird
Dichters Natur so grell geschilderte
sowie die exaltierte Todesfreudigkeit
V. 10), der in ergreifender Weise fast wörtlich
Abschiedsbriefe des Dichters an A. Müllers
10), weniger unnatürlich und unwürdig
gleichwohl begreifen, wie gerade dieses
an das nackte Leben als eine Schmach
Offizier und dem Geist jener rauhen Zeit
abgelehnt werden konnte. In der
Dramas haben wir bereits versucht, das Ver-
zu rechtfertigen und namentlich zu be-
von Anfang an das Urteil nicht vollziehen
Umstand, daß er nach der Erklärung des
nicht sofort das Todesurteil zerriß, sondern
entsprechenden romantischen Schluß
als dichterische Notwendigkeit bezeichnet,
Hohenzollerns von dem Handschuh
Die ganze Darstellung ist aus
wickelt sich Szene um Szene, ohne
Handlung fort. Der Dialog ist immer
wenig; von überschwenglichen Bildern,
häufig entstellen, finden sich nur
besonders in den Monologen Spuren.
der Dichter für seine Komposition
Hand gezeichnet. Der Kurfürst,
gestalt, überragt seine Umgebung als
selbst vorangehend in strengster
auch mit unerbittlicher Strenge das
wohlwollend, anerkennend und teilnahme-
gebenden; ein liebevoller, sorglicher Gatte
an der Hoheit des väterlichen
emporschauend, strebt, durch sein leuch-
mit Begeisterung nach dem Kranze
in seinem jugendlich träumerischen Wesen
dem Zwang äußerer notwendiger
Sehnsucht der Liebe drängt ihn zu

einer großen That, die ihn würdig mache des Besitzes der Geliebten; die That gelingt zwar, aber er verfällt dem Gesetz, das er durch sie verletzt. Leidenschaftliches Selbstbewußtsein trübt sein Urteil und die jugendliche Lebenslust sträubt sich gegen einen schimpflichen Tod; aber sobald der Richter ihm die Entscheidung anheimgibt, kommt er zur Besinnung. Ehre und Pflicht lassen ihn die Prüfung überwinden und als zwiefacher Sieger steht er am Ziel seiner Wünsche. Der Graf Hohenzollern bildet die Folie des Prinzen; ein heiterer, ritterlicher Charakter, der durch seine aufrichtige Liebe zum Prinzen unsre Teilnahme gewinnt. Der Oberst Kottwitz, der unter den Offizieren am bedeutsamsten hervorgehoben ist, ein ehrlicher, kernhafter Soldat, von echtem Schrot und Korn; in strengstem Gehorsam ergraut und seinem Herrn unbedingt ergeben, würdigt er doch die freie Heldenthat und tritt freimütig für den Prinzen ein, den er liebt. Dörfling und die andern Offiziere, obgleich Nebenfiguren, vollenden das erhebende Bild des Heeres, das durch seine Waffentüchtigkeit die Befreiung Deutschlands vorbereitete. Natalie ist würdig eines Heldenjünglings, wie Homburg. Die tiefe Entwürdigung, in der sie den eben noch so Hochstrebenden erblicken muß, erschüttert sie; ihr Schmerz über diese jähe Wandlung, und die Liebe, die sie für ihn hegt, reißen sie hin, ihrem eignen Gefühl entgegen zu handeln, aber nicht unwürdig bittet sie um Gnade, auch sie stellt die freie That eines feurigen Herzens höher als die kalte Regel; die Selbsterhebung des Geliebten erfüllt sie mit jugendlicher Begeisterung.

Nach dieser kurzen Schilderung der Personen, wie sie in dem Drama hervortreten, bleibt uns noch die Aufgabe, sie nach ihrer geschichtlichen Erscheinung darzustellen und das Legendarische in den Vorgängen auf seinen historischen Wert zu prüfen. Was die Person des Kurfürsten betrifft, so konnte, nach dem Plane des Dichters, der Charakter dieses außerordentlichen Herrschers nicht in seiner vollen Bedeutung sich geltend machen; doch wenn wir von dem seiner praktischen Natur wenig angemessenen Scherz mit dem schlafwandelnden Prinzen und der komödienhaften Entschürzung des Knotens absehen, hat uns der Dichter in Meisterzügen sein Bild wiedergegeben, wie es seit Pufendorf unsre Geschichtschreiber gezeichnet

haben. Er, dem es durch Energie und Weisheit mit geringen Mitteln gelang, seinem Staate Festigkeit und Einheit im Innern, Zuwachs und vergrößerte Macht nach außen zu schaffen und die Wege vorzubereiten, auf denen seine Nachfolger ein mächtiges Deutschland begründet haben, steht hellleuchtend in der Geschichte unsres Vaterlandes da, es wäre überflüssig, seinen Charakter und sein Wirken hier schildern zu wollen. Seine äußere Erscheinung schildert uns Dr. L. Brock (s. den Titel der Schrift im Verzeichnis der Quellen): „Friedrich Wilhelm stand in seinem 56. Jahre. Er war nicht groß (etwas über Mittelgröße), doch eine imponierende Erscheinung. Da er ziemlich wohlbeleibt war und ihn die Fußgicht plagte, hatten die Stallmeister oft ihre Not damit, ihm auf das Pferd zu helfen. Die mächtige Adlernase mit dem winzigen Schnurrbart darunter, den der Zeitgeschmack gestattete, nebst den zusammengezogenen buschigen Brauen verlieh dem Antlitz den Ausdruck kühner Entschlossenheit. Sein Auge blickte scharf und ernst, obwohl ihm auch milde Freundlichkeit nicht fremd war. In der Schlacht leuchtete es in einem inneren Feuer, daß sich denen, die ihn sahen, der Anblick unauslöschlich ins Gedächtnis prägte. Der Mode entsprechend trug er eine gewaltige braune Lockenperücke, die nach der Meinung der Zeit dem Träger etwas Majestätisches verlieh und in der That gerade auf seinen Bildern mit der ganzen imposanten Erscheinung recht wohl im Einklange steht. Im Felde wurde sie wohl mit einer kleineren vertauscht. Von seiner Kleidung ist nichts Zuverlässiges bezeugt. Die gleichzeitigen Abbildungen zeigen ihn im Felde in der Kavaliertracht der Zeit: weißes oder gelbes Lederkoller, die weiten, offenen Aufschläge wie alle Nähte breit mit Seide, Gold und Silber gestickt, weite graue Hosen, Spitzenmanschetten und Halsbinde, Federhut mit kleiner Krämpe, Stulphandschuhe, hohe Reiterstiefel, selten geschwärzt und von der damals üblichen steifen Form mit fabelhaft weiter Glocke, gewöhnlich vielmehr (wohl der Gicht wegen) faltig, weit und bequem, von gelbem oder rötlichem Leder; den Degen am breiten, reich gestickten und befransten Wehrgehenk über die rechte Schulter, um den Leib eine Tissureschärpe von schwarzer und weißer Seide, Silber und Gold meliert, auf der Brust das blaue Band und den Stern des Hosenbandordens, den er bereits 1654 erhalten

hatte. Den Beinharnisch legte er selten an und nur auf dringendes Bitten seiner Umgebung. Die ganze Erscheinung wie die seiner Offiziere und Hofkavaliere und der prächtig in Blau und Gold gekleideten Leibtrabanten erinnerte stark an die Rokokopracht Ludwigs XIV., der ja auch am brandenburgischen Hofe in solchen Dingen Vorbild war.

Die Kurfürstin, die in dem Drama vorübergehend erscheint, war seine zweite Gemahlin, Dorothea von Holstein-Glücksburg; die erste Gemahlin, Luise Henriette von Oranien, war bereits am 18. Juni 1667 nach 21jähriger Ehe in ihrem 40. Lebensjahre gestorben.

Die bedeutendste Umbildung hat in dem Drama der Prinz von Homburg erfahren; doch weniger in seinem Charakter, als darin, daß der 42jährige zum schwärmerischen Jüngling geworden ist, ein zweiter Egmont.

Friedrich II., Landgraf von Hessen-Homburg, ein dem großen Kurfürsten ebenbürtiger, nur in beschränkteren Verhältnissen wirkender Kriegsmann und Regent, der eigentliche Begründer von Hessen-Homburg, dessen heldenmütiger Geist auf alle seine Nachfolger überging, war der Urenkel Philipps des Großmütigen. Sein Vater, Friedrich I., der vierte Sohn Georgs I., des Frommen von Hessen-Darmstadt, war der erste regierende Landgraf von Hessen-Homburg, das als Nebenlinie von Hessen-Darmstadt 1622 selbständig geworden war. Friedrich II.,[1] mit dem silbernen Bein, als jüngster von fünf Söhnen am 30. Mai 1633 zu Homburg geboren, wurde von seiner Mutter Margarethe erzogen, die nach dem Tode ihres Gemahls bis zur Volljährigkeit ihres dritten Sohnes, Wilhelm Christoph (geb. 1625), die Regentschaft führte. In seiner

[1] Wir geben diese Lebensbeschreibung nach dem im Verzeichnis angeführten Werke von de Verdy-Du Vernois S. 75—135; die in demselben (S. 103 ff.) benutzte, von dem Prinzen selbst herrührende Schilderung der Schlacht findet sich im Original in: Hessen-homburgische Reim-Chronik v. J. G. Hamel, Homburg 1860, S. 212—222. Johannes Pocksen, der Kammerdiener, der sie uns überliefert hat, versichert am Schluß: „Ist von mir unterthänigst aufgesetzt, So ich von Sein hochfürstl. Durchl. von Wort zu Wort selbsten gehöret, ist geschen Humburg d. 24. Febr. 1708." Da Friedrich schon am 24. Januar 1708 starb, wird die Schrift am 24. Februar vollendet worden sein.

Jugend wurde der Prinz von verhängnisvollen Unfällen heimgesucht, welche seinen Mut in der Schule der Leiden entwickelten. Wenige Menschen waren größeren Gefahren ausgesetzt und keiner ertrug ihre Wirkungen mit mehr Stärke. Im Jahre 1648 brach er bei einem Fall im Schloßgarten den rechten Schenkel; im folgenden Jahre suchte ihn eine Lähmung an demselben Beine heim, für die er Genesung im Bad Pfäffers fand. Dennoch drängte sein unternehmender Geist ihn auf die kriegerische Laufbahn. Turenne, zu dem er von seiner Mutter, der Regentin, kurz vor dem westfälischen Frieden gesandt wurde, um die Belästigung französischer Truppen für ihr Land abzuwenden, erkannte in dem Jüngling die Eigenschaften, die den großen Mann ankündigen und machte ihm verlockende Anerbietungen; und wenngleich die mütterliche Zärtlichkeit die Erfüllung seiner Wünsche verweigerte, übte doch die günstige Meinung eines solchen Feldherrn einen tiefen Eindruck auf den Prinzen und entflammte seinen Ehrgeiz und seinen Durst nach Ruhm. Auf der Akademie zu Genf, die er 1650 bezog, widmete er sich mit größtem Eifer den Studien und Künsten, die ihn für seine Laufbahn tüchtig machen konnten; auf größeren Reisen in Italien und Frankreich wendete er seine Aufmerksamkeit besonders allem dem zu, was mit der Kriegskunst in engerer Verbindung stand. Alle Hindernisse, welche die besorgte Mutter, die er verehrte, auch nach seiner Rückkehr ihm noch in den Weg stellte, konnten ihn an seinem Berufe nicht irre machen. Endlich siegten seine dringenden Vorstellungen und kaum hatte er die Volljährigkeit erreicht, so führte ihn die Thronbesteigung Karls X. (1654) an den Hof nach Schweden. Seine ritterliche Erscheinung und der kriegerische Geist, der ihn beseelte, nahmen die lebhafteste Aufmerksamkeit des Heldenkönigs in Anspruch. Er ernannte ihn zum Obersten mit dem Auftrag, ein neues Kavallerieregiment zu bilden. Nur kurze Zeit gönnte sich der Prinz, um die militärischen Einrichtungen des Landes kennen zu lernen; dann eilte er zur Ausführung des Auftrags in die Heimat. Wieder türmten sich ihm Vernichtung drohende Gefahren entgegen. Bei einem Festmahle, das der Graf von Königsmark ihm zu Ehren vor seiner Abreise gab, entging er kaum dem Tode durch Vergiftung; man trank aus goldenem Pokale

auf das Wohl des Königs; von vier Offizieren starben zwei, die zuletzt getrunken hatten. Das Schiff, das ihn nach Hamburg bringen sollte, scheiterte an einer Sandbank und erst am zweiten Tage konnte er sich mit äußerster Lebensgefahr und mit Verlust seiner Kriegskasse auf ein hamburgisches Schiff retten, das heimkehrend in Sicht kam. Mit größter Sorgfalt verfuhr er bei der Bildung seines Regimentes; wollte er doch an der Spitze desselben seine Laufbahn beginnen. Bei seiner unermüdlichen Thatkraft brachte er es schnell zusammen und führte es den Schweden zu, die im Krieg gegen Polen Danzig belagerten. Auf dem Marsche hatte er Gelegenheit, seine Besonnenheit und Geistesgegenwart zu erproben, als, während er noch zurück war, Aufwiegler in dem Regiment Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit erregt hatten. Mit schlauer Berechnung wußte er die Rädelsführer herauszufinden und nachdem er ihnen durch das Todesurteil, das er über sie fällte, den festen Willen, dem Gesetze Gehorsam zu verschaffen, gezeigt hatte, durch die väterliche Milde der Begnadigung sie für immer an sich zu fesseln. Er zog es vor, den Namen eines teilnehmenden Führers vielmehr als eines unbeugsamen Richters zu erhalten. Vor Danzig wurde ihm sofort, nachdem der König mit höchster Befriedigung sein Regiment gemustert hatte, die schwere Aufgabe zu teil, einen Ausfall der polnischen Besatzung zurückzuwerfen. Trotz der bei weitem überlegenen Zahl der Feinde drängte sie der Prinz zurück und vernichtete die Hälfte der Mannschaft; aber auf der Rückkehr in sein Quartier, als er, um einen frischen Trunk Wasser zu finden, nach einem Dorfe sprengte, strauchelte sein Roß und warf ihn gegen einen Baumstumpf, so daß er, an Brust und Schulter schwer verletzt, ohnmächtig weggetragen werden mußte. Nochmals siegte seine kräftige Natur. Aber noch schwerere Leiden sollte er erdulden. Als der in Polen siegreiche Schwedenkönig, durch den Einfall der Dänen in seinem eignen Lande zurückgerufen, mitten im strengsten Winter den denkwürdigen Uebergang über die gefrorenen Gewässer machte und Kopenhagen belagerte (1658), wurde dem Prinzen, der den ausfallenden Feind ungestüm bis an den Fuß der Wälle verfolgte, durch eine Stückkugel das linke Bein zerschmettert; kaltblütig schnitt er mit eigner Hand die große Sehne durch,

an der noch das Bein hing; es wurde durch ein künstliches mit silbernen Gewerben versehenes ersetzt. Lang schwebte er in Todesgefahr; noch nicht ganz genesen beschloß er, in der Heimat völlige Heilung zu suchen und dann das Amt eines Generalgouverneurs von Liefland, das ihm der König bestimmt hatte, anzutreten; aber noch ehe er Stockholm verließ, starb der König (1660) und die Eifersucht der schwedischen Großen verleidete ihm den ferneren Dienst. Großherzig und feinfühlend entsagte er der Stellung und kehrte, nachdem er sich am 12. Mai 1661 mit der viel älteren, reich begüterten Margarethe v. Brahe, Wittwe des Grafen Johann Oxenstierna, vermählt hatte, in die Heimat zurück. Noch in demselben Jahre trat er als Generalleutnant in die Dienste des Großen Kurfürsten, in dessen Landen er von dem Heiratsgut seiner Gemahlin das Amt Weferlingen im Halberstädtischen erwarb und diese Besitzung später durch mehrere andre bedeutende, namentlich das Amt Neustadt an der Dosse, vermehrte. Zur Zeit des Kampfes gegen die Schweden war seine Residenz in Weferlingen, wohin auch die Briefe vom 15., 17. und 19. Juni an seine zweite Gemahlin gerichtet sind. Als Margarethe nämlich 1669 starb, ging er 1670 eine zweite Ehe mit der Kousine des Kurfürsten, Luise Elisabeth von Kurland, ein; aus dieser Ehe sproßten sechs Söhne und sechs Töchter. Diese Ehe veranlaßte ihn auch, von der lutherischen zur reformierten Kirche überzutreten. Zum drittenmal vermählte er sich 1691 nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin mit Sophie Sibylle, der Witwe des Grafen Johann Ludwig zu Leiningen-Heidesheim und erzeugte mit ihr zwei Söhne und eine Tochter. Von seinen Söhnen zweiter Ehe starben zwei in jungen Jahren den Heldentod; eine Tochter, die durch Schönheit und hohe geistige Begabung ausgezeichnet war, schlug ihres Glaubens wegen die Hand des nachmaligen Kaisers, Joseph I., aus. In dem Jahre seiner Vermählung mit der Kousine des Kurfürsten (1670) wurde Friedrich zum General der Kavallerie ernannt und zwei Jahre später übertrug ihm der Kurfürst das Kommando über sämtliche Truppen des Kurstaates. Wie er an den Kriegen des Kurfürsten mit Frankreich und Schweden erfolgreichen Anteil nahm und der glänzende Sieg bei Fehrbellin durch seinen Kriegsmut eröffnet wurde, ist bereits er-

zählt worden; er war auch noch bei den Friedensschlüssen von Nimwegen und namentlich bei St. Germain thätig. Vom Jahre 1681 an aber, wo er nach dem Tode seines Bruders, Wilhelm Christoph, regierender Landgraf von Homburg und Chef des Hauses wurde, widmete er sich, ohne den brandenburgischen Dienst als General der Kavallerie zu verlassen, mit Eifer und Einsicht und wahrhaft väterlicher Sorge der Verwaltung seines Landes. Hatte er vorher schon als Herr ausgedehnter Besitzungen im Brandenburgischen die Zeit der Waffenruhe zum Wohl seiner Unterthanen mit großem Erfolg benutzt, so war nun seine Thätigkeit nach jeder Richtung hin eine unermüdliche und reich gesegnete. Besonders seine Residenz verdankt ihm ihre spätere Bedeutung. Er erbaute, zum Teil aus Steinen des nahen Römerkastells, „die Saalburg", das jetzige Schloß, das nur noch mit seinem, im obern Schloßhof stehenden, weithin in der Ebene sichtbaren „weißen Turm" an die ältere Burg erinnert, und verband mit dem Schlosse die von ihm umgebaute Stadtkirche, unter deren Altar sich die landgräfliche Familiengruft befindet. Er und sein Sohn, Friedrich III., gaben der Stadt im wesentlichen die Gestalt und Ausdehnung, die der wundervoll gelegene, beliebte Kurort jetzt noch besitzt. Wie der Große Kurfürst, nahm er mit Freuden die vertriebenen französischen Reformierten und die Waldenser aus Piemont in seinem Lande auf und beförderte auf alle Weise ihre mannigfaltige gewerbliche Thätigkeit; von ihnen wurden die jetzt noch französischen Dörfer Friedrichsdorf und Dornholzhausen in der Nähe der Stadt angelegt. Die Salinen wurden wieder in Betrieb gesetzt und durch Neubohrungen vermehrt; Glashütten angelegt und der Ackerbau befördert. Daß er schon im Jahre 1653 mit dem Beinamen „der Klebrichte" in den Palmenorden aufgenommen wurde, dem auch sein Vater und mehrere Glieder des Hauses angehörten, spricht wenigstens dafür, daß er sich auch den litterarischen Bestrebungen der Zeit nicht ganz fern hielt. Doch nahmen auch in der letzten Periode seines Lebens, nachdem sein bewundertes Vorbild, der Große Kurfürst aus dem Leben geschieden war und die Sorge für sein Land und seine zahlreiche Familie ihn mehr und mehr auf das Nächste beschränken mußte, die allgemeinen politischen Verhältnisse seine lebhafte Aufmerksamkeit in Anspruch, wie er

denn noch kurz vor seinem im Jahre 1708 erfolgenden Tode die Reise nach Sachsen nicht scheute, um den schwedischen Heldenkönig, Karl den XII., bei Gelegenheit des Friedensschlusses (1707) in Altranstädt persönlich kennen zu lernen. Karl empfieng den bewährten Helden mit großen Ehrenbezeigungen.

Feldmarschall Dörfling oder, wie er seinen Namen selbst geschrieben hat, Georg Derfflinger, war 1606 zu Neuhofen in Oberösterreich geboren. Seine Eltern, Bauersleute, wanderten des Glaubens wegen aus. Daß er Schneidergeselle gewesen, wird neuestens in Abrede gestellt; doch knüpfen sich an diese Angabe charakteristische Anekdoten. Als gemeinen Reiter finden wir ihn 1622 in dem Heere des Matthias von Thurn, dann als Offizier in sächsischen Diensten; 1630 tritt er beim schwedischen Heere unter Gustav Adolf ein, wird 1635 Oberstleutnant, macht mit dem Obersten Karl Gustav Wrangel, dem er 1675 gegenüber stand, einen glücklichen Streifzug durch Thüringen und wurde 1643, nach einer diplomatischen Sendung an Georg Ragoczy in Siebenbürgen, von der Königin Christine zum Generalmajor ernannt. Noch vor Beendigung des Krieges verließ er Schweden und trat 1655 in des Großen Kurfürsten Dienste. Sein wesentlicher Anteil an dem Erfolg der dreitägigen Schlacht bei Warschau 1656 wurde mit der Erhebung zum Generalleutnant belohnt. Ueber ein Jahrzehnt lebte er dann, unzufrieden darüber, daß der Fürst von Dessau vor ihm Feldmarschall geworden war, zurückgezogen auf seinem Gute Gusow im Bezirk Frankfurt a. O., das ihm durch seine erste Gemahlin zugebracht war. Erst als er die Würde eines Feldmarschalls erhalten hatte, trat er wieder 1673 in den aktiven Dienst; 1674 verlieh ihm der Kaiser Leopold I. die Reichsfreiherrnwürde. Turenne nannte ihn „den schwarzen Korporal", Friedrich der Große in seinen Memoiren „l'entreprenant". Gern hätte er, ein von Herzen frommer Mann, gewünscht, „den Rest seiner Tage," wie er in seinem Abschiedsgesuch 1678 sagte, „verwenden zu dürfen zur stillen Vorbereitung für seinen Lebensausgang;" aber dem Ruf seines Herrn folgend, machte er noch im furchtbaren Winter von 1678 auf 1679 den Eisfeldzug in Preußen mit und erhielt dafür die Statthalterschaft von Hinterpommern

und dem Fürstentum Kamin. Auch unter Friedrich III., dem der Vater sterbend „die eiserne Hand" empfahl, nahm er 1689 noch an der Belagerung von Bonn teil. Seine letzten Jahre verlebte er mit seiner zweiten Gemahlin auf seinem Gute Gusow und starb 1695 in seinem 89. Jahre. Drei seiner vier Töchter wurden Generalinnen; sein jüngerer Sohn fiel 1686 vor Ofen; der ältere starb als preußischer Generalleutnant 1724, ohne Kinder zu hinterlassen.

Oberst Hennings, in den Geschichtswerken Joachim Hennigs genannt (s. Witzleben a. a. O. S. 70), in dem Dorfe Klincke bei Bismark geboren, ein unruhiger Geselle, entlief, nachdem ihn ein Bauernmädchen verschmäht hatte, seinen Eltern und ging unter das Kriegsvolk, war 1646 Rittmeister, wurde nach der Schlacht bei Warschau 1656 Major, vier Jahre später Oberstleutnant, focht 1674 mit Auszeichnung gegen Frankreich, wurde bei Fehrbellin verwundet, auf dem Schlachtfelde zum Obersten ernannt und unter dem Namen Hennigs von Treffenfeld in den Adelstand erhoben. In dem obenerwähnten Winterfeldzug gegen die Schweden erwarb er sich durch erfolgreiche Kühnheit den Rang eines Generalmajors; er starb 1688 und ruht in der Kirche zu Könnigde, seinem Gut, das er 1648 von der Universität Frankfurt a. O. erkauft hatte.

Rittmeister Mörner. Bernhard Joachim v. Mörner, Page beim Kurfürsten Johann Georg, trat 1636 in die Reiterei ein; als Friedrich Wilhelm sich neutral erklärte, nahm Mörner bei den Schweden Dienste, gab sie aber bald wieder auf, um die Verwaltung seiner Güter zu übernehmen. 1656 nahm er als Rittmeister wieder brandenburgische Dienste, wurde nach drei Jahren Oberstleutnant und kommandierte bei Fehrbellin nach dem Tode des Generals v. Quast dessen Regiment.

Ein Oberstleutnant Hans Christoph v. Strauß, aus der Neumark, wird in den Quellen genannt als besonders erfolgreich an der Schlacht teilnehmend, der, mit Mörner besonders befreundet, ihm die Leichenrede hielt. Ob dieser vielleicht der in dem Drama erwähnte Rittmeister Stranz ist? Er starb als Generalmajor vor Ofen 1686.

Oberst Kottwitz, der in den geschichtlichen Urkunden Hauptmann oder Kapitän genannt wird, erhielt die Führung

eines Regiments Derfflinger Dragoner, nachdem der Führer bei Rathenow gefallen war. Weiteres über ihn ist aus den Quellen nicht ersichtlich.

Mit dem Rittmeister von der Golz mag wohl der ausgezeichnete Generalleutnant Joachim Rüdiger von der Goltz bei der Infanterie gemeint sein, der aber in den Berichten von der Schlacht nicht besonders erwähnt wird.

Der Rittmeister Graf Georg von Sparren wird, wie Golz, in den Berichten nicht erwähnt; aber in der Geschichte des Großen Kurfürsten erscheint als tüchtiger General Graf Otto Christoph von Sparr, der besonders zur Vervollkommnung des Geschützwesens beigetragen hat; ein Sohn desselben, Georg, stand erst in kaiserlichen, dann in brandenburgischen Diensten; der Kaiser machte ihn 1664 wegen seines besonderen Anteils an dem Siege bei St. Gotthard in Ungarn zum Generalfeldmarschall und erhob ihn zum Reichsgrafen.

Inwieweit nun die in dem Drama berührten Thatsachen begründet seien, ist zum Teil schon in dem historischen Abschnitt der Einleitung erörtert worden. Das tadelnde Wort, das der Kurfürst nach der Schlacht an den Prinzen gerichtet haben soll und auf das die Handlung gebaut ist, wird zuerst in den ein Jahrhundert später geschriebenen Memoiren des Königs Friedrich II. angeführt; doch deutet die briefliche Aeußerung der Schwester des Kurfürsten, daß dem Prinzen schlecht gelohnt worden sei, auf eine Verstimmung des Kurfürsten und eine daraus folgende, wenigstens augenblickliche Mißachtung der Dienste des Prinzen hin, wiewohl der Prinz nach seinen eignen Worten in dem Brief an seine Gemahlin und nach der Darstellung in dem von ihm diktierten Lebenslauf den erhaltenen Befehl, den er sich schriftlich hatte geben lassen, treu befolgt hat. Der beabsichtigte Waffenstillstand nach der Schlacht, sowie die Unterhandlung in betreff einer Vermählung des Schwedenkönigs mit Natalien, wie die Persönlichkeit Nataliens selbst gehört der Erfindung des Dichters an. Anders verhält es sich mit Frobens Heldentod.

Emanuel v. Froben (Frobenius) war, wie v. Gansauge a. a. O. S. 67 Anm. 2 berichtet, im adeligen Schlosse Bencken bei Basel im Jahre 1640 geboren. Seine Vorfahren hatten zum Teil in Diensten der französischen Krone, auch in

[illegible]

[illegible]

1762. [illegible]

[illegible]

kupete von 1696 im [illegible] Schlosse [illegible] Befehl Friedrichs III. [illegible] braunen Pferde [illegible] ebenfalls auf [illegible] Pferde während der Kurfürst selbst auf einem Schimmel erscheint. Nun findet sich in dem Kirchenbuch zu Sentzke im Havellande (Königl. Bibliothek in Berlin Histor. Boruss. in Quart Nr. 75. Histor. Auszüge aus den märkischen Kirchenbüchern) eine Notiz zu 1675, in welcher es nach kurzer Erwähnung der Niederlage der Schweden heißt: „Friedrich Wilhelm ritt einen Schimmel in der Schlacht, und da sein neuer Leibjäger Uhle bemerkte, daß man viele Kanonen nach dem weißen Pferde richtete, so bat er den Kurfürsten sich auf sein Braunes zu setzen. Kaum hatte Uhle das weiße Pferd bestiegen, als eine Kugel es ihm unter dem Leibe wegriß. Für seine Treue belohnte ihn der Kurfürst mit der damals sehr einträglichen Landjägerstelle zu Alt-Ruppin und dem Titel eines Landjägers. Er war eines Oberförsters Sohn aus dem Thü-

eines Regiments Derfflinger Dragoner, nachdem der Führer bei Rathenow gefallen war. Weiteres über ihn ist aus den Quellen nicht ersichtlich.

Mit dem Rittmeister von der Golz mag wohl der ausgezeichnete Generalleutnant Joachim Rüdiger von der Goltz bei der Infanterie gemeint sein, der aber in den Berichten von der Schlacht nicht besonders erwähnt wird.

Der Rittmeister Graf Georg von Sparren wird, wie Golz, in den Berichten nicht erwähnt; aber in der Geschichte des Großen Kurfürsten erscheint als tüchtiger General Graf Otto Christoph von Sparr, der besonders zur Vervollkommnung des Geschützwesens beigetragen hat; ein Sohn desselben, Georg, stand erst in kaiserlichen, dann in brandenburgischen Diensten; der Kaiser machte ihn 1664 wegen seines besonderen Anteils an dem Siege bei St. Gotthard in Ungarn zum Generalfeldmarschall und erhob ihn zum Reichsgrafen.

Inwieweit nun die in dem Drama berührten Thatsachen begründet seien, ist zum Teil schon in dem historischen Abschnitt der Einleitung erörtert worden. Das tadelnde Wort, das der Kurfürst nach der Schlacht an den Prinzen gerichtet haben soll und auf das die Handlung gebaut ist, wird zuerst in den ein Jahrhundert später geschriebenen Memoiren des Königs Friedrich II. angeführt; doch deutet die briefliche Aeußerung der Schwester des Kurfürsten, daß dem Prinzen schlecht gelohnt worden sei, auf eine Verstimmung des Kurfürsten und eine daraus folgende, wenigstens augenblickliche Mißachtung der Dienste des Prinzen hin, wiewohl der Prinz nach seinen eignen Worten in dem Brief an seine Gemahlin und nach der Darstellung in dem von ihm diktierten Lebenslauf den erhaltenen Befehl, den er sich schriftlich hatte geben lassen, treu befolgt hat. Der beabsichtigte Waffenstillstand nach der Schlacht, sowie die Unterhandlung in betreff einer Vermählung des Schwedenkönigs mit Natalien, wie die Persönlichkeit Nataliens selbst gehört der Erfindung des Dichters an. Anders verhält es sich mit Frobens Heldentod.

Emanuel v. Froben (Frobenius) war, wie v. Gansauge a. a. O. S. 67 Anm. 2 berichtet, im adeligen Schlosse Bencken bei Basel im Jahre 1640 geboren. Seine Vorfahren hatten zum Teil in Diensten der französischen Krone, auch in

denen der Stadt Basel gestanden. Sein Vater bekleidete das Hofamt eines Stallmeisters des Kurfürsten von der Pfalz und später des von Mainz. Nachdem der Sohn seine Studien zu Bern gemacht hatte, trat er in brandenburgische Dienste als Stallmeister des Kurfürsten; dieser ernannte ihn später auch zu seinem Kammerjunker. Froben war unter Zustimmung des Kurfürsten mit Elisabeth von Wangenheim, „Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht Unserer Gnädigsten Frauen ältesten Cammer-Jungfer", verlobt, als er bei Hakenberg fiel. Er war, schreibt Herr v. Buch in seinem Tagebuche unterm 18. Juni, vom ganzen Hofe und Heere geliebt, die seiner Sitten Freundlichkeit erfahren, und alle Welt beklagte ihn, wie der Kurfürst selbst, der in ihm einen sehr treuen Diener verlor. Der Pferdetausch, der von dem Dichter benutzt wurde zu der ergreifenden Schilderung des Opfertodes Frobens und ihn den Prinzen als den eigentlichen Sieger bei Fehrbellin darstellen ließ, ist, wie früher gezeigt worden ist, in keiner der Quellenschriften zu finden und auch bei der zweiten Ausgabe der Memoiren von 1762, die der König selbst durchsah und verbesserte, weggelassen worden. Auch die beiden Leichenreden und ein Trauergedicht erwähnen nicht den Tausch. Endlich läßt auch die alte Gobelintapete von 1693 im königlichen Schlosse Monbijou, die auf Befehl Friedrichs III. angefertigt wurde, Froben auf einem braunen Pferde zusammensinken, neben ihm einen zweiten, ebenfalls auf dunklem Pferde, während der Kurfürst selbst auf einem Schimmel erscheint. Nun findet sich in dem Kirchenbuch zu Sentke im Havellande (Königl. Bibliothek in Berlin Histor. Borussa. in Quart Nr. 75. Histor. Auszüge aus den märkischen Kirchenbüchern) eine Notiz zu 1675, in welcher es nach kurzer Erwähnung der Niederlage der Schweden heißt: „Friedrich Wilhelm ritt einen Schimmel in der Schlacht, und da sein neuer Leibjäger Uhle bemerkte, daß man viele Kanonen nach dem weißen Pferde richtete, so bat er den Kurfürsten sich auf sein Braunes zu setzen. Kaum hatte Uhle das weiße Pferd bestiegen, als eine Kugel es ihm unter dem Leibe wegriß. Für seine Treue belohnte ihn der Kurfürst mit der damals sehr einträglichen Landjägerstelle zu Alt-Ruppin und dem Titel eines Landjägers. Er war eines Oberförsters Sohn aus dem Thü-

eines Regiments Derfflinger Dragoner, nachdem der Führer bei Rathenow gefallen war. Weiteres über ihn ist aus den Quellen nicht ersichtlich.

Mit dem Rittmeister von der Golz mag wohl der ausgezeichnete Generalleutnant Joachim Rüdiger von der Goltz bei der Infanterie gemeint sein, der aber in den Berichten von der Schlacht nicht besonders erwähnt wird.

Der Rittmeister Graf Georg von Sparren wird, wie Golz, in den Berichten nicht erwähnt; aber in der Geschichte des Großen Kurfürsten erscheint als tüchtiger General Graf Otto Christoph von Sparr, der besonders zur Vervollkommnung des Geschützwesens beigetragen hat; ein Sohn desselben, Georg, stand erst in kaiserlichen, dann in brandenburgischen Diensten; der Kaiser machte ihn 1664 wegen seines besonderen Anteils an dem Siege bei St. Gotthard in Ungarn zum Generalfeldmarschall und erhob ihn zum Reichsgrafen.

Inwieweit nun die in dem Drama berührten Thatsachen begründet seien, ist zum Teil schon in dem historischen Abschnitt der Einleitung erörtert worden. Das tadelnde Wort, das der Kurfürst nach der Schlacht an den Prinzen gerichtet haben soll und auf das die Handlung gebaut ist, wird zuerst in den ein Jahrhundert später geschriebenen Memoiren des Königs Friedrich II. angeführt; doch deutet die briefliche Aeußerung der Schwester des Kurfürsten, daß dem Prinzen schlecht gelohnt worden sei, auf eine Verstimmung des Kurfürsten und eine daraus folgende, wenigstens augenblickliche Mißachtung der Dienste des Prinzen hin, wiewohl der Prinz nach seinen eignen Worten in dem Brief an seine Gemahlin und nach der Darstellung in dem von ihm diktierten Lebenslauf den erhaltenen Befehl, den er sich schriftlich hatte geben lassen, treu befolgt hat. Der beabsichtigte Waffenstillstand nach der Schlacht, sowie die Unterhandlung in betreff einer Vermählung des Schwedenkönigs mit Natalien, wie die Persönlichkeit Nataliens selbst gehört der Erfindung des Dichters an. Anders verhält es sich mit Frobens Heldentod.

Emanuel v. Froben (Frobenius) war, wie v. Gansauge a. a. O. S. 67 Anm. 2 berichtet, im adeligen Schlosse Bencken bei Basel im Jahre 1640 geboren. Seine Vorfahren hatten zum Teil in Diensten der französischen Krone, auch in

denen der Stadt Basel gestanden. Sein Vater bekleidete das Hofamt eines Stallmeisters des Kurfürsten von der Pfalz und später des von Mainz. Nachdem der Sohn seine Studien zu Bern gemacht hatte, trat er in brandenburgische Dienste als Stallmeister des Kurfürsten; dieser ernannte ihn später auch zu seinem Kammerjunker. Froben war unter Zustimmung des Kurfürsten mit Elisabeth von Wangenheim, „Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht Unserer Gnädigsten Frauen ältesten Cammer-Jungfer", verlobt, als er bei Hakenberg fiel. Er war, schreibt Herr v. Buch in seinem Tagebuche unterm 18. Juni, vom ganzen Hofe und Heere geliebt, die seiner Sitten Freundlichkeit erfahren, und alle Welt beklagte ihn, wie der Kurfürst selbst, der in ihm einen sehr treuen Diener verlor. Der Pferdetausch, der von dem Dichter benutzt wurde zu der ergreifenden Schilderung des Opfertodes Frobens und ihn den Prinzen als den eigentlichen Sieger bei Fehrbellin darstellen ließ, ist, wie früher gezeigt worden ist, in keiner der Quellenschriften zu finden und auch bei der zweiten Ausgabe der Memoiren von 1762, die der König selbst durchsah und verbesserte, weggelassen worden. Auch die beiden Leichenreden und ein Trauergedicht erwähnen nicht den Tausch. Endlich läßt auch die alte Gobelintapete von 1693 im königlichen Schlosse Monbijou, die auf Befehl Friedrichs III. angefertigt wurde, Froben auf einem braunen Pferde zusammensinken, neben ihm einen zweiten, ebenfalls auf dunklem Pferde, während der Kurfürst selbst auf einem Schimmel erscheint. Nun findet sich in dem Kirchenbuch zu Sentzke im Havellande (Königl. Bibliothek in Berlin Histor. Borussi. in Quart Nr. 75. Histor. Auszüge aus den märkischen Kirchenbüchern) eine Notiz zu 1675, in welcher es nach kurzer Erwähnung der Niederlage der Schweden heißt: „Friedrich Wilhelm ritt einen Schimmel in der Schlacht, und da sein neuer Leibjäger Uhle bemerkte, daß man viele Kanonen nach dem weißen Pferde richtete, so bat er den Kurfürsten sich auf sein Braunes zu setzen. Kaum hatte Uhle das weiße Pferd bestiegen, als eine Kugel es ihm unter dem Leibe wegriß. Für seine Treue belohnte ihn der Kurfürst mit der damals sehr einträglichen Landjägerstelle zu Alt-Ruppin und dem Titel eines Landjägers. Er war eines Oberförsters Sohn aus dem Thü-

ringischen." Dr. Brock a. a. O. S. 7 und in den Anmerk. 13 u. 31 führt die Untersuchungen des Direktors W. Schwartz (in der Zeitschrift für preuß. Geschichte und Landeskunde II. S. 16, III. S. 646 u. IV. S. 427 f.) über Uhle an. „Hans Simon Uhle, der Sohn eines kinderreichen Forstmeisters in Thüringen, war früh in die Welt gegangen, hatte England und Frankreich gesehen und war, noch nicht 20 Jahre alt, 1674 nach Berlin gekommen, wo er die Parade mit ansah; hier sah ihn der große Kurfürst, der machte ihn zu seinem Leibjäger, ließ ihn fortan wenig von seiner Seite und gebrauchte ihn ‚seiner Ehrlichkeit wegen' zu besonders wichtigen Verschickungen. Bei Rathenow und Fehrbellin war er dabei und ist später noch sehr jung Landjäger in Alt-Ruppin geworden und Anno 1699 oder 1700 gestorben. Den Pferdetausch soll Uhles Tochter 1769 erzählt haben." „Ich glaube," fügt Dr. Brock hinzu, „daß sie, die den Vater nicht einmal selbst gekannt hat, in ihrem Gedächtnis allerhand Reminiszenzen an die Schlacht bei Fehrbellin, jüngere und ältere Erzählungen vermischte, daß also auch hier die Frobensage hineinspukt. Daß Uhle in so jungen Jahren eine ansehnliche Versorgung erhielt, war gewiß nicht zum Lohn für seine Treue bei Fehrbellin, sondern als Entschädigung dafür, daß ihm der Kurfürst, wie berichtet wird, auf der Jagd aus Versehen das Gesicht voll Hagel schoß. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß die Frobensage nichts mehr und nichts weniger als eine Wappensage ist, daraus entstanden, daß die geadelten Brüder Froben ein weißes Pferd im Wappen führten, jedenfalls in Erinnerung ihrer Stallmeisterdienste."

Die Behandlung des Verses und sprachliche Eigentümlichkeiten.

Bevor wir von der Handhabung des Verses und den sprachlichen Eigentümlichkeiten unsres Dichters sprechen, müssen wir uns, ohne auf das Einzelne eingehen zu können, über

unser Verfahren bei Herstellung des Textes dieser Schulausgabe rechtfertigen.

Reinhold Köhler ist den richtigen Weg gegangen; in seinem Schriftchen: Zu H. v. Kleists Werken (Weimar 1862) hat er die Lesarten der Originalausgaben mit den Aenderungen L. Tiecks und Julian Schmidts zusammengestellt und wir sind ihm in den meisten Fällen gefolgt. Als Originalausgaben bezeichnet er, was den Prinz v. Homburg betrifft, die beiden, von L. Tieck besorgten, vom Jahre 1821, in welchen nur die bis dahin ungedruckten Schauspiele: Der Prinz von Homburg und Die Hermannsschlacht, nebst dem bereits im Phöbus gedruckten Fragment des Guiskard und einigen Gedichten erschienen; und die gesammelten Schriften vom Jahre 1826. Diese Originalausgaben sind nicht weniger inkorrekt gedruckt, als die früheren Einzelausgaben von Penthesilea u. s. w. und reich an sinnentstellenden Druckfehlern. Leider ist Tieck nicht nur nachlässig in seinen Korrekturen gewesen, sondern „hat sich auch erlaubt, den Dichter an sehr vielen Stellen stillschweigend und in inkonsequenter Weise zu verbessern. Teils sind es Stellen, die in grammatischer, metrischer oder stilistischer Hinsicht in der That einen Anstoß bieten, die der Dichter bei späterer Durchsicht vielleicht selbst verbessert haben würde, zu deren Aenderung aber der Herausgeber niemals das Recht hat; teils sind es Stellen, an denen sich Kleist Freiheiten erlaubt hat, die allerdings solche sind, die man aber nicht tadeln kann und die sich jeder nehmen darf und nimmt, zumal ein so durch und durch selbständiger und originaler Dichter wie Kleist, Stellen, die etwas Ungewöhnliches, aber nicht Falsches in Konstruktionen, in Wortstellung, in Wortbildungen und im Gebrauche einzelner Wörter bieten." Julian Schmidt, der die Tiecksche Ausgabe von Kleists gesammelten Schriften revidiert, ergänzt und mit einer erweiterten biographischen Einleitung versehen hat (Berlin 1859), ist nicht weniger willkürlich zu Werke gegangen. Erst in der Stereotypausgabe von 1874 hat er mit Benutzung der Köhlerschen Schrift den Text wieder den Originalausgaben näher gebracht, ohne aber dabei grundsätzlich zu verfahren. Wir haben für unsren Text, da die Handschrift, wenn überhaupt noch vorhanden, uns nicht zugänglich war, den ersten Druck (1821) zu Grunde gelegt, mit dem zweiten (1826) genau

ringischen." Dr. Brock a. a. O. S. 7 und in den Anmerk. 13 u. 31 führt die Untersuchungen des Direktors W. Schwartz (in der Zeitschrift für preuß. Geschichte und Landeskunde II. S. 16, III. S. 646 u. IV. S. 427 f.) über Uhle an. „Hans Simon Uhle, der Sohn eines kinderreichen Forstmeisters in Thüringen, war früh in die Welt gegangen, hatte England und Frankreich gesehen und war, noch nicht 20 Jahre alt, 1674 nach Berlin gekommen, wo er die Parade mit ansah; hier sah ihn der große Kurfürst, der machte ihn zu seinem Leibjäger, ließ ihn fortan wenig von seiner Seite und gebrauchte ihn ‚seiner Ehrlichkeit wegen' zu besonders wichtigen Verschickungen. Bei Rathenow und Fehrbellin war er dabei und ist später noch sehr jung Landjäger in Alt-Ruppin geworden und Anno 1699 oder 1700 gestorben. Den Pferdetausch soll Uhles Tochter 1769 erzählt haben." „Ich glaube," fügt Dr. Brock hinzu, „daß sie, die den Vater nicht einmal selbst gekannt hat, in ihrem Gedächtnis allerhand Reminiszenzen an die Schlacht bei Fehrbellin, jüngere und ältere Erzählungen vermischte, daß also auch hier die Frobensage hineinspukt. Daß Uhle in so jungen Jahren eine ansehnliche Versorgung erhielt, war gewiß nicht zum Lohn für seine Treue bei Fehrbellin, sondern als Entschädigung dafür, daß ihm der Kurfürst, wie berichtet wird, auf der Jagd aus Versehen das Gesicht voll Hagel schoß. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß die Frobensage nichts mehr und nichts weniger als eine Wappensage ist, daraus entstanden, daß die geadelten Brüder Froben ein weißes Pferd im Wappen führten, jedenfalls in Erinnerung ihrer Stallmeisterdienste."

Die Behandlung des Verses und sprachliche Eigentümlichkeiten.

Bevor wir von der Handhabung des Verses und den sprachlichen Eigentümlichkeiten unsres Dichters sprechen, müssen wir uns, ohne auf das Einzelne eingehen zu können, über

unser Verfahren bei Herstellung des Textes dieser Schulausgabe rechtfertigen.

Reinhold Köhler ist den richtigen Weg gegangen; in seinem Schriftchen: Zu H. v. Kleists Werken (Weimar 1862) hat er die Lesarten der Originalausgaben mit den Aenderungen L. Tiecks und Julian Schmidts zusammengestellt und wir sind ihm in den meisten Fällen gefolgt. Als Originalausgaben bezeichnet er, was den Prinz v. Homburg betrifft, die beiden, von L. Tieck besorgten, vom Jahre 1821, in welchen nur die bis dahin ungedruckten Schauspiele: Der Prinz von Homburg und Die Hermannsschlacht, nebst dem bereits im Phöbus gedruckten Fragment des Guiskard und einigen Gedichten erschienen; und die gesammelten Schriften vom Jahre 1826. Diese Originalausgaben sind nicht weniger inkorrekt gedruckt, als die früheren Einzelausgaben von Penthesilea u. s. w. und reich an sinnentstellenden Druckfehlern. Leider ist Tieck nicht nur nachlässig in seinen Korrekturen gewesen, sondern „hat sich auch erlaubt, den Dichter an sehr vielen Stellen stillschweigend und in inkonsequenter Weise zu verbessern. Teils sind es Stellen, die in grammatischer, metrischer oder stilistischer Hinsicht in der That einen Anstoß bieten, die der Dichter bei späterer Durchsicht vielleicht selbst verbessert haben würde, zu deren Aenderung aber der Herausgeber niemals das Recht hat; teils sind es Stellen, an denen sich Kleist Freiheiten erlaubt hat, die allerdings solche sind, die man aber nicht tadeln kann und die sich jeder nehmen darf und nimmt, zumal ein so durch und durch selbständiger und originaler Dichter wie Kleist, Stellen, die etwas Ungewöhnliches, aber nicht Falsches in Konstruktionen, in Wortstellung, in Wortbildungen und im Gebrauche einzelner Wörter bieten.“ Julian Schmidt, der die Tiecksche Ausgabe von Kleists gesammelten Schriften revidiert, ergänzt und mit einer erweiterten biographischen Einleitung versehen hat (Berlin 1859), ist nicht weniger willkürlich zu Werke gegangen. Erst in der Stereotypausgabe von 1874 hat er mit Benutzung der Köhlerschen Schrift den Text wieder den Originalausgaben näher gebracht, ohne aber dabei grundsätzlich zu verfahren. Wir haben für unsren Text, da die Handschrift, wenn überhaupt noch vorhanden, uns nicht zugänglich war, den ersten Druck (1821) zu Grunde gelegt, mit dem zweiten (1826) genau

verglichen und uns bemüht, uns in die Ausdrucksweise des Dichters mit all ihren Härten und Sonderbarkeiten einzuleben und auf diesem Wege den sicheren Blick für das zu erlangen, was als dem Dichter eigentümlich zu bewahren ist, und für das, was als Nachlässigkeit oder Irrtum des Herausgebers geändert werden muß. Im wesentlichen stimmt unser Text mit dem überein, welchen Karl Siegen im Jahre 1877 mit großer Sorgfalt hergestellt hat.

Was die Handhabung des Verses, des fünffüßigen reimlosen Jambus, betrifft, so weiß der Dichter mit Meisterschaft den Rhythmus der Worte mit dem Fluß der Gedanken in Einklang zu bringen; man fühlt, daß er rhythmisch gedacht hat, und der Erregtheit der Sprechenden, wie der Leidenschaftlichkeit der Situation schmiegt sich zwanglos der Vers an. Doch opfert er der Reinheit des Verses nie die Lebhaftigkeit des Dialogs und die Form des Gedankens, die ihm als die energischste erscheint. Auch hierin gibt sich sein gewaltsames, stürmisches Wesen kund; es ist kaum anzunehmen, daß er das in so unglaublich kurzer Zeit geschaffene Werk, wenn er selbst es noch dem Drucke hätte übergeben können, in dieser Beziehung einer besonderen Feile würde unterzogen haben. Es ist wie kein andres seiner Dramen aus einem Guß.

Vier- und sechsfüßige Verse sind zwar häufig; erste Vers 20, 145, 258, 415, 444, 911, 1311, 1623; letztere Vers 19, 117, 207, 214, 253, 257, 260, 298, 328, 448, 1625. Abgebrochene Verse, wie Vers 269, 1624 mit 2, Vers 77, 332 mit einem Fuß, sind als Ausrufe zu betrachten. Anapästische Füße kommen Vers 277, 404, 504, 703, 840, 909, 1172, 1213, 1713 vor, ein ganz regelloser Vers 756, wenn man ihn nicht als sechsfüßigen Vers mit drei Anapästen nehmen will. Der Ruf: Arthur! bildet für sich den Vers 87. In der Diktierszene sind solche Rufe mehrmals in den Vers eingeschoben, ohne zu demselben gerechnet werden zu können; so Vers 253, 259, 739. Diese kleinen Unregelmäßigkeiten treten aber fast ausschließlich bei den raschen Wechselreden ein, wo Ausrufe, Fragen ꝛc. die Darstellung in lebhaftere, fast fiebrische Bewegung bringen; bei zusammenhängender Erzählung oder Schilderung fließt der Vers rein und prächtig dahin, z. B. Vers 536 ff., 638 ff.

Stilistische und sprachliche Gestaltung in den prosaischen wie in den versifizierten Dichtungen ist durchaus eigentümlich; in seinen Erzählungen, wie in den Dramen und den wenigen kleinen epischen Dichtungen zeigt er sich als Meister in Beherrschung der Form und seine Darstellung ist stets die der Gattung angemessenste; die zahlreichen Briefe bekunden zwar auch mehr oder weniger die reiche Dichternatur; sie bieten manche hochpoetische Naturschilderungen und ergreifende Gefühlsergießungen; aber wie sie von der augenblicklichen, hin- und herschwankenden Stimmung eingegeben sind, ist auch der Stil ungleich, trocken, schwunghaft oft in jähem Wechsel. Was die Art seiner Erzählung betrifft, so hat sie Köpke (a. a. O. S. 11) vortrefflich charakterisiert. „In der Haupttugend aller Erzählung, in der durchsichtigen Gegenständlichkeit, beruhen die Vorzüge seiner Erzählungen. Ueberall treten Personen und Verhältnisse in festen und kräftigen Umrissen bis zur sinnlichen Greifbarkeit deutlich hervor. Alles ist Bewegung, Leben, That, nirgends eine Stockung, eine tote Beschreibung, die sich abmüht, viele einzelne Züge zusammenzulesen und es eben darum nie zu einem ganzen Bilde bringt, während hier die glückliche Einflechtung eines unscheinbaren Zuges auf einzelne Personen und ganze Gruppen einen hellen Rückstrahl wirft, der das ganze in neuem überraschenden Lichte erscheinen läßt. Weil der Dichter diese Gestalten, als ob sie lebten, mit seinem Auge sah und darstellte, erweckt er in der Seele des Lesers, diesem unbewußt, die Kraft des dichterischen Nachschaffens. Mit der Selbstentäußerung eines Geschichtschreibers oder Dramatikers verschwindet er hinter seiner Darstellung, nirgends sieht man ihn mit zufahrender Hand in das Spiel hineingreifen und die Täuschung ungeschickt selbst zerstören, nirgends sich mit seinen Empfindungen und Betrachtungen aufdrängen; auch nicht in den Reden und Handlungen der Personen findet man ihn, weil sie überall ganz eigentümlich aus ihrer Stimmung, unter diesen gegebenen Umständen fühlen und handeln. Nur aus der Gesamtwirkung aller Kräfte, die er spielen läßt, ist sein letzter Gedanke zu erkennen. Und weil er seinen Menschen sowenig als sich selbst Abschweifungen philosophierender Betrachtung oder überschwellenden Gefühls verstattet, haben sie nichts von der idealistischen Weise andrer Dichtergestalten; sie

sind vielmehr von einer realistischen Derbheit, die in Härte und Schroffheit übergehen kann, aber eben darum scheinen sie aus Phantasiegeschöpfen zur Höhe historischer Charaktere, in denen sich ganze Menschengattungen und Zeiten darstellen, emporzuwachsen." Diese Charakterisierung gilt in erhöhtem Maße von der stilistischen Gestaltung der Dramen, die ja die eigentliche Domäne unsres Dichters sind, insbesondere des Prinzen von Homburg, das auch in der Form sein vollendetstes Drama ist. Die Handlung nimmt uns so ganz in Anspruch, hat einen so raschen, unaufhaltsamen Verlauf, daß wir den Dichter darüber vergessen. Der Dialog ist knapp, schlagend, immer der jedesmaligen Lage entsprechend; nicht selten erkennen wir nur aus einer Miene, einer Bewegung, die der Dichter in Parenthese andeutet, den Eindruck den der augenblickliche Vorgang auf die einzelnen ausübt; z. B. in II, 10. Der sprachliche Ausdruck ist stets aus dem Charakter des Sprechenden geschöpft und gibt getreu die Stimmung wieder, in der sich derselbe befindet. Die vornehme Leichtlebigkeit Hohenzollerns; das polternde, gemütlich derbe und bei aller Ehrfurcht des Unterthans doch selbständige Wesen des alten Kottwitz; die strenge Gemessenheit Derfflingers; die achtungsvolle Vertraulichkeit, welche die Offiziere gegen ihren Vorgesetzten hegen; Nataliens schüchterne Jungfräulichkeit, ihr tiefes Mitgefühl bei der Fassungslosigkeit des Geliebten, ihr sittlicher Mut und ihr Jubel über den wiedergewonnenen Helden; die hingebende Liebe der Kurfürstin zu dem verehrten Gemahl und Herrscher: das alles findet in den knappen Dialogen den durchsichtigsten Ausdruck. Hat der Dichter diese Nebenpersonen nur mit einzelnen kräftigen Strichen gezeichnet, so erscheinen die Hauptcharaktere in voller Durchführung. Des Kurfürsten Herrschergröße einerseits, der im Bewußtsein seiner ihm verliehenen, viel erprobten Kraft und im festen Vertrauen auf den göttlichen Beistand jede Aufgabe mit ruhiger Ueberlegung erfaßt und selbst den schlimmsten Verwickelungen mit heiterem, klarem Blick entgegenschaut; der mit strenger Gerechtigkeit das Richteramt übt, aber gern auch die Tüchtigkeit und den Wert der Seinen anerkennt und ihnen mit herzlichem Vertrauen lohnt; anderseits die liebenswürdige Vertraulichkeit des Menschen, wie sie sich Natalien gegenüber so innig ausspricht; dies alles,

vereinigt zum Ideal eines Fürsten, hat uns der Dichter in einem meisterhaften Bilde vors Auge geführt. Auch der Prinz endlich ist nach der Absicht des Dichters ein harmonisch durchgeführter Charakter; nur wird er erst durch die Handlung ein solcher; aus seinem träumerischen Wesen durch die Gewalt der Ereignisse herausgerissen und in bedenkliches Schwanken geratend, erhebt er sich durch die ihm innewohnende Kraft, die bisher in ihm geschlummert hat, und steht am Schluß als Held da; aber auch im Helden erkennen wir noch die Züge des träumerischen Jünglings. Dieser Doppelgestalt seines Wesens schmiegt sich auch die Sprache im Gang der Handlung an. Sie hat außerdem den Vorzug, daß sie die Fremdwörter möglichst vermeidet. In den Schilderungen erhebt sich die Sprache zum höchsten dichterischen Schwung, nur noch selten in einzelnen überschwenglichen Bildern; in den größeren Reden prägt sich, fern von jeder Phrase, der deutsche Volksgeist in idealer Auffassung aus.

Dürfen wir nun mit Recht sagen, daß der Dichter in diesem Werke, auch was die Sprache betrifft, Vollendetes gegeben hat, so ist doch auch dieses nicht ganz frei von Angewohnheiten und auffallenden Eigentümlichkeiten.

Ein Lieblingsausdruck, der in den Erzählungen unzählige Male vorkommt, erscheint auch hier an vielen Stellen: „gleichviel" z. B. Vers 132, 154, 156 u. s. w.; ebenso in den Traumszenen die Anrede „Lieber" Vers 94, 149 u. s. w., auch „Liebster" Vers 1698. „Schau" oder „schaut" als Flickwort, z. B. Vers 1734. Mundartliches finden wir Vers 147, 218, 379, 416, 700, 705 (s. die Anmerkungen); ein ungewöhnlicher Ausdruck Vers 510; ein sprachwidriger Gebrauch Vers 1424 u. ö. In den Konstruktionen bietet sich manches Ungewöhnliche. So der Genitiv von seinem regierenden Substantiv getrennt Vers 145, 274, 348, 543, 728, 1161, 1280, 1431, 1626. Das Relativ von seinem Substantiv getrennt Vers 9, 95, 1549, 1673. Falsche Rektion der Präposition Vers 524, 906. Ungewöhnlicher Gebrauch des Dativs Vers 1058, 1169, 1260, 1270. Auch Vers 1234 hat eine ungewöhnliche Satzbildung.

Verzeichniß der für die Schulausgabe benutzten Schriften.

Ausgaben von Kleists Werken:

1) Heinrich v. Kleists hinterlassene Schriften. Herausgeg. von L. Tieck. Berlin. Reimer 1821.
2) Heinrich v. Kleists gesammelte Schriften. Herausgeg. von L. Tieck. Berlin. Reimer 1826. 3 Bde.
3) Heinrich v. Kleists ausgewählte Schriften. Herausgeg. von L. Tieck. Berlin. Reimer 1846. 4 Bdchn.
4) Heinrich v. Kleists gesammelte Schriften. Herausgeg. von L. Tieck, revidiert, ergänzt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julian Schmidt. Berlin. Reimer 1859. 3 Bde.
5) Dasselbe. Stereotypausgabe v. 1874.
6) Heinrich v. Kleists ausgewählte Dramen von Karl Siegen in: Bibliothek der deutschen Nationallitteratur des 18. und 19. Jahrhunderts, Bd. 41 und 42. Leipzig. Brockhaus 1877.
7) Heinrich v. Kleists Werke mit Biographie von A. Wilbrandt. Berlin. Hempel o. J. 4 Thle.
8) Heinrich v. Kleists Werke. Herausgeg. von H. Kurz. Leipzig. Verlag des Bibliogr. Instituts. o. J. 3 Bde.

Briefe von Kleist: 1) Verschiedene, besonders an seine Braut Wilhelmine in E. v. Bülows Werke, Leben und Briefe von Heinrich v. Kleist. — 2) Heinrich v. Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike. Herausgeg. von Dr. A. Koberstein. Berlin. Schröder 1860. — 3) Heinrich v. Kleists Lebens- und Liebesgeschichte. Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgeg. von Karl Biedermann in Nord und Süd. XIX. Bd. 1881. S. 85 bis 114 (erste Hälfte).

Selbständige Biographieen: 1) Heinrich v. Kleists Leben und Briefe. Herausgeg. von Eduard v. Bülow. Berlin. Besser 1848. — 2) Heinrich v. Kleist von Adolf Wilbrandt. Nördlingen. Beckſche Buchhandlung 1863. — 3) Heinrich

v. Kleist von Heinrich v. Treitschke in: Preußische Jahrbücher, Bd. II, Heft 6, 1858; wieder abgedruckt in seinen historischen und politischen Aufsätzen. Neue Folge. Leipzig. Hirzel 1870. — 4) Heinrich v. Kleist von Julian Schmidt in: Preußische Jahrbücher, Bd. XXXVII, S. 593—607. — Einzelne Abschnitte seines Lebens sind behandelt: 1) Heinrich v. Kleist in der Schweiz v. Theophile Zolling. Stuttgart. Spemann 1882. — 2) Ueber die letzten Lebenstage Heinrich v. Kleists und seiner Freundin von Paul Lindau in: Gegenwart IV, Nr. 69, 87, 107, 111. — 3) Heinrich v. Kleists Jugend und die Familie Schroffenstein von Dir. K. W. Wiecke im Jahresbericht der Oberschule zu Frankfurt a. d. O. 1863. — Berichte über persönliche Berührungen mit dem Dichter finden sich in Zschokkes Selbstschau, Kap. 22; in Varnhagens Denkwürdigkeiten, Bd. II; in Launs Memoiren, Bd. II und besonders im Briefwechsel zwischen Friedr. Gentz und Adam Müller. Stuttgart 1857; in Fr. v. Raumers Lebenserinnerungen und Briefwechsel I, 157. — Eine Monographie über Kleists Prinzen von Homburg von Hans v. Wolzogen in: Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik. Herausgeg. von Oskar Blumenthal, Bd. II, Heft 1 u. 2. Berlin. Stilke (1875), faßt das Drama als Lustspiel auf. — Eine englische Uebersetzung des Kohlhaas und des Prinzen von Homburg mit der Biographie des Dichters von Francis Lloyd und William Newton in: Prussia's Representative Man. London. Truebner 1875. — Zu Heinrich v. Kleists Werken, die Lesarten der Originalausgaben und die Aenderungen L. Tiecks und Julian Schmidts zusammengestellt von Reinhold Köhler. Weimar. Böhlau 1862. — Heinrich v. Kleists politische Schriften und andre Nachträge zu seinen Werken. Mit einer Einleitung zum erstenmal herausgeg. von Rudolf Köpke. Berlin. Charisius 1862.

Quellschriften und neuere Schriften über den geschichtlichen Vorgang des Dramas.

1) Quellschriften über den Feldzug vom Jahre 1675. Theatrum europaeum, Tom. XI. 1682. — Des verwirrten Europae Continuation 1680. — Hochverdienter Helden-Lorbeer; welche von der Fama dem durchlauchtigsten Churfürsten Friedrich Wilhelm, als dem wahren Achilli unsrer Zeiten durch eine französische Hand zubereitet, nunmehr aber in das Deutsche übersetzt. 1685. — Samuel Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi. 1695. — Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg (abgefaßt 1746) in: Oeuvres de Frédéric le Grand, Tom. I. S. 72 ff. — Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandenbourg par F. L. Brunn. Berlin 1791 (der Verfasser ist der Freiherr K. Gg. v. Pöllnitz, Brunn hat sie französisch und in Uebersetzung herausgegeben). — Geschichte des preußischen Staates von G. A. H. Stengel. Hamburg. Perthes 1837. Bd. II. — Monographieen zur Schlacht bei Fehrbellin: Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675 von H. v. Gansauge. Berlin. Reimer 1834. — Fehrbellin, zum 200jährigen Gedenktage von v. Witzleben und Dr. Hassel. Berlin 1875. — Fehrbellin von Dr. Konrad Schottmüller. Berlin. Heymann 1875. — Der Tag von Fehrbellin von Rektor Dr. Brock in dem Programm des städtischen Progymnasiums zu Friedeberg in der Neumark 1875.

2) Quellschriften für die Geschichte des Landgrafen Friedrichs II. von Hessen-Homburg: Lebensbeschreibung des Landgrafen Friedrichs II., nach dessen eigner Erzählung aufgeschrieben von Johannes Pockfen. 1708. Herausgegeben in: Hessen-Homburgische Reimchronik v. J. Gg. Hamel, Stadtbibliothekar zu Homburg. 1860. S. 212—222. — Histoire généalogique et chronologique de la sérénissime maison de Hesse-Hombourg, pour servir de suite à l'histoire de

Hesse par M. Mallet, composée d'après les Titres et manuscrits des Archives de cette Maison par Mr. de Verdy-Du Vernois, chambellan de S. M. le Roi de Prusse cet. Berlin 1791. S. 79 ff. — Histoire généalogique de la maison souveraine de Hesse depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours par Türkheim. Strasbourg 1820. Tom. II. S. 256—268. — Geſchichte von Heſſen von Chriſtoph v. Rommel. Kaſſel 1853. Bd. IX, S. 470 ff. — Landgraf Friedrich V. von Heſſen-Homburg von Karl Schwartz. Rudolſtadt 1878. Bd. I, S. 4 ff.

Personen.[1]

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg.
Die Kurfürstin.
Prinzessin Natalie von Oranien, seine Nichte, Chef eines Dragonerregiments.
Feldmarschall Dörfling.
Prinz Friedrich Arthur[2] von Homburg, General der Reiterei.
Oberst Kottwitz, vom Regiment der Prinzessin von Oranien.
Hennings, Graf Truchß } Obersten der Infanterie.
Graf von Hohenzollern, von der Suite des Kurfürsten.
Rittmeister von der Golz.
Graf Georg von Sparren, Stranz, Siegfried von Mörner } Rittmeister.
Graf Reuß
Ein Wachtmeister.
Offiziere. Korporale und Reiter. Hofkavaliere. Hofdamen. Pagen. Heiducken. Bedienten. Volk jedes Alters und Geschlechts.

---

[1] Ueber die Personen des Schauspiels und ihre historische Bedeutung s. d. Einleitung.

[2] In den Geschlechtstafeln führt der Prinz nur den Vornamen Friedrich; Arthur ist wohl ein Shakespearisierender Zusatz des Dichters, um des besseren Klangs in der Anrede willen gewählt.

Erster Aufzug.

Ort: Fehrbellin.[1] Ein Garten im alt-französischen Stil. Im Hintergrunde ein Schloß, von welchem eine Rampe[2] herabführt. — Es ist Nacht.

Erster Auftritt.

Der **Prinz v. Homburg** sitzt mit bloßem Haupt und offner Brust, halb wachend, halb schlafend, unter einer Eiche und windet sich einen Kranz. — Der **Kurfürst**, die **Kurfürstin**, Prinzessin **Natalie**, der Graf **v. Hohenzollern**, Rittmeister **v. d. Golz** und andre treten heimlich aus dem Schloß und schauen vom Geländer der Rampe auf ihn nieder. — Pagen mit Fackeln.

Graf v. Hohenzollern. Der Prinz von Homburg, unser tapfrer Vetter,
Der an der Reiter Spitze seit drei Tagen
Den flücht'gen Schweden munter nachgesetzt
Und sich erst heute wieder, atemlos,
Im Hauptquartier zu Fehrbellin gezeigt:
Befehl ward ihm[3] von dir, hier länger nicht
Als nur drei Füttrungsstunden zu verweilen
Und gleich dem Wrangel wiederum entgegen,
Der sich am Rhyn[4] versucht hat einzuschanzen,[5]
Bis an die Hackelberge[6] vorzurücken?

Der Kurfürst. So ist's.

Hohenzollern. Die Chefs nun sämtlicher Schwadronen
Zum Aufbruch aus der Stadt, dem Plan gemäß,

Glock zehn zu Nacht gemessen instruiert,[1]
Wirft er erschöpft, gleich einem Jagdhund lechzend,
Sich auf das Stroh, um für die Schlacht, die uns
Bevor beim Strahl des Morgens steht, ein wenig
Die Glieder, die erschöpften, auszuruhn.

Kurfürst. So hört' ich. Nun?

Hohenzollern. Da nun die Stunde schlägt,
Und aufgesessen schon die ganze Reiterei[2]
Den Acker vor dem Thor zerstampft[3],
Fehlt — wer? der Prinz von Homburg noch, ihr Führer.
Mit Fackeln wird und Lichtern und Laternen
Der Held gesucht — und aufgefunden wo?
(Er nimmt einem Pagen die Fackel aus der Hand.)
Als ein Nachtwandler, schau, auf jener Bank,
Wohin im Schlaf, wie du nie glauben wolltest,
Der Mondschein ihn gelockt, beschäftiget,
Sich träumend, seiner eignen Nachwelt gleich,
Den prächt'gen Kranz des Ruhmes einzuwinden.[4]

Der Kurfürst. Was!

Hohenzollern. In der That. Schau hier herab: da sitzt er!
(Er leuchtet von der Rampe auf ihn nieder.)

Kurfürst. Im Schlaf versenkt? Unmöglich!

Hohenzollern. Fest im Schlafe.
Ruf' ihn bei Namen auf, so fällt er nieder.
(Pause.)

Die Kurfürstin. Der junge Mann ist krank, so wahr ich lebe.

Natalie. Er braucht des Arzts[5] —

Die Kurfürstin. Man sollt' ihm helfen, dünkt mich,
Nicht den Moment verbringen, sein zu spotten.

Hohenzollern (indem er die Fackel wieder weggibt). Er ist gesund, ihr mitleidsvollen Frauen,
Bei Gott, ich bin's nicht mehr; der Schwede morgen,
Wenn wir im Feld ihn treffen, wird's empfinden!

Es ist nichts weiter, glaubt mir auf mein Wort,
Als eine bloße Unart seines Geistes.
Der Kurfürst. Fürwahr, ein Märchen glaubt' ich's. — Folgt mir, Freunde,
Und laßt uns näher ihn einmal betrachten.
(Sie steigen von der Rampe herab.)
Ein Hofkavalier (zu den Pagen). Zurück die Fackeln!
Hohenzollern. Laßt sie, laßt sie, Freunde!
Der ganze Flecken könnt' in Feuer aufgehn,
Daß sein Gemüt davon nicht mehr empfände
Als der Demant, den er am Finger trägt.
(Sie umringen ihn; die Pagen leuchten.)
Der Kurfürst (über ihn gebeugt). Was für ein Laub denn flicht er? Laub der Weide?[1]
Hohenzollern. Was, Laub der Weid', o Herr — der Lorbeer ist's,
Wie er's gesehn hat an der Helden Bildern,
Die zu Berlin im Rüstsaal aufgehängt.
Der Kurfürst. Wo fand er den in meinem märkschen Sand?
Hohenzollern. Das mögen die gerechten Götter wissen!
Hofkavalier. Vielleicht im Garten hinten, wo der Gärtner
Mehr noch der fremden Pflanzen auferzieht.
Kurfürst. Seltsam, beim Himmel! Doch was gilt's, ich weiß,
Was dieses jungen Thoren Brust bewegt?
Hohenzollern. O was! Die Schlacht von morgen, mein Gebieter.
Sterngucker, sieht er, wett' ich, schon im Geist
Aus Sonnen einen Siegeskranz ihm[2] winden.
(Der Prinz besieht den Kranz.)
Hofkavalier. Jetzt ist er fertig.
Hohenzollern. Schade, ewig schade,
Daß hier kein Spiegel in der Nähe ist;

Er würd' ihm, eitel wie ein Mädchen, nahn
Und sich den Kranz bald so, und wieder so,
Wie eine florne Haube aufprobieren.

Kurfürst. Bei Gott, ich muß doch sehn, wie weit er's treibt!

(Der Kurfürst nimmt ihm den Kranz aus der Hand; der Prinz errötet und sieht ihn an. Der Kurfürst schlingt seine Halskette um den Kranz und gibt ihn der Prinzessin; der Prinz steht lebhaft auf. Der Kurfürst weicht mit der Prinzessin, welche den Kranz erhebt, zurück; der Prinz, mit ausgestreckten Armen, folgt ihr.)

Prinz von Homburg (flüsternd). Natalie! Mein Mädchen! Meine Braut!

Kurfürst. Geschwind hinweg!

Hohenzollern. Was sagt der Thor?

Hofkavalier. Was sprach er?

(Sie besteigen sämtlich die Rampe.)

Prinz v. Homburg. Friedrich! Mein Fürst! Mein Vater!

Hohenzollern. Höll' und Teufel!

Kurfürst (rückwärts ausweichend). Oeffn' mir die Pforte nur!

Prinz v. Homburg. O meine Mutter!

Hohenzollern. Der Rasende! Er ist —

Kurfürstin. Wen nennt er so?

Prinz v. Homburg (nach dem Kranz greifend). O Liebste, was entweichst du mir? Natalie!

(Er erhascht einen Handschuh von der Prinzessin Hand.)

Hohenzollern. Himmel und Erde, was ergriff er da?

Hofkavalier. Den Kranz?

Natalie. Nein, Nein!

Hohenzollern (öffnet die Thür). Hier rasch herein, mein Fürst,
Auf daß das ganze Bild ihm wieder schwinde!

Kurfürst. Ins Nichts mit dir zurück, Herr Prinz v. Homburg!
Ins Nichts, ins Nichts! In dem Gefild der Schlacht
Sehn wir, wenn's dir gefällig ist, uns wieder.
Im Traum erringt man solche Dinge nicht![1]

(Alle ab; die Thür fliegt raffelnd vor dem Prinzen zu. Pause.)

Zweiter Auftritt.

Der **Prinz v. Homburg** bleibt einen Augenblick, mit dem Ausdruck der Verwunderung, vor der Thür stehen; steigt dann sinnend, die Hand, in welcher er den Handschuh hält, vor die Stirn gelegt, von der Rampe herab; kehrt sich, sobald er unten ist, um und sieht wieder nach der Thür hinauf.

Dritter Auftritt.

Der **Graf v. Hohenzollern** tritt von unten durch eine Gitterthür auf. Ihm folgt **ein Page**. — Der **Prinz v. Homburg**.

Page (leise). Herr Graf, so hört doch! Gnädigster Herr Graf!

Hohenzollern (unwillig). Still die Cikade![1] Nun, was gibt's?

Page. Mich schickt —

Hohenzollern. Weck' ihn mit deinem Zirpen mir nicht auf!
Wohlan, was gibt's?

Page. Der Kurfürst schickt mich her:
Dem Prinzen möchtet Ihr, wenn er erwacht,
Kein Wort, befiehlt er, von dem Scherz entdecken,
Den er sich eben jetzt mit ihm erlaubt.

Hohenzollern (leise). Ei, so leg' dich im Weizenfeld[2] aufs Ohr
Und schlaf dich aus! Das wußt ich schon. Hinweg!

(Der **Page** ab.)

Vierter Auftritt.

Der **Graf v. Hohenzollern** und der **Prinz v. Homburg**.

Hohenzollern (indem er sich in einiger Entfernung hinter den Prinzen stellt, der noch immer unverwandt die Rampe hinaufsieht). Arthur![3]

(Der **Prinz** fällt um.)

Da liegt er; eine Kugel trifft nicht besser!

(Er nähert sich ihm.)

Nun bin ich auf die Fabel nur begierig,
Die er ersinnen wird, mir zu erklären,
Warum er hier sich schlafen hat gelegt.
(Er beugt sich über ihn.)
Arthur! He! Bist des Teufels du? Was machst du?
Wie kommst du hier zu Nacht auf diesen Platz?

Prinz v. Homburg. Je, Lieber[1] —

Hohenzollern. Nun, fürwahr, das muß ich sagen!
Die Reiterei ist, die[2] du kommandierst,
Auf eine Stunde schon im Marsch voraus,
Und du, du liegst im Garten hier und schläfst!

Prinz v. Homburg. Welch eine Reiterei?

Hohenzollern. Die Mamelucken. —
So wahr ich Leben atm', er weiß nicht mehr,
Daß er der märk'schen Reiter Oberst ist!

Prinz v. Homburg (steht auf). Rasch meinen Helm, die Rüstung!

Hohenzollern. Ja wo sind sie?

Prinz v. Homburg. Zur Rechten, Heinz[3], zur Rechten; auf dem Schemel.

Hohenzollern. Wo? Auf dem Schemel?

Prinz v. Homburg. Ja, da legt' ich, mein' ich —

Hohenzollern (sieht ihn an). So nimm sie wieder von dem Schemel weg.

Prinz v. Homburg. Was ist dies für ein Handschuh?
(Er betrachtet den Handschuh, den er in der Hand hält.)

Hohenzollern. Ja, was weiß ich?
(für sich.)
Verwünscht! Den hat er der Prinzessin Nichte
Dort oben unbemerkt vom Arm gerissen!
(abbrechend.)
Nun rasch hinweg! Was säumst du? Fort!

Pr. v. Homburg (wirft den Handschuh wieder weg). Gleich, gleich[4]! —
He, Franz! Der Schurke, der mich wecken sollte —

Hohenzollern (betrachtet ihn). Er ist ganz rasend toll!
Prinz v. Homburg. Bei meinem Eid,
Ich weiß nicht, liebster Heinrich, wo ich bin.
Hohenzollern. In Fehrbellin, du sinnverwirrter Träumer,
In einem von des Gartens Seitengängen,
Der ausgebreitet hinterm Schlosse liegt.
Prinz v. Homburg (für sich). Daß mich die Nacht verschläng'! Mir unbewußt
Im Mondschein bin ich wieder umgewandelt!
(Er faßt sich.)
Vergib! Ich weiß nun schon — es war, du weißt, vor Hitze[1]
Im Bette gestern fast nicht auszuhalten;
Ich schlich erschöpft in diesen Garten mich,
Und weil die Nacht so lieblich mich umfing,
Mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend,
Ach, wie den Bräut'gam eine Perserbraut,
So legt' ich hier in ihren Schoß mich nieder.
Was ist die Glocke jetzo?
Hohenzollern. Halb auf zwölf[2].
Pr. v. Homburg. Und die Schwadronen, sagst du, brachen auf?
Hohenzollern. Versteht sich, ja, Glock zehn, dem Plan gemäß.
Das Regiment Prinzessin von Oranien
Hat, wie kein Zweifel ist, an ihrer Spitze
Bereits die Höhn von Hackelwitz[3] erreicht,
Wo sie des Heeres stillen Aufmarsch morgen
Dem Wrangel[4] gegenüber decken sollen.
Prinz v. Homburg. Es ist gleichviel;[5] der alte Kottwitz führt sie,
Der jede Absicht dieses Marsches kennt.
Zudem hätt' ich zurück ins Hauptquartier
Um zwei Uhr morgens wiederkehren müssen,
Weil hier Parol'[6] noch soll empfangen werden:

So blieb ich besser gleich im Ort zurück.
Komm, laß uns gehn! Der Kurfürst weiß von nichts?

Hohenzollern. Ei was, der liegt im Bette längst und schläft.

(Sie wollen gehen; der **Prinz** stutzt, kehrt sich um und nimmt den Handschuh auf.)

Pr. v. Homburg. Welch einen sonderbaren Traum träumt' ich!
Mir war, als ob von Gold und Silber strahlend
Ein Königsschloß sich plötzlich öffnete,
Und hoch von seiner Marmorramp' herab
Der ganze Reigen zu mir niederstiege
Der Menschen,[1] die mein Busen liebt:[2]
Der Kurfürst und die Fürstin und die — dritte;
Wie heißt sie schon?[3]

Hohenzollern. Wer?

Prinz v. Homburg (er scheint zu suchen). Jene, die ich meine —
Ein Stummgeborner würd' sie nennen können!

Hohenzollern. Die Platen?

Prinz v. Homburg. Nicht doch, Lieber![4]

Hohenzollern. Die Ramin?

Prinz v. Homburg. Nicht, nicht doch, Freund!

Hohenzollern. Die Bork? Die Winterfeld?

Prinz v. Homburg. Nicht, nicht, ich bitte dich! Du siehst die Perle
Nicht vor dem Ring, der sie in Fassung hält.

Hohenzollern. Zum Henker, sprich! Läßt das Gesicht sich raten?
Welch eine Dame meinst[5] du?

Prinz v. Homburg. Gleichviel, gleichviel[6]!
Der Nam' ist mir, seit ich erwacht, entfallen
Und gilt zu dem Verständnis hier gleichviel.

Hohenzollern. Gut. So sprich weiter!

Prinz v. Homburg. Aber stör' mich nicht! —
Und er, der Kurfürst, mit der Stirn des Zeus,
Hielt einen Kranz von Lorbeern in der Hand:

Er stellt sich dicht mir vor das Antlitz hin
Und schlägt, mir ganz die Seele zu entzünden,
Den Schmuck darum, der ihm vom Nacken hängt,
Und reicht ihn, auf die Locken mir zu drücken —
O Lieber[1] —

Hohenzollern. Wem?

Prinz v. Homburg. O Lieber[2] —

Hohenzollern. Nun so sprich!

Prinz v. Homburg. Es wird die Platen wohl gewesen sein.

Hohenzollern. Die Platen — was! — die jetzt in Preußen ist?

Prinz v. Homburg. Die Platen — wirklich! Oder die Ramin.

Hohenzollern. Ach, die Ramin — was! — die mit roten Haaren! —
Die Platen, mit den schelm'schen Veilchenaugen,
Die, weiß man, die gefällt dir.

Prinz v. Homburg. Die gefällt mir —

Hohenzollern. Nun, und die, sagst du, reichte dir den Kranz?

Prinz v. Homburg. Hoch auf, gleich einem Genius des Ruhms,
Hebt sie den Kranz, an dem die Kette schwankte,
Als ob sie einen Helden krönen wollte.
Ich streck', in unaussprechlicher Bewegung,
Die Hände streck' ich aus, ihn zu ergreifen:
Zu Füßen will ich vor ihr niedersinken;
Doch wie der Duft, der über Thäler schwebt,
Vor eines Windes frischem Hauch zerstiebt,
Weicht mir die Schar, die Ramp' ersteigend, aus.
Die Rampe dehnt sich, da ich sie betrete,
Endlos, bis an das Thor des Himmels aus;
Ich greife rechts, ich greife links umher,
Der Teuren einen ängstlich zu erhaschen;
Umsonst! Des Schlosses Thor geht plötzlich auf;
Ein Blitz, der aus dem Innern zuckt, verschlingt sie,

Das Thor fügt rasselnd wieder sich zusammen:
Nur einen Handschuh, heftig, im Verfolgen,
Streif' ich der süßen Traumgestalt vom Arm —
Und einen Handschuh, ihr allmächt'gen Götter,
Da ich erwache, halt' ich in der Hand!

Hohenzollern. Bei meinem Eid, und nun meinst du, der Handschuh,
Der sei der ihre?

Prinz v. Homburg. Wessen?

Hohenzollern. Nun, der Platen.

Prinz v. Homburg. Der Platen, wirklich; oder der Ramin —

Hohenzollern (lacht). Schelm, der du bist, mit deinen Visionen!
Wer weiß, von welcher Schäferstunde, traun,
Mit Fleisch und Bein hier wachend zugebracht,
Dir noch der Handschuh in den Händen klebt!

Prinz v. Homburg. Was, mir? Bei meiner Lieb'[1] —

Hohenzollern. Ei so, zum Henker,
Was kümmert's mich? Meinthalben sei's die Platen,
Sei's die Ramin; am Sonntag geht die Post nach Preußen:[2]
Da kannst du auf dem kürzsten Weg erfahren,
Ob deiner Schönen dieser Handschuh fehlt. —
Fort! Es ist zwölf. Was stehn wir hier und plaudern?

Prinz v. Homburg (träumt vor sich nieder). Da hast du recht.
Laß uns zu Bette gehn;
Doch was ich sagen wollte, Lieber,[3]
Ist die Kurfürstin noch und ihre Nichte hier,[4]
Die liebliche Prinzessin von Oranien,
Die jüngst in unser[5] Lager eingetroffen?

Hohenzollern. Warum? — Ich glaube gar, der Thor —

Prinz v. Homburg. Warum?
Ich sollte, weißt du, dreißig Reiter stellen,
Sie wieder von dem Kriegsplatz wegzuschaffen.

Ramin hab' ich deshalb beordern müssen.

Hohenzollern. Ei was, die sind längst fort! Fort, oder reisen gleich![1]
Ramin, zum Aufbruch völlig fertig, stand
Die ganze Nacht durch mindstens am Portal.
Doch fort! Zwölf ist's: und eh' die Schlacht beginnt,
Wünsch' ich mich noch ein wenig auszuruhn.[2]

(Beide ab.)

Ort: Ebendaselbst. Saal im Schloß. Man hört in der Ferne schießen.

Fünfter Auftritt.

Die **Kurfürstin** und die Prinzessin **Natalie** in Reisekleidern, geführt von einem **Hofkavalier**, treten auf und lassen sich zur Seite nieder. **Hofdamen.** — Hierauf der **Kurfürst**, Feldmarschall **Dörfling**, der **Prinz v. Homburg** (den Handschuh im Kollett), der Graf von **Hohenzollern**, Graf **Truchß**, Oberst **Hennings**, Rittmeister **v. d. Golz** und mehrere andre Generale, Obersten und Offiziere.

Kurfürst. Was ist das für ein Schießen? Ist das Götz?

Dörfling. Das ist der Oberst Götz, mein Fürst und Herr,
Der mit dem Vortrab gestern vorgegangen.
Er hat schon einen Offizier gesandt,
Der im voraus darüber dich beruh'ge.
Ein schwed'scher Posten ist, von tausend Mann,
Bis auf die Hackelberge vorgerückt;
Doch haftet Götz für diese Berge dir
Und sagt mir an, du möchtest nur verfahren,
Als hätte sie dein Vortrab schon besetzt.

Kurfürst (zu den Offizieren). Ihr Herrn, der Marschall kennt den Schlachtentwurf;
Nehmt euren Stift, bitt' ich, und schreibt ihn auf.

(Die Offiziere versammeln sich auf der andern Seite um den *Feldmarschall* und nehmen ihre Schreibtafeln heraus.)

Kurfürst (wendet sich zu dem Hofkavalier). Ramin ist mit dem Wagen vorgefahren?

Hofkavalier. Im Augenblick, mein Fürst; man spannt schon an.

Kurfürst (läßt sich auf einen Stuhl hinter der Kurfürstin und der Prinzessin nieder). Ramin wird meine theur' Elisa[1] führen,
Und dreißig rüst'ge Reiter folgen ihm.
Ihr geht auf Kalkhuhns, meines Kanzlers, Schloß
Bei Havelberg, jenseit des Havelstroms,
Wo sich kein Schwede mehr erblicken läßt.

Kurfürstin. Hat man die Fähre wieder hergestellt?

Kurfürst. Bei Havelberg? Die Anstalt ist getroffen.
Zudem ist's Tag, bevor ihr sie erreicht.

(Pause.)

Natalie ist so still, mein süßes Mädchen —
Was fehlt dem Kind?

Natalie. Mich schauert, lieber Onkel.

Kurfürst. Und gleichwohl ist mein Töchterchen so sicher,
In ihrer Mutter Schoß war sie's nicht mehr.

(Pause.)

Kurfürstin. Wann, denkst du, werden wir uns wiedersehen?

Kurfürst. Wenn Gott den Sieg mir schenkt, wie ich nicht zweifle,
Vielleicht im Laufe dieser Tage schon.

(Pagen kommen und servieren den Damen ein Frühstück. — Feldmarschall Dörfling diktiert. — Der Prinz v. Homburg, Stift und Tafel in der Hand, fixiert die Damen.)

Dörfling. Der Plan der Schlacht[2], ihr Herren Obersten,
Den die Durchlaucht des Herrn ersann, bezweckt,
Der Schweden flücht'ges Heer, zu gänzlicher
Zersplittrung, von dem Brückenkopf zu trennen,
Der an dem Rhynfluß ihren Rücken deckt. —
Der Oberst Hennings!

Hennings. Hier! (Er schreibt.)

Dörfling. Der nach des Herrn Willen heut[1]
Des Heeres rechten Flügel kommandiert,
Soll durch den Grund der Fackelbüsche still
Des Feindes linken zu umgehen suchen,
Sich mutig zwischen ihn und die drei Brücken werfen[2]
Und mit dem Grafen Truchß vereint[3] —
Graf Truchß!

Truchß. Hier! (Er schreibt.)

Dörfling. Und mit dem Grafen Truchß vereint[4] — (Er hält inne.)
Der auf den Höhn indes, dem Wrangel gegenüber,[5]
Mit den Kanonen Posten hat gefaßt —

Truchß (schreibt). Kanonen Posten hat gefaßt —

Dörfling. Habt Ihr? (Er fährt fort.)
Die Schweden in den Sumpf zu jagen suchen,
Der hinter ihrem rechten Flügel liegt.

Ein Heiduck (tritt auf). Der Wagen, gnäd'ge Frau, ist vorgefahren.

(Die Damen stehen auf.)

Dörfling. Der Prinz von Homburg —

Kurfürst (erhebt sich gleichfalls). Ist Ramin bereit?

Heiduck. Er harrt zu Pferd schon unten am Portal.

(Die Herrschaften nehmen Abschied voneinander.)

Truchß (schreibt). Der hinter ihrem rechten Flügel liegt.

Dörfling. Der Prinz von Homburg[6] —
Wo ist der Prinz von Homburg?

Hohenzollern (heimlich). Arthur!

Prinz v. Homburg (fährt zusammen). Hier!

Hohenzollern. Bist du bei Sinnen?

Prinz v. Homburg. Was befiehlt mein Marschall?

(Er errötet, stellt sich mit Stift und Pergament und schreibt.)

Dörfling. Dem die Durchlaucht des Fürsten wiederum
Die Führung ruhmvoll, wie bei Rathenow,
Der *ganzen* märk'schen Reiterei[7] vertraut — (Er hält inne.)

vom Rathenauschusse usw. —

Des Prinzen Durchlaucht wird —

Prinz v. Homburg. Den Handschuh sucht sie!

(Er sieht bald den Handschuh, bald die Prinzessin an.)

Dörfling. Nach unsers Herrn ausdrücklichem Befehl —

v. d. Golz (schreibt). Nach unsers Herrn ausdrücklichem Befehl —

Dörfling. Wie immer auch die Schlacht sich wenden mag,
Vom Platz nicht, der ihm angewiesen, weichen —

Prinz v. Homburg. Rasch, daß ich jetzt erprüfe, ob er's ist!

(Er läßt zugleich mit seinem Schnupftuch den Handschuh fallen; das Schnupftuch hebt er wieder auf, den Handschuh läßt er so, daß ihn jedermann sehen kann, liegen.)

Dörfling (befremdet). Was macht des Prinzen Durchlaucht?

Hohenzollern (heimlich). Arthur!

Prinz v. Homburg. Hier.

Hohenzollern. Ich glaub', [1]
Du bist des Teufels!

Prinz v. Homburg. Was befiehlt mein Marschall?

(Er nimmt wieder Stift und Tafel zur Hand. Der Feldmarschall sieht ihn einen Augenblick fragend an. — Pause.)

v. d. Golz (nachdem er geschrieben). Vom Platz nicht, der ihm angewiesen, weichen —

Dörfling (fährt fort). Als bis, gedrängt von Hennings und von Truchß —

Prinz v. Homburg (zum Rittmeister Golz, heimlich, indem er in seine Schreibtafel sieht). Wer, lieber Golz? Was, ich?

v. d. Golz. Ihr, ja — wer sonst?

Prinz v. Homburg. Vom Platz nicht soll ich —

v. d. Golz. Freilich!

Dörfling. Nun, habt Ihr?

Prinz v. Homburg (laut). Vom Platz nicht, der mir angewiesen, weichen —

(Er schreibt.)

Dem Oberst Kottwitz gleichwohl unbeschadet,
Der ihm mit seinem Rat zur Hand wird gehn —
(halblaut zum Rittmeister Golz.)
Ist Kottwitz hier?

v. d. Golz. Nein, mein General, du siehst,
Mich hat er abgeschickt, an seiner Statt
Aus deinem Mund den Kriegsbefehl zu hören.
(Der Prinz sieht wieder nach den Damen herüber.[1])

Dörfling (fährt fort). Stellt auf der Ebne sich beim Dorfe Hackelwitz,[2]
Des Feindes rechtem Flügel gegenüber,
Fern außer dem Kanonenschusse auf.

v. d. Golz (schreibt). Fern außer dem Kanonenschusse auf.

(Die Kurfürstin bindet der Prinzessin ein Tuch um den Hals. Die Prinzessin, indem sie sich die Handschuhe anziehen will, sieht sich um, als ob sie etwas suchte.)

Kurfürst (tritt zu ihr). Mein Töchterchen, was fehlt dir?

Kurfürstin. Suchst du etwas?

Natalie. Ich weiß nicht, liebe Tante, meinen Handschuh —
(Sie sehen sich alle um.)

Kurfürst (zu den Hofdamen). Ihr Schönen, wollt ihr gütig euch bemühn?

Kurfürstin (zur Prinzessin). Du hältst ihn, Kind.

Natalie. Den rechten; doch den linken?

Kurfürst. Vielleicht daß er im Schlafgemach geblieben?

Natalie. O liebe Bork!

Kurfürst (zu diesem Fräulein). Rasch, rasch!

Natalie. Auf dem Kamin!
(Die Hofdame ab.)

Prinz v. Homburg (für sich). Herr meines Lebens, hab' ich recht gehört?
(Er nimmt den Handschuh aus dem Kollett.)

Dörfling (sieht in ein Papier, das er in der Hand hält). Fern außer dem Kanonenschusse auf. — (Er fährt fort.)

Des Prinzen Durchlaucht wird —

Prinz v. Homburg. Den Handschuh sucht sie!

(Er sieht bald den Handschuh, bald die Prinzessin an.)

Dörfling. Nach unsers Herrn ausdrücklichem Befehl —

v. d. Golz (schreibt). Nach unsers Herrn ausdrücklichem Befehl —

Dörfling. Wie immer auch die Schlacht sich wenden mag,
Vom Platz nicht, der ihm angewiesen, weichen —

Prinz v. Homburg. Rasch, daß ich jetzt erprüfe, ob er's ist!

(Er läßt zugleich mit seinem Schnupftuch den Handschuh fallen; das Schnupftuch hebt er wieder auf, den Handschuh läßt er so, daß ihn jedermann sehen kann, liegen.)

Dörfling (befremdet). Was macht des Prinzen Durchlaucht?

Hohenzollern (heimlich). Arthur!

Prinz v. Homburg. Hier.

Hohenzollern. Ich glaub', [1]
Du bist des Teufels!

Prinz v. Homburg. Was befiehlt mein Marschall?

(Er nimmt wieder Stift und Tafel zur Hand. Der Feldmarschall sieht ihn einen Augenblick fragend an. — Pause.)

v. d. Golz (nachdem er geschrieben). Vom Platz nicht, der ihm angewiesen, weichen —

Dörfling (fährt fort). Als bis, gedrängt von Hennings und von Truchß —

Prinz v. Homburg (zum Rittmeister Golz, heimlich, indem er in seine Schreibtafel sieht). Wer, lieber Golz? Was, ich?

v. d. Golz. Ihr, ja — wer sonst?

Prinz v. Homburg. Vom Platz nicht soll ich —

v. d. Golz. Freilich!

Dörfling. Nun, habt Ihr?

Prinz v. Homburg (laut). Vom Platz nicht, der mir angewiesen, weichen —

(Er schreibt.)

Dörfling. Als bis, gedrängt von Hennings und von Truchß —
(Er hält inne.)
Des Feindes linker Flügel, aufgelöst,
Auf seinen rechten stürzt, und alle seine
Schlachthaufen wankend nach der Trift sich drängen,
In deren Sümpfen, oft durchkreuzt von Gräben,
Der Kriegsplan eben ist, ihn aufzureiben.

Kurfürst. Ihr Pagen, leuchtet! — Euren Arm, ihr Lieben!
(Er bricht mit der Kurfürstin und der Prinzessin auf.)

Dörfling. Dann wird er die Fanfare[1] blasen lassen.

Kurfürstin (da einige Offiziere sie komplimentieren). Auf Wiedersehn,
ihr Herrn! Laßt uns nicht stören![2]
(Der Feldmarschall komplimentiert sie auch.)

Kurfürst (steht plötzlich still). Sieh da, des Fräuleins Handschuh!
Rasch; dort liegt er!

Hofkavalier. Wo?

Kurfürst. Zu des Prinzen, unsers Vetters, Füßen.

Prinz v. Homburg. Zu meinen — was — ist das der Eurige?
(Er hebt ihn auf und bringt ihn der Prinzessin.)

Natalie. Ich dank' Euch, edler Prinz.

Prinz v. Homburg (verwirrt). Ist das der Eure?

Natalie. Der meinige; der, welchen ich vermißt.
(Sie empfängt ihn und zieht ihn an.)

Kurfürstin (zu dem Prinzen, im Abgehen). Lebt wohl, lebt wohl!
Viel Glück und Heil und Segen!
Macht, daß wir bald und froh uns wiedersehn!
(Der Kurfürst mit den Frauen ab. Hofdamen, Kavaliere und Pagen folgen.)

Prinz v. Homburg (steht einen Augenblick wie vom Blitz getroffen da; dann wendet er sich mit triumphierenden Schritten wieder in den Kreis der Offiziere zurück). Dann wird er die Fanfare blasen lassen!
(Er thut, als ob er schriebe.)

Dörfling (sieht in sein Papier). Dann wird er die Fanfare
blasen lassen.
Doch wird des Fürsten Durchlaucht ihm, damit
Durch Mißverstand der Schlag zu früh nicht falle —
(Er hält inne.)
v. d. Golz (schreibt). Durch Mißverstand der Schlag zu früh
nicht falle —
Prinz v. Homburg (zum Grafen Hohenzollern heimlich, in großer Bewegung). O Heinrich!
Hohenzollern (unwillig). Nun, was gibt's? Was hast du vor?
Prinz v. Homburg. Was! Sahst du nichts?
Hohenzollern. Nein, nichts. Sei still, zum Henker!
Dörfling (fährt fort). Ihm einen Offizier aus seiner Suite senden,[1]
Der den Befehl, das merkt, ausdrücklich noch
Zum Angriff auf den Feind ihm überbringe.
Eh'[2] wird er nicht Fanfare blasen lassen.
(Der Prinz steht und träumt vor sich nieder.)
Habt ihr?[3]
v. d. Golz (schreibt). Eh' wird er nicht Fanfare blasen lassen.
Dörfling (mit erhöhter Stimme). Des Prinzen Durchlaucht,
habt Ihr?
Prinz v. Homburg. Mein Feldmarschall!
Dörfling. Ob Ihr geschrieben habt?
Prinz v. Homburg. Von der Fanfare?
Hohenzollern (heimlich, unwillig, nachdrücklich). Fanfare — Sei
verwünscht! Nicht eh', als bis der —
v. d. Golz (ebenso). Als bis er selbst —
Prinz v. Homburg (unterbricht sie). Ja, allerdings, eh' nicht — —
Doch dann wird er Fanfare blasen lassen.
(Er schreibt. — Pause.)
Dörfling. Den Oberst Kottwitz, merkt das, Baron Golz,
Wünsch' ich, wenn er es möglich machen kann,
Noch vor Beginn des Treffens selbst zu sprechen.

v. d. Golz (mit Bedeutung). Bestellen werd' ich es, verlaß dich drauf.

(Pause.)

Kurfürst (kommt zurück). Nun, meine General' und Obersten,
Der Morgenstrahl ergraut — Habt ihr geschrieben?

Dörfling. Es ist vollbracht, mein Fürst; dein Kriegsplan ist
An deine Feldherrn pünktlich ausgeteilt.

Kurfürst (indem er Hut und Handschuh nimmt). Herr Prinz v. Homburg, dir empfehl' ich Ruhe!
Du hast am Ufer, weißt du, mir des Rheins[1]
Zwei Siege[2] jüngst verscherzt; regier' dich wohl
Und laß mich heut den dritten nicht entbehren,
Der mindres nicht als Thron und Reich mir gilt!

(zu den Offizieren.)

Folgt mir! — He, Franz!

Reitknecht (tritt auf). Hier.

Kurfürst. Rasch den Schimmel vor!
Noch vor der Sonn' im Schlachtfeld will ich sein.

(Ab; die Generale, Obersten und Offiziere folgen ihm.)

Sechster Auftritt.

Prinz v. Homburg (in den Vordergrund tretend). Nun denn, auf deiner Kugel, Ungeheures,
Du, dem[3] der Windeshauch den Schleier heut
Gleich einem Segel lüftet, roll' heran!
Du hast mir, Glück, die Locken schon gestreift:
Ein Pfand schon warfst du im Vorüberschweben
Aus deinem Füllhorn lächelnd mir herab;
Heut, Kind der Götter, such' ich, flüchtiges,
Ich hasche dich im Feld der Schlacht und stürze
Ganz deinen Segen mir zu Füßen um,
Wärst du auch siebenfach mit Eisenketten
Am schwed'schen Siegeswagen festgebunden! (Ab.)

Zweiter Aufzug.

Ort: Schlachtfeld bei Fehrbellin.

Erſter Auftritt.

Oberſt **Kottwitz**, Graf **Hohenzollern**, Rittmeiſter v. d. **Golz** und andre Offiziere, an der Spitze der Reiterei, treten auf.

Kottwitz (außerhalb der Szene). Halt hier die Reiterei, und abgeſeſſen![1]

Hohenzollern und **Golz** (treten auf). Halt! — Halt!

Kottwitz. Wer hilft vom Pferde mir, ihr Freunde?

Hohenzollern und **Golz.** Hier, Alter, hier.

(Sie treten wieder zurück.)

Kottwitz (außerhalb). Habt Dank! — Uff![2] Daß die Peſt mich![3] —
Ein edler Sohn für euren Dienſt jedwedem,
Der euch, wenn ihr zerfallt, ein Gleiches thut!

(Er tritt auf; **Hohenzollern**, **Golz** und andre hinter ihm.)

Ja, auf dem Roß fühl' ich voll Jugend mich;
Doch ſitz' ich ab, da hebt ein Strauß ſich an,
Als ob ſich Leib und Seele kämpfend trennten.

(Er ſieht ſich um.)

Wo iſt des Prinzen, unſres Führers, Durchlaucht?

Hohenzollern. Der Prinz kehrt gleich zu dir zurück.

Kottwitz. Wo iſt er?

375 **Hohenzollern.** Er ritt ins Dorf, das dir, [illegible]
Zur Seite blieb; er wird gleich [illegible]
Offizier. Zur Nachtzeit, hör' ich, fiel er mit [illegible]
Hohenzollern. Ich glaube, ja.
Kottwitz. Er fiel?
Hohenzollern (wendet sich). Nichts von [illegible]
Sein Rappe scheute an der Mühle sich,
380 Jedoch, leichthin zur Seite niedergleitend,
That er auch nicht den mindsten Schaden [illegible]
Es ist den Ovem keiner Sorge wert.
Kottwitz (auf einen Hügel tretend). Ein schöner Tag [illegible]
ich Leben [illegible]
Ein Tag, von Gott, dem hohen Herrn der [illegible]
385 Gemacht zu süßerm Ding, als sich zu schlag[illegible]
Die Sonne schimmert rötlich durch die Wolk[illegible]
Und die Gefühle flattern mit der Lerche
Zum heitern Duft des Himmels jubelnd au[illegible]
v. d. Goltz. Hast du den Marschall Dörfling a[illegible]
390 **Kottwitz** (kommt vorwärts). Zum Henker, nein! [illegible]
die Exzellenz[illegible]
Bin ich ein Pfeil, ein Vogel, ein Gedanke,
Daß er mich durch das ganze Schlachtfeld [illegible]
Ich war beim Vortrab auf den Hackelhöhn,
Und in dem Hackelgrund beim Hintertrab:
395 Doch wen ich nicht gefunden, war der Mar[illegible]
Drauf meine Reiter sucht' ich wieder auf.
v. d. Goltz. Das wird sehr leid ihm thun; es sch[illegible]
Dir von Belang noch etwas zu vertrauen.
Offizier. Da kommt des Prinzen, unsres Führers, [illegible]

Zweiter Auftritt.

Der **Prinz v. Homburg**, mit einem schwarzen Band um die linke Hand. Die **Vorigen**.

Kottwitz. Sei mir gegrüßt, mein junger edler Prinz!
Schau her, wie, während du im Dörfchen warst,
Die Reiter ich im Thalweg aufgestellt:
Ich denk', du wirst mit mir zufrieden sein.
Prinz v. Homburg. Guten Morgen,[1] Kottwitz! — Guten Morgen, Freunde! —
Du weißt, ich lobe alles, was du thust.
Hohenzollern. Was machtest, Arthur, in dem Dörfchen du?
Du scheinst so ernst!
Prinz v. Homburg. Ich — war in der Kapelle,
Die aus des Dörfchens stillen Büschen blinkte.
Man läutete, da wir vorüberzogen,
Zur Andacht eben ein; da trieb mich's an,
Am Altar auch mich betend hinzuwerfen.
Kottwitz. Ein frommer junger Herr, das muß ich sagen!
Das Werk, glaubt mir, das mit Gebet beginnt,
Das wird mit Heil und Ruhm und Sieg sich krönen.
Prinz v. Homburg. Was ich dir sagen wollte, Heinrich[2] —
(Er führt den **Grafen** ein wenig vor.)
Was war's schon,[3] was der Dörfling, mich betreffend,
Bei der Parol' hat gestern vorgebracht?
Hohenzollern. Du warst zerstreut, ich hab' es wohl gesehn.
Prinz v. Homburg. Zerstreut — geteilt: ich weiß nicht, was mir fehlte.
Diktieren in die Feder macht mich irr.
Hohenzollern. Zum Glück nicht diesmal eben viel für dich.
Der Truchß und Hennings, die das Fußvolk führen,
Die sind *zum* Angriff auf den Feind bestimmt;

Hohenzollern. Er ritt ins Dorf, das dir, versteckt in Büschen,
Zur Seite blieb; er wird gleich wiederkommen.
Offizier. Zur Nachtzeit, hör' ich, fiel er mit dem Pferd?
Hohenzollern. Ich glaube, ja.
Kottwitz. Er fiel?
Hohenzollern (wendet sich). Nichts von Bedeutung.
Sein Rappe scheute an der Mühle sich,
Jedoch, leichthin zur Seite niedergleitend,
That er auch nicht den mindsten Schaden sich;
Es ist den Odem keiner Sorge wert.
Kottwitz (auf einen Hügel tretend). Ein schöner Tag, so wahr ich Leben atme!
Ein Tag, von Gott, dem hohen Herrn der Welt,
Gemacht zu süßerm Ding, als sich zu schlagen!
Die Sonne schimmert rötlich durch die Wolken,
Und die Gefühle flattern mit der Lerche
Zum heitern Duft des Himmels jubelnd auf!
v. d. Golz. Hast du den Marschall Dörfling aufgefunden?
Kottwitz (kommt vorwärts). Zum Henker, nein! Was denkt die Exzellenz?
Bin ich ein Pfeil, ein Vogel, ein Gedanke,
Daß er mich durch das ganze Schlachtfeld sprengt?
Ich war beim Vortrab auf den Hackelhöhn,
Und in dem Hackelgrund beim Hintertrab:
Doch wen ich nicht gefunden, war der Marschall!
Drauf meine Reiter sucht' ich wieder auf.
v. d. Golz. Das wird sehr leid ihm thun; es schien, er hatte
Dir von Belang noch etwas zu vertrauen.
Offizier. Da kommt des Prinzen, unsres Führers, Durchlaucht.

Zweiter Auftritt.

Der Prinz v. Homburg, mit einem schwarzen Band um die linke Hand. Die Vorigen.

Kottwitz. Sei mir gegrüßt, mein junger edler Prinz!
Schau her, wie, während du im Dörfchen warst,
Die Reiter ich im Thalweg aufgestellt:
Ich denk', du wirst mit mir zufrieden sein.

Prinz v. Homburg. Guten Morgen,[1] Kottwitz! — Guten Morgen, Freunde! —
Du weißt, ich lobe alles, was du thust.

Hohenzollern. Was machtest, Arthur, in dem Dörfchen du?
Du scheinst so ernst!

Prinz v. Homburg. Ich — war in der Kapelle,
Die aus des Dörfchens stillen Büschen blinkte.
Man läutete, da wir vorüberzogen,
Zur Andacht eben ein; da trieb mich's an,
Am Altar auch mich betend hinzuwerfen.

Kottwitz. Ein frommer junger Herr, das muß ich sagen!
Das Werk, glaubt mir, das mit Gebet beginnt,
Das wird mit Heil und Ruhm und Sieg sich krönen.

Prinz v. Homburg. Was ich dir sagen wollte, Heinrich[2] —
(Er führt den Grafen ein wenig vor.)
Was war's schon,[3] was der Dörfling, mich betreffend,
Bei der Parol' hat gestern vorgebracht?

Hohenzollern. Du warst zerstreut, ich hab' es wohl gesehn.

Prinz v. Homburg. Zerstreut — geteilt: ich weiß nicht, was mir fehlte.
Diktieren in die Feder macht mich irr.

Hohenzollern. Zum Glück nicht diesmal eben viel für dich.
Der Truchß und Hennings, die das Fußvolk führen,
Die sind zum Angriff auf den Feind bestimmt;

Und dir ist aufgegeben, hier zu halten
Im Thal, schlagfertig mit der Reiterei,
Bis man zum Angriff den Befehl dir schickt.

Prinz v. Homburg (nach einer Pause, in der er vor sich niedergeträumt). Ein wunderlicher Vorfall!

Hohenzollern. Welcher, Lieber?

(Er sieht ihn an. — Ein Kanonenschuß fällt.)

Kottwitz. Holla, ihr Herrn, holla! Sitzt auf, sitzt auf!
Das ist der Hennings, und die Schlacht beginnt!

(Sie besteigen sämtlich einen Hügel.)

Prinz v. Homburg. Wer ist es, was?

Hohenzollern. Der Oberst Hennings, Arthur,
Der sich in Wrangels Rücken hat geschlichen.
Komm nur, dort kannst du alles überschaun!

v. d. Golz (auf dem Hügel). Seht, wie er furchtbar sich am Rhyn entfaltet!

Prinz v. Homburg (hält sich die Hand vors Auge). Der Hennings dort auf unserm rechten Flügel?

Erster Offizier. Ja, mein erlauchter Prinz.

Prinz v. Homburg. Was auch, zum Henker!
Der stand ja gestern auf des Heeres Linken.

(Kanonenschüsse in der Ferne.)

Kottwitz. Blitzelement! Seht, aus zwölf Feuerschlünden
Wirkt jetzt der Wrangel auf den Hennings los!

Erster Offizier. Das nenn' ich Schanzen das, die schwedischen!

Zweiter Offizier. Bei Gott, getürmt bis an die Kirchturmsspitze
Des Dorfs, das hinter ihrem Rücken liegt!

(Schüsse in der Nähe.)

v. d. Golz. Das ist der Truchß.

Prinz v. Homburg. Der Truchß?

Kottwitz. Der Truchß, er, ja,
Der Hennings jetzt von vorn zu Hilfe kommt.

Prinz v. Homburg. Wie kommt der Truchß heut in die Mitte?[1]

(Heftige Kanonade.)

v. d. Golz. O Himmel, schaut, mich dünkt, das Dorf fing Feuer!

Dritter Offizier. Es brennt, so wahr ich leb'!

Erster Offizier. Es brennt, es brennt! Die Flamme zuckt schon an dem Turm empor!

v. d. Golz. Hui, wie die Schwedenboten fliegen rechts und links![2]

Zweiter Offizier. Sie brechen auf.

Kottwitz. Wo?

Erster Offizier. Auf dem rechten Flügel.

Dritter Offizier. Freilich — in Zügen — mit drei Regimentern; Es scheint, den linken wollen sie verstärken.

Zweiter Offizier. Bei meiner Treu! Und Reiterei rückt vor, Den Marsch des rechten Flügels zu bedecken.[3]

Hohenzollern (lacht). Ha, wie das Feld die wieder räumen wird, Wenn sie versteckt uns hier im Thal erblickt!

(Musketenfeuer.)

Kottwitz. Schaut, Brüder, schaut!

Zweiter Offizier. Horcht!

Erster Offizier. Feuer der Musketen.

Dritter Offizier. Jetzt sind sie bei den Schanzen aneinander.

v. d. Golz. Bei Gott, solch einen Donner des Geschützes Hab' ich Zeit meines Lebens nicht gehört!

Hohenzollern. Schießt, schießt, und macht den Schoß der Erde bersten: Der Riß soll eurer Leichen Grabmal[4] sein!

(Pause. — Siegesgeschrei in der Ferne.)

Erster Offizier. Herr du dort oben, der den Sieg verleiht: Der Wrangel kehrt den Rücken schon!

Hohenzollern. Nein, spricht!

Und dir ist aufgegeben, hier zu halten
Im Thal, schlagfertig mit der Reiterei,
Bis man zum Angriff den Befehl dir schickt.

Prinz v. Homburg (nach einer Pause, in der er vor sich niedergeträumt). Ein wunderlicher Vorfall!

Hohenzollern. Welcher, Lieber?

(Er sieht ihn an. — Ein Kanonenschuß fällt.)

Kottwitz. Holla, ihr Herrn, holla! Sitzt auf, sitzt auf!
Das ist der Hennings, und die Schlacht beginnt!

(Sie besteigen sämtlich einen Hügel.)

Prinz v. Homburg. Wer ist es, was?

Hohenzollern. Der Oberst Hennings, Arthur,
Der sich in Wrangels Rücken hat geschlichen.
Komm nur, dort kannst du alles überschaun!

v. d. Golz (auf dem Hügel). Seht, wie er furchtbar sich am Rhyn entfaltet!

Prinz v. Homburg (hält sich die Hand vors Auge). Der Hennings dort auf unserm rechten Flügel?

Erster Offizier. Ja, mein erlauchter Prinz.

Prinz v. Homburg. Was auch, zum Henker!
Der stand ja gestern auf des Heeres Linken.

(Kanonenschüsse in der Ferne.)

Kottwitz. Blitzelement! Seht, aus zwölf Feuerschlünden
Wirkt jetzt der Wrangel auf den Hennings los!

Erster Offizier. Das nenn' ich Schanzen das, die schwedischen!

Zweiter Offizier. Bei Gott, getürmt bis an die Kirchturmsspitze
Des Dorfs, das hinter ihrem Rücken liegt!

(Schüsse in der Nähe.)

v. d. Golz. Das ist der Truchß.

Prinz v. Homburg. Der Truchß?

Kottwitz. Der Truchß, er, ja,
Der Hennings jetzt von vorn zu Hilfe kommt.

Prinz v. Homburg. Wie kommt der Truchß heut in die Mitte? [1]

(Heftige Kanonade.)

v. d. Golz. O Himmel, schaut, mich dünkt, das Dorf fing Feuer!

Dritter Offizier. Es brennt, so wahr ich leb'!

Erster Offizier. Es brennt, es brennt! Die Flamme zuckt schon an dem Turm empor!

v. d. Golz. Hui, wie die Schwedenboten fliegen rechts und links! [2]

Zweiter Offizier. Sie brechen auf.

Kottwitz. Wo?

Erster Offizier. Auf dem rechten Flügel.

Dritter Offizier. Freilich — in Zügen — mit drei Regimentern; Es scheint, den linken wollen sie verstärken.

Zweiter Offizier. Bei meiner Treu! Und Reiterei rückt vor, Den Marsch des rechten Flügels zu bedecken. [3]

Hohenzollern (lacht). Ha, wie das Feld die wieder räumen wird, Wenn sie versteckt uns hier im Thal erblickt!

(Musketenfeuer.)

Kottwitz. Schaut, Brüder, schaut!

Zweiter Offizier. Horcht!

Erster Offizier. Feuer der Musketen.

Dritter Offizier. Jetzt sind sie bei den Schanzen aneinander.

v. d. Golz. Bei Gott, solch einen Donner des Geschützes Hab' ich Zeit meines Lebens nicht gehört!

Hohenzollern. Schießt, schießt, und macht den Schoß der Erde bersten: Der Riß soll eurer Leichen Grabmal [4] sein!

(Pause. — Siegesgeschrei in der Ferne.)

Erster Offizier. Herr du dort oben, der den Sieg verleiht: Der Wrangel kehrt den Rücken schon!

Hohenzollern. [illegible]

v. d. Golz. Beim Himmel, Freunde — auf dem linken Flügel!
Er räumt mit seinem Feldgeschütz die Schanzen.
Alle. Triumph! Triumph! Triumph! Der Sieg ist unser!
Prinz v. Homburg (steigt vom Hügel herab). Auf, Kottwitz, folg' mir!
Kottwitz. Ruhig, ruhig, Kinder!
Prinz v. Homburg. Auf! Laß Fanfare blasen! Folge mir!
Kottwitz. Ich sage, ruhig.
Prinz v. Homburg (wild). Himmel, Erd' und Hölle!
Kottwitz. Des Herrn Durchlaucht bei der Parole gestern Befahl, daß wir auf Ordre warten sollten. —
Golz, lies den Herren die Parole vor.
Prinz v. Homburg. Auf Ordr'? Ei, Kottwitz, reitest du so langsam?
Hast du sie noch vom Herzen nicht empfangen?
Kottwitz. Ordre?
Hohenzollern. Ich bitte dich!
Kottwitz. Von meinem Herzen?
Hohenzollern. Laß dir bedeuten, Arthur!
v. d. Golz. Hör', mein Oberst!
Kottwitz (beleidigt). Oho — kommst du mir so, mein junger Herr?
Den Gaul, den du daher sprengst, schlepp' ich noch
Im Notfall an dem Schwanz des meinen fort! [1] —
Marsch, marsch,[2] ihr Herrn! Trompeter, die Fanfare!
Zum Kampf, zum Kampf! Der Kottwitz ist dabei!
v. d. Golz (zu Kottwitz). Nein, nimmermehr, mein Oberst, nimmermehr!
Zweiter Offizier. Der Hennings hat den Rhyn noch nicht erreicht.
Erster Offizier. Nimm ihm den Degen ab!
Prinz v. Homburg. Den Degen mir?
(Er stößt ihn zurück.)

Ei du vorwitz'ger Knabe, der du noch
Nicht die zehn märkischen Gebote kennst,
Hier ist der deinige, zusamt der Scheide!

(Er reißt ihm das Schwert samt dem Gürtel ab.)

Erster Offizier (taumelnd). Mein Prinz, die That, bei Gott —

Prinz v. Homburg (auf ihn einschreitend). Den Mund noch öffnest —

Hohenzollern (zu dem Offizier). Schweig! Bist du rasend?

Prinz v. Homburg (indem er den Degen abgibt). Ordonnanzen,[1]
Führt ihn gefangen ab ins Hauptquartier!

(zu Kottwitz und den übrigen Offizieren.)

Und jetzt ist die Parol', ihr Herrn: ein Schurke,
Wer seinem General zur Schlacht nicht folgt!
Wer von euch bleibt?

Kottwitz. Du hörst; was eiferst du?

Hohenzollern (beilegend). Es war ein Rat nur, den man dir erteilt.

Kottwitz. Auf deine Kappe nimm's; ich folge dir.

Prinz v. Homburg (beruhigt). Ich nehm's auf meine Kappe.
Folgt mir, Brüder!

(Alle ab.)

Ort: Zimmer in einem Dorfe.

Dritter Auftritt.

Ein Hofkavalier, in Stiefeln und Sporen, tritt auf. — **Ein Bauer** und **seine Frau** sitzen an einem Tisch und arbeiten.

Hofkavalier. Glück auf, ihr wackern Leute! Habt ihr Platz
In eurem Hause Gäste aufzunehmen?

Bauer. O ja, von Herzen.

Frau. Darf man wissen, wen?

Hofkavalier. Die hohe Landesmutter — keine Schlechtre!
Am Dorfthor brach die Achse ihres Wagens,
Und weil wir hören, daß der Sieg erfochten,
So braucht[1] es weiter dieser Reise nicht.
Beide (stehen auf). Der Sieg erfochten? — Himmel!
Hofkavalier. Das wißt ihr nicht?[2]
Das Heer der Schweden ist aufs Haupt geschlagen,
Wenn nicht für immer, doch auf Jahresfrist
Die Mark vor ihrem Schwert und Feuer sicher!
Doch seht, da kommt die Landesfürstin schon.

Vierter Auftritt.

Die **Kurfürstin**, bleich und verstört, Prinzessin **Natalie** und mehrere **Hofdamen** folgen. — Die **Vorigen.**

Kurfürstin (unter der Thür). Bork! Winterfeld! Kommt, gebt mir euren Arm!
Natalie (zu ihr eilend). O meine Mutter!
Hofdamen. Gott! Sie bleicht! Sie fällt![3]
(Sie unterstützen sie.)
Kurfürstin. Führt mich auf einen Stuhl, ich will mich setzen. — Tot, sagt er, tot?
Natalie. O meine teure Mutter!
Kurfürstin. Ich will den Unglücksboten selber sprechen.

Fünfter Auftritt.

Rittmeister **v. Mörner**[4] tritt verwundet auf, von **zwei Reitern** geführt. — Die **Vorigen.**

Kurfürstin. Was bringst du, Herold des Entsetzens, mir?
Mörner. Was diese Augen leider, teure Frau,
Zu meinem ew'gen Jammer selbst gesehn.

Kurfürstin. Wohlan, erzähl'!
Mörner. Der Kurfürst ist nicht mehr!
Natalie. O Himmel![1]
Soll ein so ungeheurer Schlag uns treffen?
(Sie bedeckt sich das Gesicht.)
Kurfürstin. Erstatte mir Bericht, wie er gesunken.
Und wie der Blitzstrahl, der den Wandrer trifft,
Die Welt noch einmal purpurn ihm erleuchtet,
So laß dein Wort sein; Nacht, wenn du gesprochen,
Mög' über meinem Haupt zusammenschlagen!
Mörner (tritt, geführt von den beiden Reitern, vor ihr).[2]
Der Prinz von Homburg war, sobald der Feind,
Gedrängt von Truchß, in seiner Stellung wankte,
Auf Wrangel in die Ebne vorgerückt;
Zwei Linien hatt' er mit der Reiterei
Durchbrochen schon und auf der Flucht vernichtet,
Als er auf eine Feldredoute stieß;
Hier schlug so mörderischer Eisenregen
Entgegen ihm, daß seine Reiterschar
Wie eine Saat sich knickend[3] niederlegte:
Halt mußt' er machen zwischen Busch und Hügeln,
Um sein zerstreutes Reiterkorps zu sammeln.
Natalie (zur Kurfürstin). Geliebte, fasse dich!
Kurfürstin. Laß, laß mich, Liebe!
Mörner. In diesem Augenblick, dem Staub entrückt,
Bemerken wir den Herrn, der bei den Fahnen
Des Truchß'schen Korps dem Feind entgegenreitet;
Auf einem Schimmel herrlich saß er da
Im Sonnenstrahl, die Bahn des Siegs erleuchtend.
Wir alle sammeln uns bei diesem Anblick
Auf eines Hügels Abhang, schwer besorgt,
Inmitten ihn des Feuers zu erblicken.

Als plötzlich jetzt der Kurfürst, Roß und Reiter,
In Staub[1] vor unsren Augen niedersinkt;
Zwei Fahnenträger fielen über ihn
Und deckten ihn mit ihren Fahnen zu.

Natalie. O meine Mutter!

Erste Hofdame. Himmel!

Kurfürstin. Weiter, weiter!

Mörner. Drauf faßt bei diesem schreckenvollen Anblick
Schmerz, unermeßlicher, des Prinzen Herz;
Dem Bären gleich, von Wut gespornt und Rache,
Bricht er mit uns auf die Verschanzung los:
Der Graben wird, der Erdwall, der sie deckt,
Im Anlauf überflogen, die Besatzung
Geworfen, auf das Feld zerstreut, vernichtet,
Kanonen, Fahnen, Pauken und Standarten,
Der Schweden ganzes Kriegsgepäck, erbeutet;
Und hätte nicht der Brückenkopf am Rhyn
Im Würgen uns gehemmt, wär' ihrer keiner,
Der an dem Herd der Väter sagen könnte:
Bei Fehrbellin sah ich den Helden fallen.

Kurfürstin. Ein Sieg, zu teu'r erkauft — ich mag ihn nicht.
Gebt mir den Preis, den er gekostet, wieder!

(Sie sinkt in Ohnmacht.)

Erste Hofdame. Hilf Gott im Himmel! Ihre Sinne schwinden!

(Natalie weint.)

Sechster Auftritt.

Der **Prinz v. Homburg** tritt auf. — Die **Vorigen.**

Prinz v. Homburg. O meine teuerste Natalie!

(Er legt ihre Hand gerührt an sein Herz.)

Natalie. So ist es wahr?

Prinz v. Homburg. O könnt' ich sagen: Nein!
Könnt' ich mit Blut aus diesem treuen Herzen
Das seinige zurück ins Dasein rufen!
Natalie (trocknet sich die Thränen). Hat man denn schon die Leiche aufgefunden?
Prinz v. Homburg. Ach, mein Geschäft bis diesen Augenblick
War Rache nur an Wrangel; wie vermocht' ich
Solch einer Sorge mich bis jetzt zu weihn?
Doch eine Schar von Männern sandt' ich aus,
Ihn im Gefild des Todes aufzusuchen:
Vor Nacht noch zweifelsohne trifft er ein.
Natalie. Wer wird in diesem schauderhaften Kampf
Jetzt diese Schweden niederhalten? Wer
Vor dieser Welt von Feinden uns beschirmen,
Die uns sein Glück, die uns sein Ruhm erworben?
Prinz v. Homburg (nimmt ihre Hand). Ich, Fräulein, übernehme Eure Sache!
Ein Engel will ich mit dem Flammenschwert
An Eures Throns verwaisten Stufen stehn!
Der Kurfürst wollte, eh das Jahr noch wechselt,
Befreit die Marken sehn: wohlan, ich will der [1]
Vollstrecker solchen letzten Willens sein!
Natalie. Mein lieber, teurer Vetter!
(Sie zieht ihre Hand zurück.)
Prinz v. Homburg. O Natalie!
(Er hält einen Augenblick inne.)
Wie denkt Ihr über Eure Zukunft jetzt?
Natalie. Ja, was soll ich nach diesem Wetterschlag,
Der unter mir den Grund zerreißt, beginnen?
Mir ruht der Vater, mir die teure Mutter [2]
Im Grab zu Amsterdam; in Schutt und Asche
Liegt Dortrecht, meines Hauses Erbe, da;

Gedrängt von Spaniens Tyrannenheeren,
Weiß Moritz kaum, mein Vetter von Oranien,
Wo er die eignen Kinder retten soll:
Und jetzt sinkt mir die letzte Stütze nieder,
Die meines Glückes Rebe aufrecht hielt.
Ich ward zum zweiten Male heut verwaist!

Prinz v. Homburg (schlägt einen Arm um ihren Leib). O meine Freundin, wäre diese Stunde
Der Trauer nicht geweiht, so wollt' ich sagen:
Schlingt Eure Zweige hier um diese Brust, [1]
Um sie, die schon seit Jahren, einsam blühend,
Nach Eurer Glocken holdem Duft sich sehnt!

Natalie. Mein lieber, guter Vetter!

Prinz v. Homburg. Wollt Ihr? Wollt Ihr?

Natalie. Wenn ich ins innere Mark ihr wachsen darf.

(Sie legt sich an seine Brust.)

Prinz v. Homburg. Wie? Was war das?

Natalie. Hinweg!

Prinz v. Homburg (hält sie). In ihren Kern,
In ihres Herzens Kern, Natalie!

(Er küßt sie; sie reißt sich los.)

O Gott, wär' er jetzt da, den wir beweinen,
Um diesen Bund zu schauen! Könnten wir
Zu ihm aufstammeln: Vater, segne uns!

(Er bedeckt sein Gesicht mit seinen Händen; Natalie wendet sich wieder zur Kurfürstin zurück.)

Siebenter Auftritt.

Ein Wachtmeister tritt eilig auf. — Die Vorigen.

Wachtmeister. Mein Prinz, kaum wag' ich, beim lebend'gen Gott,
Welch ein Gerücht sich ausstreut, Euch zu melden:
Der Kurfürst lebt!

Prinz v. Homburg. Er lebt?
Wachtmeister. Beim hohen Himmel!
Graf Sparren bringt die Nachricht eben her.
Natalie. Herr meines Lebens! — Mutter, hörtest du's?
(Sie stürzt vor der Kurfürstin nieder und umfaßt ihren Leib.)
Prinz v. Homburg. Nein, sag', wer bringt mir —
Wachtmeister. Graf Georg von Sparren,
Der ihn in Hackelwitz beim Truchß'schen Korps
Mit eignem Aug'[1] gesund und wohl gesehn.
Pr. v. Homburg. Geschwind, lauf, Alter, bring ihn mir herein!
(Wachtmeister ab.)

Achter Auftritt.

Graf v. Sparren und der Wachtmeister treten auf. — Die Vorigen.

Kurfürstin. O stürzt mich zweimal nicht zum Abgrund nieder!
Natalie. Nein, meine teure Mutter!
Kurfürstin. Friedrich lebt?
Natalie (hält sie mit beiden Händen aufrecht). Des Daseins Gipfel
nimmt Euch wieder auf!
Wachtmeister (auftretend). Hier ist der Offizier.
Prinz v. Homburg. Herr Graf v. Sparren,
Des Herrn Durchlaucht habt Ihr frisch und wohlauf
Beim Truchß'schen Korps in Hackelwitz gesehn?
Gr. Sparren. Ja, mein erlauchter Prinz, im Hof des Pfarrers,
Wo er Befehle gab, vom Stab umringt,
Die Toten beider Heere zu begraben.
Die Hofdamen. O Gott! An deine Brust —
(Sie umarmen sich.)
Kurfürstin. O meine Tochter!

Natalie. Nein, diese Seligkeit ist fast zu groß!
(Sie drückt ihr Gesicht in den Schoß der Tante.)
Pr. v. Homburg. Sah ich von fern, an meiner Reiter Spitze,
Ihn nicht, zerschmettert von Kanonenkugeln,
In Staub [1] samt seinem Schimmel niederstürzen?
Gr. Sparren. Der Schimmel allerdings stürzt' samt dem Reiter,
Doch wer ihn ritt, mein Prinz, war nicht der Herr.
Pr. v. Homburg. Nicht? Nicht der Herr?
Natalie. O Jubel!
(Sie steht auf und stellt sich an die Seite der Kurfürstin.)
Prinz v. Homburg. Sprich, erzähle!
Dein Wort fällt schwer wie Gold in meine Brust!
Graf Sparren. O laßt die rührendste Begebenheit,
Die je ein Ohr vernommen, Euch berichten!
Der Landesherr, der, jeder Warnung taub,
Den Schimmel wieder ritt, den strahlend weißen,
Den Froben jüngst in England ihm erstand,
War wieder, wie bis heut noch stets geschah,
Das Ziel der feindlichen Kanonenkugeln.
Kaum konnte, wer zu seinem Troß gehörte,
Auf einen Kreis von hundert Schritt ihm nahn;
Granaten wälzten, Kugeln und Kartätschen
Sich wie ein breiter Todesstrom daher,
Und alles, was da lebte, wich ans Ufer:
Nur er, der kühne Schwimmer, wankte nicht,
Und stets den Freunden winkend, rudert' er
Getrost den Höh'n zu, wo die Quelle sprang.
Pr. v. Homburg. Beim Himmel, ja, ein Grausen war's, zu sehn!
Gr. Sparren. Stallmeister Froben, der beim Troß [2] der Suite
Zunächst ihm folgt, ruft dieses Wort mir zu:
„Verwünscht sei heut mir dieses Schimmels Glanz,
Mit schwerem Gold in London jüngst erkauft!

Wollt' ich doch fünfzig Stück Dukaten geben,
Könnt' ich ihn mit dem Grau der Mäuse decken."
Er naht voll heißer Sorge ihm und spricht:
„Hoheit, dein Pferd ist scheu, du mußt verstatten,
Daß ich's noch einmal in die Schule nehme."
Mit diesem Wort entsitzt er seinem Fuchs
Und fällt dem Tier des Herren in den Zaum.
Der Herr steigt ab, still lächelnd, und versetzt:
„Die Kunst, die du ihn, Alter, lehren willst,
Wird er, so lang' es Tag ist, schwerlich lernen.
Nimm, bitt' ich, fern ihn, hinter jenen Hügeln,
Wo seines Fehls der Feind nicht achtet, vor!"
Dem Fuchs drauf sitzt er auf, den Froben reitet,
Und kehrt zurück, wohin sein Amt ihn ruft.
Doch Froben hat den Schimmel kaum bestiegen,
So reißt, entsendet aus der Feldredoute,
Ihn schon ein Mordblei, Roß und Reiter, nieder:
In Staub [1] sinkt er, ein Opfer seiner Treue,
Und keinen Laut vernahm man mehr von ihm. [2]

(Kurze Pause.)

Pr. v. Homburg. Er ist bezahlt! Wenn ich zehn Leben hätte,
Könnt' ich sie besser brauchen nicht als so!
Natalie. Der wackre Froben!
Kurfürstin. Der Vortreffliche!
Natalie. Ein Schlechtrer wäre noch der Thränen wert.

(Sie weinen.)

Pr. v. Homburg. Genug! Zur Sache jetzt. Wo ist der Kurfürst?
Nahm er in Hackelwitz sein Hauptquartier?
Graf Sparren. Vergib, der Herr ist nach Berlin gegangen,
Und die gesamte Generalität
Ist aufgefordert, ihm dahin zu folgen.
Pr. v. Homburg. Wie, nach Berlin? Ist denn der Feldzug aus?

Graf Sparren. Fürwahr, ich staune, daß dir alles fremd!
Graf Horn, der schwed'sche General, traf ein;
Es ist im Lager gleich nach seiner Ankunft
Ein Waffenstillstand ausgerufen worden.
Wenn ich den Marschall Dörfling recht verstanden,
Ward eine Unterhandlung angeknüpft:
Leicht, daß der Frieden selbst erfolgen kann.[1]

Kurfürstin. O Gott, wie herrlich klärt sich alles auf!

(Sie steht auf.)

Pr. v. Homburg. Kommt, laßt sogleich uns nach Berlin ihm folgen! —
Räumst du zu rascherer Beförderung wohl
Mir einen Platz in deinem Wagen ein?
Zwei Zeilen nur an Kottwitz schreib' ich noch
Und steige augenblicklich mit dir ein.

(Er setzt sich nieder und schreibt.)

Kurfürstin. Von ganzem Herzen gern.

Prinz v. Homburg (legt den Brief zusammen und übergibt ihn dem Wachtmeister, indem er sich wieder zur Kurfürstin wendet und den Arm sanft um Nataliens Leib legt). Ich habe so[2]
Dir einen Wunsch noch schüchtern zu vertraun,
Des ich mich auf der Reis' entlasten will.

Natalie (macht sich von ihm los). Bork, rasch mein Halstuch, bitt' ich!

Kurfürstin. Du — einen Wunsch mir?

Erste Hofdame. Ihr tragt das Tuch, Prinzessin, um den Hals.

Pr. v. Homburg (zur Kurfürstin). Was,[3] rätst du nichts?

Kurfürstin. Nein, nichts.

Pr. v. Homburg. Was, keine Silbe?

Kurfürstin (abbrechend). Gleichviel! Heut keinem Flehenden auf Erden
Antwort' ich: Nein! — was es auch immer sei;
Und dir, du Sieger in der Schlacht, zuletzt. —
Hinweg!

Pr. v. Homburg. O Mutter, welch ein Wort sprachst du!
Darf ich's mir deuten, wie es mir gefällt?
Kurfürstin. Hinweg, sag' ich! Im Wagen mehr davon!
Kommt, gebt mir Euern Arm!
Pr. v. Homburg. O Cäsar Divus,[1]
Die Leiter setz' ich an an deinen Stern!
(Er führt die Damen ab. Alle folgen.)

Ort: Berlin. Lustgarten vor dem alten Schloß. Im Hintergrunde die Schloßkirche mit einer Treppe. Glockenklang; die Kirche ist stark erleuchtet; man sieht die Leiche Frobens vorübertragen und auf einen prächtigen Katafalk niedersetzen.

Neunter Auftritt.

Der **Kurfürst**, Feldmarschall **Dörfling**, Oberst **Hennings**, Graf **Truchß** und mehrere andre **Obersten** und **Offiziere** treten auf. Ihm gegenüber zeigen sich einige **Offiziere** mit Depeschen. — In der Kirche sowohl als auf dem Platz Volk jedes Alters und Geschlechts.

Kurfürst. Wer immer auch die Reiterei geführt
Am Tag der Schlacht und, eh' der Oberst Hennings
Des Feindes Brücken hat zerstören können,
Damit ist aufgebrochen eigenmächtig,
Zur Flucht, bevor ich Ordre gab, ihn zwingend —
Der ist des Todes schuldig, das erklär' ich,
Und vor ein Kriegsgericht bestell' ich ihn.
Der Prinz von Homburg hat sie nicht geführt?
Graf Truchß. Nein, mein erlauchter Herr.
Kurfürst. Wer sagt[2] mir das?
Graf Truchß. Das können Reiter dir bekräftigen,
Die mir's versichert vor Beginn der Schlacht.
Der Prinz hat mit dem Pferd sich überschlagen,
Man hat, verwundet schwer an Haupt und Schenkeln,[3]
In einer Kirche ihn verbinden sehn.

Graf Sparren. Fürwahr, ich staune, daß dir alles fremd!
Graf Horn, der schwed'sche General, traf ein;
Es ist im Lager gleich nach seiner Ankunft
Ein Waffenstillstand ausgerufen worden.
Wenn ich den Marschall Dörfling recht verstanden,
Ward eine Unterhandlung angeknüpft:
Leicht, daß der Frieden selbst erfolgen kann.[1]

Kurfürstin. O Gott, wie herrlich klärt sich alles auf!
(Sie steht auf.)

Pr. v. Homburg. Kommt, laßt sogleich uns nach Berlin ihm folgen! —
Räumst du zu rascherer Beförderung wohl
Mir einen Platz in deinem Wagen ein?
Zwei Zeilen nur an Kottwitz schreib' ich noch
Und steige augenblicklich mit dir ein.
(Er setzt sich nieder und schreibt.)

Kurfürstin. Von ganzem Herzen gern.

Prinz v. Homburg (legt den Brief zusammen und übergibt ihn dem Wachtmeister, indem er sich wieder zur Kurfürstin wendet und den Arm sanft um Nataliens Leib legt). Ich habe so[2]
Dir einen Wunsch noch schüchtern zu vertraun,
Des ich mich auf der Reis' entlasten will.

Natalie (macht sich von ihm los). Bork, rasch mein Halstuch, bitt' ich!

Kurfürstin. Du — einen Wunsch mir?

Erste Hofdame. Ihr tragt das Tuch, Prinzessin, um den Hals.

Pr. v. Homburg (zur Kurfürstin). Was,[3] rätst du nichts?

Kurfürstin. Nein, nichts.

Pr. v. Homburg. Was, keine Silbe?

Kurfürstin (abbrechend). Gleichviel! Heut keinem Flehenden auf Erden
Antwort' ich: Nein! — was es auch immer sei;
Und dir, du Sieger in der Schlacht, zuletzt. —
Hinweg!

Pr. v. Homburg. O Mutter, welch ein Wort sprachst du!
Darf ich's mir deuten, wie es mir gefällt?
Kurfürstin. Hinweg, sag' ich! Im Wagen mehr davon!
Kommt, gebt mir Euern Arm!
Pr. v. Homburg. O Cäsar Divus,[1]
Die Leiter setz' ich an an deinen Stern!
(Er führt die Damen ab. Alle folgen.)

Ort: Berlin. Lustgarten vor dem alten Schloß. Im Hintergrunde die Schloßkirche mit einer Treppe. Glockenklang; die Kirche ist stark erleuchtet; man sieht die Leiche Frobens vorübertragen und auf einen prächtigen Katafalk niedersetzen.

Neunter Auftritt.

Der **Kurfürst**, Feldmarschall **Dörfling**, Oberst **Hennings**, Graf **Truchß** und mehrere andre **Obersten** und **Offiziere** treten auf. Ihm gegenüber zeigen sich einige **Offiziere** mit Depeschen. — In der Kirche sowohl als auf dem Platz Volk jedes Alters und Geschlechts.

Kurfürst. Wer immer auch die Reiterei geführt
Am Tag der Schlacht und, eh' der Oberst Hennings
Des Feindes Brücken hat zerstören können,
Damit ist aufgebrochen eigenmächtig,
Zur Flucht, bevor ich Ordre gab, ihn zwingend —
Der ist des Todes schuldig, das erklär' ich,
Und vor ein Kriegsgericht bestell' ich ihn.
Der Prinz von Homburg hat sie nicht geführt?
Graf Truchß. Nein, mein erlauchter Herr.
Kurfürst. Wer sagt[2] mir das?
Graf Truchß. Das können Reiter dir bekräftigen,
Die mir's versichert vor Beginn der Schlacht.
Der Prinz hat mit dem Pferd sich überschlagen,
Man hat, verwundet schwer an Haupt und Schenkeln,[3]
In einer Kirche ihn verbinden sehn.

Graf Sparren. Fürwahr, ich staune, daß dir alles fremd!
Graf Horn, der schwed'sche General, traf ein;
Es ist im Lager gleich nach seiner Ankunft
Ein Waffenstillstand ausgerufen worden.
Wenn ich den Marschall Dörfling recht verstanden,
Ward eine Unterhandlung angeknüpft:
Leicht, daß der Frieden selbst erfolgen kann.[1]

Kurfürstin. O Gott, wie herrlich klärt sich alles auf!

(Sie steht auf.)

Pr. v. Homburg. Kommt, laßt sogleich uns nach Berlin ihm folgen! —
Räumst du zu rascherer Beförderung wohl
Mir einen Platz in deinem Wagen ein?
Zwei Zeilen nur an Kottwitz schreib' ich noch
Und steige augenblicklich mit dir ein.

(Er setzt sich nieder und schreibt.)

Kurfürstin. Von ganzem Herzen gern.

Prinz v. Homburg (legt den Brief zusammen und übergibt ihn dem Wachtmeister, indem er sich wieder zur Kurfürstin wendet und den Arm sanft um Nataliens Leib legt). Ich habe so[2]
Dir einen Wunsch noch schüchtern zu vertraun,
Des ich mich auf der Reis' entlasten will.

Natalie (macht sich von ihm los). Bork, rasch mein Halstuch, bitt' ich!

Kurfürstin. Du — einen Wunsch mir?

Erste Hofdame. Ihr tragt das Tuch, Prinzessin, um den Hals.

Pr. v. Homburg (zur Kurfürstin). Was,[3] rätst du nichts?

Kurfürstin. Nein, nichts.

Pr. v. Homburg. Was, keine Silbe?

Kurfürstin (abbrechend). Gleichviel! Heut keinem Flehenden auf Erden
Antwort' ich: Nein! — was es auch immer sei;
Und dir, du Sieger in der Schlacht, zuletzt. —
Hinweg!

Pr. v. Homburg. O Mutter, welch ein Wort sprachst du!
Darf ich's mir deuten, wie es mir gefällt?
Kurfürstin. Hinweg, sag' ich! Im Wagen mehr davon!
Kommt, gebt mir Euern Arm!
Pr. v. Homburg. O Cäsar Divus,[1]
Die Leiter setz' ich an an deinen Stern!
(Er führt die Damen ab. Alle folgen.)

Ort: Berlin. Lustgarten vor dem alten Schloß. Im Hintergrunde die Schloßkirche mit einer Treppe. Glockenklang; die Kirche ist stark erleuchtet; man sieht die Leiche Frobens vorübertragen und auf einen prächtigen Katafalk niedersetzen.

Neunter Auftritt.

Der **Kurfürst**, Feldmarschall **Dörfling**, Oberst **Hennings**, Graf **Truchß** und mehrere andre **Obersten** und **Offiziere** treten auf. Ihm gegenüber zeigen sich einige **Offiziere** mit Depeschen. — In der Kirche sowohl als auf dem Platz Volk jedes Alters und Geschlechts.

Kurfürst. Wer immer auch die Reiterei geführt
Am Tag der Schlacht und, eh' der Oberst Hennings
Des Feindes Brücken hat zerstören können,
Damit ist aufgebrochen eigenmächtig,
Zur Flucht, bevor ich Ordre gab, ihn zwingend —
Der ist des Todes schuldig, das erklär' ich,
Und vor ein Kriegsgericht bestell' ich ihn.
Der Prinz von Homburg hat sie nicht geführt?
Graf Truchß. Nein, mein erlauchter Herr.
Kurfürst. Wer sagt[2] mir das?
Graf Truchß. Das können Reiter dir bekräftigen,
Die mir's versichert vor Beginn der Schlacht.
Der Prinz hat mit dem Pferd sich überschlagen,
Man hat, verwundet schwer an Haupt und Schenkeln,[3]
In einer Kirche ihn verbinden sehn.

Kurfürst. Gleichviel. Der Sieg ist glänzend dieses Tages,[1]
Und vor dem Altar morgen dank' ich Gott;
Doch wär' er zehnmal größer, das entschuldigt
Den nicht, durch den der Zufall mir ihn schenkt:
Mehr Schlachten noch als die hab' ich zu kämpfen
Und will, daß dem Gesetz Gehorsam sei.[2]
Wer's immer war, der sie zur Schlacht geführt,
Ich wiederhol's, hat seinen Kopf verwirkt,[3]
Und vor ein Kriegsrecht[4] hiermit lad' ich ihn. —
Folgt, meine Freunde, in die Kirche mir!

Zehnter Auftritt.

Der **Prinz v. Homburg**, drei schwedische Fahnen in der Hand, Oberst **Kottwitz** mit deren zwei, Graf **Hohenzollern**, Rittmeister **Golz**, Graf **Reuß**, jeder mit einer Fahne, mehrere andre **Offiziere**, **Korporale** und **Reiter**, mit Fahnen, Pauken und Standarten, treten auf.

Dörfling (sowie er den **Prinzen** erblickt). Der Prinz von Homburg! Truchß, was machtet Ihr?

Kurfürst (stutzt). Wo kommt Ihr her, Prinz?

Pr. v. Homburg (einige Schritte vorschreitend). Von Fehrbellin, mein Kurfürst,[5]
Und bringe diese Siegstrophäen dir.

(Er legt die drei Fahnen vor ihm nieder; die **Offiziere**, **Korporale** und **Reiter** folgen, jeder mit der seinigen.)

Kurfürst (betroffen). Du bist verwundet, hör' ich, und gefährlich? —
Graf Truchß!

Pr. v. Homburg (heiter). Vergib!

Graf Truchß. Beim Himmel, ich erstaune!

Pr. v. Homburg. Mein Goldfuchs fiel vor Anbeginn der Schlacht;

Die Hand hier, die ein Feldarzt mir verband,
Verdient nicht, daß du sie verwundet taufst.
Kurfürst. Mithin hast du die Reiterei geführt?
Pr. v. Homburg (sieht ihn an). Ich? Allerdings. Mußt du
von mir das hören?
Hier legt' ich den Beweis zu Füßen dir.
Kurfürst. Nehmt ihm den Degen ab! Er ist gefangen.
Dörfling (erschrocken). Wem?
Kurfürst (tritt unter die Fahnen). Kottwitz, sei gegrüßt mir!
Graf Truchß (für sich). O verflucht!
Kottwitz. Bei Gott, ich bin aufs äußerste —
Kurfürst (sieht ihn an). Was sagst du? —
Schau, welche Saat für unsren Ruhm gemäht!
Die Fahn' ist von der schwed'schen Leibwacht; nicht?
(Er nimmt eine Fahne auf, entwickelt und betrachtet sie.)
Kottwitz. Mein Kurfürst —
Dörfling. Mein Gebieter —
Kurfürst. Allerdings;
Und zwar aus König Gustav Adolphs Zeiten.
Wie heißt die Inschrift?
Kottwitz. Ich glaube —
Dörfling. Per aspera ad astra. [1]
Kurfürst. Das hat sie nicht bei Fehrbellin gehalten.
(Pause.)
Kottwitz (schüchtern). Mein Fürst, vergönnt ein Wort mir —
Kurfürst. Was beliebt? —
Nehmt alles, Fahnen, Pauken und Standarten
Und hängt sie an der Kirche Pfeilern auf;
Beim Siegsfest morgen denk' ich sie zu brauchen.
(Der Kurfürst wendet sich zu den Kurieren, nimmt ihnen die Depeschen ab, erbricht und liest sie.)
Kottwitz (für sich). Das, beim lebend'gen Gott, ist mir zu stark!

(Der Oberst nimmt, nach einigem Zaudern, seine zwei Fahnen auf; die übrigen Offiziere und Reiter folgen; zuletzt, da die drei Fahnen des Prinzen liegen bleiben, hebt Kottwitz auch diese auf, so daß er nun fünf trägt.)

Ein Offizier (tritt vor den Prinzen). Prinz, Euern Degen, bitt' ich.

Hohenzollern (mit seiner Fahne ihm zur Seite). Ruhig, Freund!

Pr. v. Homburg. Träum' ich? Wach' ich? Leb' ich? Bin ich bei Sinnen?

v. d. Golz. Prinz, gib den Degen, rat' ich, hin und schweig!

Pr. v. Homburg. Ich ein Gefangener?

Hohenzollern. So ist's.

v. d. Golz. Ihr hört's.

Pr. v. Homburg. Darf man die Ursach' wissen?

Hohenzollern (mit Nachdruck). Jetzo nicht.
Du hast zu zeitig, wie wir gleich gesagt,
Dich in die Schlacht gedrängt; die Ordre war,
Nicht von dem Platz zu weichen ungerufen.

Pr. v. Homburg. Helft, Freunde, helft; ich bin verrückt!

v. d. Golz (unterbrechend). Still! Still!

Pr. v. Homburg. Sind denn die Märkischen geschlagen worden?

Hohenzollern (stampft mit dem Fuß auf die Erde). Gleichviel; der Satzung soll Gehorsam sein.[1]

Pr. v. Homburg (mit Bitterkeit). So — so, so, so!

Hohenzollern (entfernt sich von ihm). Es wird den Hals nicht kosten.

v. d. Golz (ebenso). Vielleicht bist du schon morgen wieder los.

(Der Kurfürst legt die Briefe zusammen und kehrt wieder in den Kreis der Offiziere zurück.)

Pr. v. Homburg (nachdem er sich den Degen abgeschnallt). Mein Vetter Friedrich will den Brutus[2] spielen
Und sieht, mit Kreid' auf Leinewand verzeichnet,
Sich schon auf dem kurul'schen Stuhle sitzen:
Die schwed'schen Fahnen in dem Vordergrund
Und auf dem Tisch die märk'schen Kriegsartikel.

Bei Gott, in mir nicht findet er den Sohn,
Der unterm Beil des Henkers ihn bewundre!
Ein deutsches Herz von altem Schrot und Korn,
Bin ich gewohnt an Edelmut und Liebe,
Und wenn er mir in diesem Augenblick
Wie die Antike [1] starr entgegenkommt,
Thut er mir leid, und ich muß ihn bedauern!

(Er gibt den Degen an den Offizier und geht ab.)

Kurfürst. Bringt ihn nach Fehrbellin ins Hauptquartier,
Und dort bestellt das Kriegsrecht, [2] das ihn richte!

(Ab in die Kirche. Die Fahnen folgen ihm und werden, während er mit seinem Gefolge an dem Sarge Frobens niederkniet und betet, an den Pfeilern derselben aufgehängt. Trauermusik.)

Dritter Aufzug.

Ort: Fehrbellin. Ein Gefängnis.

Erster Auftritt.

Der **Prinz v. Homburg.** Im Hintergrund **zwei Reiter**, als Wache. — Der Graf **v. Hohenzollern** tritt auf.

Prinz v. Homburg. Sieh da, Freund Heinrich! Sei willkommen mir!
Nun, des Arrestes bin ich wieder los?
Hohenzollern (erstaunt). Gott sei Lob in der Höh'!
Prinz v. Homburg. Was sagst du?
Hohenzollern. Los?
Hat er den Degen dir zurückgeschickt?
Prinz v. Homburg. Mir? Nein.
Hohenzollern. Nicht?
Prinz v. Homburg. Nein.
Hohenzollern. Woher denn also los?
Prinz v. Homburg (nach einer Pause). Ich glaubte, du, du [illegible]riedbringst es mir. Gleichviel!
Hohenzollern. Ich weiß [illegible]n nichts.
Prinz v. Homburg. Gleichviel; du hörst: gleichviel!
So schickt er einen andern, der mir's melde.

(Er wendet sich und holt Stühle.)

Setz' dich! Nun sag' mir an, was gibt es Neues?
Der Kurfürst kehrte von Berlin zurück?
Hohenzollern (zerstreut). Ja, gestern abend.
Prinz v. Homburg. Ward beschlossnermaßen
Das Siegsfest dort gefeiert?
Hohenzollern. Allerdings!
Prinz v. Homburg. Der Kurfürst war zugegen in der Kirche?[1]
Hohenzollern. Er, und die Fürstin, und Natalie.
Die Kirche war auf würd'ge Art erleuchtet;
Battrien ließen sich vom Schloßplatz her
Mit ernster Pracht bei dem Tedeum hören;
Die schwed'schen Fahnen wehten und Standarten,
Trophäenartig, von den Pfeilern nieder,
Und auf des Herrn ausdrücklichen Befehl
Ward deines, als des Siegers Namen,
Erwähnung von der Kanzel her gethan.
Prinz v. Homburg. Das hört' ich. Nun, was gibt es sonst?
Was bringst du?
Dein Antlitz, dünkt mich, sieht nicht heiter,[2] Freund!
Hohenzollern. Sprachst du schon wen?
Prinz v. Homburg. Golz, eben, auf dem Schlosse,
Wo ich, du weißt es, im Verhöre war.
(Pause.)
Hohenzollern (sieht ihn bedenklich an). Was denkst du, Arthur,
denn von deiner Lage,
Seit sie so seltsam sich verändert hat?
Prinz v. Homburg. Ich? Nun, was du und Golz — die
Richter selbst:
Der Kurfürst hat gethan, was Pflicht erheischte,
Und nun wird er dem Herzen auch gehorchen.
„Gefehlt hast du", so wird er ernst mir sagen,
Vielleicht ein Wort von Tod und Festung sprechen,

Dritter Aufzug.

Ort: Fehrbellin. Ein Gefängnis.

Erster Auftritt.

Der **Prinz v. Homburg.** Im Hintergrund **zwei Reiter**, als Wache. — Der Graf **v. Hohenzollern** tritt auf.

Prinz v. Homburg. Sieh da, Freund Heinrich! Sei willkommen mir!
Nun, des Arrestes bin ich wieder los?
Hohenzollern (erstaunt). Gott sei Lob in der Höh'!
Prinz v. Homburg. Was sagst du?
Hohenzollern. Los?
Hat er den Degen dir zurückgeschickt?
Prinz v. Homburg. Mir? Nein.
Hohenzollern. Nicht?
Prinz v. Homburg. Nein.
Hohenzollern. Woher denn also los?
Prinz v. Homburg (nach einer Pause). Ich glaubte, du, du bringst! es mir. Gleichviel!
Hohenzollern. Ich weiß von nichts.
Prinz v. Homburg. Gleichviel; du hörst: gleichviel!
So schickt er einen andern, der mir's melde.

(Er wendet sich und holt Stühle.)

Setz' dich! Nun sag' mir an, was gibt es Neues?
Der Kurfürst kehrte von Berlin zurück?
Hohenzollern (zerstreut). Ja, gestern abend.
Prinz v. Homburg. Ward beschlossnermaßen
Das Siegsfest dort gefeiert?
Hohenzollern. Allerdings!
Prinz v. Homburg. Der Kurfürst war zugegen in der Kirche?[1]
Hohenzollern. Er, und die Fürstin, und Natalie.
Die Kirche war auf würd'ge Art erleuchtet;
Battrien ließen sich vom Schloßplatz her
Mit ernster Pracht bei dem Tedeum hören;
Die schwed'schen Fahnen wehten und Standarten,
Trophäenartig, von den Pfeilern nieder,
Und auf des Herrn ausdrücklichen Befehl
Ward deines, als des Siegers Namen,
Erwähnung von der Kanzel her gethan.
Prinz v. Homburg. Das hört' ich. Nun, was gibt es sonst?
Was bringst du?
Dein Antlitz, dünkt mich, sieht nicht heiter,[2] Freund!
Hohenzollern. Sprachst du schon wen?
Prinz v. Homburg. Golz, eben, auf dem Schlosse,
Wo ich, du weißt es, im Verhöre war.
(Pause.)
Hohenzollern (sieht ihn bedenklich an). Was denkst du, Arthur,
denn von deiner Lage,
Seit sie so seltsam sich verändert hat?
Prinz v. Homburg. Ich? Nun, was du und Golz — die
Richter selbst:
Der Kurfürst hat gethan, was Pflicht erheischte,
Und nun wird er dem Herzen auch gehorchen.
„Gefehlt hast du", so wird er ernst mir sagen,
Vielleicht ein Wort von Tod und Festung sprechen,

„Ich aber schenke dir die Freiheit wieder";
Und um das Schwert, das ihm den Sieg errang,
Schlingt sich vielleicht ein Schmuck der Gnade noch:
Wenn der nicht, gut, denn den verdient' ich nicht!

Hohenzollern. O Arthur!

(Er hält inne.)

Prinz v. Homburg. Nun?

Hohenzollern. Des bist du so gewiß?

Prinz v. Homburg. Ich denk's mir so. Ich bin ihm wert, das weiß ich,
Wert wie ein Sohn; das hat seit früher Kindheit
Sein Herz in tausend Proben mir bewiesen.
Was für ein Zweifel ist's, der dich bewegt?
Schien er am Wachstum meines jungen Ruhms
Nicht mehr fast als ich selbst sich zu erfreuen?
Bin ich nicht alles, was ich bin, durch ihn?
Und er, er sollte lieblos jetzt die Pflanze,
Die er selbst zog, bloß weil sie sich ein wenig
Zu rasch und üppig in die Blume warf,
Mißgünstig in den Staub daniedertreten?
Das glaubt' ich seinem schlimmsten Feinde nicht,
Viel weniger dir, der du ihn kennst und liebst.

Hohenzollern (bedeutend). Du standst dem Kriegsrecht,[1] Arthur, im Verhör
Und bist des Glaubens noch?

Prinz v. Homburg. Weil ich ihm stand.
Bei dem lebend'gen Gott, so weit geht keiner,
Der nicht gesonnen wäre zu begnad'gen!
Dort eben, vor der Schranke des Gerichts,
Dort war's, wo mein Vertraun sich wiederfand.
War's denn ein todeswürdiges Verbrechen,
Zwei Augenblicke früher als befohlen

Die schwed'sche Macht in Staub[1] gelegt zu haben?
Und welch ein Frevel sonst drückt meine Brust?
Wie könnt' er doch vor diesen Tisch mich laden
Von Richtern, herzlos, die den Eulen gleich
Stets von der Kugel mir das Grablied singen:
Dächt' er mit einem heitern Herrscherspruch
Nicht als ein Gott in ihren Kreis zu treten?
Nein, Freund, er sammelt diese Nacht von Wolken
Nur um mein Haupt, um wie die Sonne mir
Durch ihren Dunstkreis strahlend aufzugehn:
Und diese Lust, fürwahr, kann ich ihm gönnen.

Hohenzollern. Das Kriegsrecht gleichwohl, sagt man, hat gesprochen.

Prinz v. Homburg. Ich höre, ja: auf Tod.

Hohenzollern (erstaunt). Du weißt es schon?

Prinz v. Homburg. Golz, der dem Spruch des Kriegsrechts beigewohnt,
Hat mir gemeldet, wie er ausgefallen.

Hohenzollern. Nun denn, bei Gott, der Umstand rührt dich nicht?

Prinz v. Homburg. Mich? Nicht im mindesten.

Hohenzollern. Du Rasender!
Und worauf stützt sich deine Sicherheit?

Prinz v. Homburg. Auf mein Gefühl[2] von ihm. (Er steht auf.)
Ich bitte, laß mich!
Was soll ich mich mit falschen Zweifeln quälen?
(Er besinnt sich und läßt sich nieder. — Pause.)
Das Kriegsrecht mußte auf den Tod erkennen:
So lautet das Gesetz, nach dem es richtet;
Doch eh' er solch ein Urteil läßt vollstrecken,
Eh' er dies Herz hier, das so treu ihn liebt,
Auf eines Tuches Wink der Kugel preisgibt,
Eh',[3] sieh, eh' öffnet er die eigne Brust sich
Und spritzt sein Blut selbst tropfenweis in Staub.[4]

Hohenzollern. Nun, Arthur, ich versichre dich —
Prinz v. Homburg (unwillig). O, Lieber —
Hohenzollern. Der Marschall —
Prinz v. Homburg (ebenso). Laß mich, Freund!
Hohenzollern. Zwei Worte hör' noch!
Wenn die dir auch nichts gelten, schweig' ich still.
Prinz v. Homburg (wendet sich wieder zu ihm). Du hörst, ich weiß von allem. Nun, was ist's!
Hohenzollern. Der Marschall hat, höchst seltsam ist's, soeben
Das Todsurteil im Schloss' ihm überreicht;
Und er, statt, wie das Urteil frei ihm stellt,
Dich zu begnadigen, er hat befohlen,
Daß es zur Unterschrift ihm kommen soll.
Prinz v. Homburg. Gleichviel. Du hörst —
Hohenzollern. Gleichviel?
Prinz v. Homburg. Zur Unterschrift?
Hohenzollern. Bei meiner Ehr', ich kann es dich versichern.
Prinz v. Homburg. Das Urteil? Nein, die Schrift?
Hohenzollern. Das Todesurteil.
Prinz v. Homburg. Wer hat dir das gesagt?
Hohenzollern. Er selbst, der Marschall.
Prinz v. Homburg. Wann?
Hohenzollern. Eben jetzt.
Prinz v. Homburg. Als er vom Herrn zurückkam?
Hohenzollern. Als er vom Herrn die Treppe niederstieg.
Er fügt' hinzu, da er bestürzt mich sah,
Verloren sei noch nichts, und morgen sei
Auch noch ein Tag, dich zu begnadigen;
Doch seine bleiche Lippe widerlegte
Ihr eignes Wort und sprach: Ich fürchte, nein!
Pr. v. Homburg (steht auf). Er könnte — nein — so ungeheuere *Entschließungen* in seinem Busen wälzen?

Um eines Fehls, der Brille kaum bemerkbar,
In dem Demanten, den er jüngst empfing,
In Staub[1] den Geber treten? Eine That,
Die weiß den Dei von Algier brennt, mit Flügeln,
Nach Art der Cherubime[2] silberglänzig,
Den Sardanapel ziert und die gesamte
Altrömische Tyrannenreihe schuldlos,
Wie Kinder, die am Mutterbusen sterben,
Auf Gottes rechter[3] Seit' hinüberwirft?[4]

Hohenzollern (der gleichfalls aufgestanden). Du mußt, mein Freund, dich davon überzeugen.

Prinz v. Homburg. Und der Feldmarschall schwieg und sagte nichts?

Hohenzollern. Was sollt' er sagen?

Prinz v. Homburg. O Himmel, meine Hoffnung![5]

Hohenzollern. Hast du vielleicht je einen Schritt gethan,
Sei's wissentlich, sei's unbewußt,[6]
Der seinem stolzen Geist zu nah getreten?

Prinz v. Homburg. Niemals.

Hohenzollern. Besinne dich.

Prinz v. Homburg. Niemals, beim Himmel!
Mir war der Schatten seines Hauptes heilig.

Hohenzollern. Arthur, sei mir nicht böse, wenn ich zweifle.
Graf Horn traf, der Gesandte Schwedens, ein,
Und sein Geschäft geht, wie man hier versichert,
An die Prinzessin von Oranien.
Ein Wort, das die Kurfürstin Tante sprach,
Hat aufs empfindlichste den Herrn getroffen:
Man sagt, das Fräulein habe schon gewählt.
Bist du auf keine Weise hier im Spiele?

Prinz v. Homburg. O Gott, was sagst du mir?

Hohenzollern. Bist du's? Bist du's?

Hohenzollern. Nun, Arthur, ich versichre dich —
Prinz v. Homburg (unwillig). O, Lieber —
Hohenzollern. Der Marschall —
Prinz v. Homburg (ebenso). Laß mich, Freund!
Hohenzollern. Zwei Worte hör' noch!
Wenn die dir auch nichts gelten, schweig' ich still.
Prinz v. Homburg (wendet sich wieder zu ihm). Du hörst, ich weiß von allem. Nun, was ist's!
Hohenzollern. Der Marschall hat, höchst seltsam ist's, soeben
Das Todsurteil im Schloss' ihm überreicht;
Und er, statt, wie das Urteil frei ihm stellt,
Dich zu begnadigen, er hat befohlen,
Daß es zur Unterschrift ihm kommen soll.
Prinz v. Homburg. Gleichviel. Du hörst —
Hohenzollern. Gleichviel?
Prinz v. Homburg. Zur Unterschrift?
Hohenzollern. Bei meiner Ehr', ich kann es dich versichern.
Prinz v. Homburg. Das Urteil? Nein, die Schrift?
Hohenzollern. Das Todesurteil.
Prinz v. Homburg. Wer hat dir das gesagt?
Hohenzollern. Er selbst, der Marschall.
Prinz v. Homburg. Wann?
Hohenzollern. Eben jetzt.
Prinz v. Homburg. Als er vom Herrn zurückkam?
Hohenzollern. Als er vom Herrn die Treppe niederstieg.
Er fügt' hinzu, da er bestürzt mich sah,
Verloren sei noch nichts, und morgen sei
Auch noch ein Tag, dich zu begnadigen;
Doch seine bleiche Lippe widerlegte
Ihr eignes Wort und sprach: Ich fürchte, nein!
Pr. v. Homburg (steht auf). Er könnte — nein — so ungeheuere *Entschließungen* in seinem Busen wälzen?

Um eines Fehls, der Brille kaum bemerkbar,
In dem Demanten, den er jüngst empfing,
In Staub[1] den Geber treten? Eine That,
Die weiß den Dei von Algier brennt, mit Flügeln,
Nach Art der Cherubime[2] silberglänzig,
Den Sardanapel ziert und die gesamte
Altrömische Tyrannenreihe schuldlos,
Wie Kinder, die am Mutterbusen sterben,
Auf Gottes rechter[3] Seit' hinüberwirft?[4]

Hohenzollern (der gleichfalls aufgestanden). Du mußt, mein Freund, dich davon überzeugen.

Prinz v. Homburg. Und der Feldmarschall schwieg und sagte nichts?

Hohenzollern. Was sollt' er sagen?

Prinz v. Homburg. O Himmel, meine Hoffnung![5]

Hohenzollern. Hast du vielleicht je einen Schritt gethan,
Sei's wissentlich, sei's unbewußt,[6]
Der seinem stolzen Geist zu nah getreten?

Prinz v. Homburg. Niemals.

Hohenzollern. Besinne dich.

Prinz v. Homburg. Niemals, beim Himmel!
Mir war der Schatten seines Hauptes heilig.

Hohenzollern. Arthur, sei mir nicht böse, wenn ich zweifle.
Graf Horn traf, der Gesandte Schwedens, ein,
Und sein Geschäft geht, wie man hier versichert,
An die Prinzessin von Oranien.
Ein Wort, das die Kurfürstin Tante sprach,
Hat aufs empfindlichste den Herrn getroffen:
Man sagt, das Fräulein habe schon gewählt.
Bist du auf keine Weise hier im Spiele?

Prinz v. Homburg. O Gott, was sagst du mir?

Hohenzollern. Bist du's? Bist du's?

Prinz v. Homburg. Ich bin's, mein Freund. Jetzt ist
mir alles klar;
Es stürzt der Antrag ins Verderben mich;
An ihrer Weigrung, wisse, bin ich schuld,
Weil mir sich die Prinzessin anverlobt.
Hohenzollern. Du unbesonnener Thor, was machtest du?
Wie oft hat dich mein treuer Mund gewarnt!
Pr. v. Homburg. O Freund, hilf, rette mich! Ich bin verloren!
Hohenzollern. Ja, welch ein Ausweg führt aus dieser Not?
Willst du vielleicht die Fürstin Tante sprechen?
Prinz v. Homburg (wendet sich). He, Wache!
Reiter (im Hintergrund). Hier!
Prinz v. Homburg. Ruft Euren Offizier!
(Er nimmt eilig einen Mantel um von der Wand und setzt einen Federhut auf, der auf dem Tisch liegt.)
Hohenzollern (indem er ihm behilflich ist). Der Schritt kann, klug
gewandt, dir Rettung bringen.
Denn kann der Kurfürst nur mit König Karl
Um den bewußten Preis den Frieden schließen,
So sollst du sehn, sein Herz versöhnt sich dir,
Und gleich, in wenig Stunden, bist du frei.

Zweiter Auftritt.

Der **Offizier** tritt auf. — Die **Vorigen.**

Prinz v. Homburg (zu dem Offizier). Stranz, übergeben bin
ich deiner Wache;
Erlaub', in einem dringenden Geschäft
Daß ich auf eine Stunde mich entferne.
Offizier. Mein Prinz, mir übergeben bist du nicht;
Die Ordre, die man mir erteilt hat, lautet,
Dich gehn zu lassen frei, wohin du willst.

Prinz v. Homburg. Seltsam! So bin ich kein Gefangener?
Offizier. Vergib; dein Wort ist eine Fessel auch.
Hohenzollern (bricht auf). Auch gut! Gleichviel!
Prinz v. Homburg. Wohlan, so leb' denn wohl!
Hohenzollern. Die Fessel folgt dem Prinzen auf dem Fuße!
Prinz v. Homburg. Ich geh' aufs Schloß zu meiner Tante nur
Und bin in zwei Minuten wieder hier.
(Alle ab.)

Ort: Zimmer der Kurfürstin.

Dritter Auftritt.

Die **Kurfürstin** und **Natalie** treten auf.

Kurfürstin. Komm, meine Tochter, komm; dir schlägt die Stunde.
Graf Gustav Horn, der schwedische Gesandte,
Und die Gesellschaft hat das Schloß verlassen;
Im Kabinett des Onkels seh' ich Licht:
Komm, leg' das Tuch dir um und schleich dich zu ihm,
Und sieh, ob du den Freund dir retten kannst.
(Sie wollen gehen.)

Vierter Auftritt.

Eine **Hofdame** tritt auf. — Die **Vorigen.**

Hofdame. Prinz Homburg, gnäd'ge Frau, ist vor der Thür.
Kaum weiß ich wahrlich, ob ich recht gesehn.
Kurfürstin (betroffen). O Gott!
Natalie. Er selbst?
Kurfürstin. Hat er denn nicht Arrest?

Hofdame. Er steht in Federhut und Mantel draußen
Und fleht bestürzt und dringend um Gehör.
Kurfürstin (unwillig). Der Unbesonnene! Sein Wort zu brechen!
Natalie. Wer weiß, was ihn bedrängt?
Kurfürstin (nach einigem Bedenken). Laß ihn herein!
(Sie setzt sich auf einen Stuhl.)

Fünfter Auftritt.

Der **Prinz v. Homburg** tritt auf. — Die **Vorigen.**

Prinz v. Homburg. O meine Mutter!
(Er läßt sich auf die Kniee vor ihr nieder.)
Kurfürstin. Prinz, was wollt Ihr hier?
Prinz v. Homburg. O laß mich deine Knie' umfassen, Mutter!
Kurfürstin (mit unterdrückter Rührung). Gefangen seid Ihr, Prinz,
und kommt hierher!
Was häuft Ihr neue Schuld zu Eurer alten?
Prinz v. Homburg (dringend). Weißt du, was mir geschehn?
Kurfürstin. Ich weiß um alles!
Was aber kann ich Aermste für Euch thun?
Prinz v. Homburg. O, meine Mutter, also sprächst du nicht,
Wenn dich der Tod umschauerte wie mich!
Du scheinst mit Himmelskräften, rettenden,
Du mir, das Fräulein, deine Frau'n, begabt,
Mir alles ringsumher; dem Troßknecht könnt' ich,
Dem schlechtesten, der deiner Pferde pflegt,
Gehängt am Halse flehen: Rette mich!
Nur ich allein auf Gottes weiter Erde
Bin hilflos, ein Verlassner, und kann nichts!
Kurfürstin. Du bist ganz außer dir! Was ist geschehn?

Prinz v. Homburg. Ach, auf dem Wege, der mich zu dir führte,
Sah ich das Grab beim Schein der Fackeln öffnen,
Das morgen mein Gebein empfangen soll!
Sieh, diese Augen, Tante, die dich anschaun,
Will man mit Nacht umschatten, diesen Busen
Mit mörderischen Kugeln mir durchbohren!
Bestellt sind auf dem Markte schon die Fenster,
Die auf das öde Schauspiel niedergehn;
Und der die Zukunft auf des Lebens Gipfel
Heut wie ein Feenreich noch überschaut,
Liegt in zwei engen Brettern duftend[1] morgen,
Und ein Gestein sagt dir von ihm: Er war!

(Die Prinzessin, welche bisher auf die Schultern der Hofdame gelehnt in der Ferne gestanden hat, läßt sich bei diesen Worten erschüttert an einem Tisch nieder und weint.)

Kurfürstin. Mein Sohn, wenn's so des Himmels Wille ist,
Wirst du mit Mut dich und mit Fassung rüsten!

Prinz v. Homburg. O, Gottes Welt, o Mutter, ist so schön!
Laß mich nicht, fleh' ich, eh die Stunde schlägt,
Zu jenen schwarzen Schatten niedersteigen!
Mag er doch sonst, wenn ich gefehlt, mich strafen,
Warum die Kugel eben muß es sein?
Mag er mich meiner Aemter doch entsetzen,
Mit Kassation, wenn's das Gesetz so will,
Mich aus dem Heer entfernen: Gott des Himmels,
Seit ich mein Grab sah, will ich nichts als leben
Und frage nichts[2] mehr, ob es rühmlich sei!

Kurfürstin. Steh auf, mein Sohn, steh auf! Was sprichst du da?
Du bist zu sehr erschüttert; fasse dich!

Prinz v. Homburg. Nicht, Tante, eh'r, als bis du mir gelobt,
Mit einem Fußfall, der mein Dasein rette,
Fleh'nd seinem höchsten Angesicht zu nahn!

Dir übergab zu Homburg, als sie starb,
Die Hedwig mich und sprach, die Jugendfreundin:
Sei du ihm Mutter, wenn ich nicht mehr bin!
Du beugtest tiefgerührt, am Bette knieend,
Auf ihre Hand dich und erwidertest:
Er soll mir sein, als hätt' ich ihn erzeugt!!
Nun, jetzt erinnr' ich dich an solch ein Wort.
Geh hin, als hättst du mich erzeugt, und sprich:
Um Gnade fleh' ich, Gnade; laß ihn frei!
Ach, und komm mir zurück und sprich: Du bist's.

Kurfürstin (weint). Mein teurer Sohn, es ist bereits geschehen;
Doch alles, was ich flehte, war umsonst.

Prinz v. Homburg. Ich gebe jeden Anspruch auf an Glück.
Nataliens, das vergiß nicht ihm zu melden,
Begehr' ich gar nicht mehr, in meinem Busen
Ist alle Zärtlichkeit für sie verlöscht;
Frei ist sie, wie das Reh auf Heiden, wieder
Mit Hand und Mund, als wär' ich nie gewesen;
Verschenken kann sie sich, und wenn's Karl Gustav,
Der Schwedenkönig, ist, so lob' ich sie.
Ich will auf meine Güter gehn am Rhein,
Da will ich bauen, will ich niederreißen,
Daß mir der Schweiß herabtrieft, säen, ernten,
Als wär's für Weib und Kind, allein genießen,
Und wenn ich erntete, von neuem säen,
Und in den Kreis herum das Leben jagen,
Bis es am Abend niedersinkt und stirbt.

Kurfürstin. Wohlan, kehr' jetzt nur heim in dein Gefängnis!
Das ist die erste Fordrung meiner Gunst.

Prinz v. Homburg (steht auf und wendet sich zur Prinzessin). Du
armes Mädchen weinst! Die Sonne leuchtet
Heut alle deine Hoffnungen zu Grab!

Entschieden hat dein erst Gefühl für mich,
Und deine Miene sagt mir, treu wie Gold,
Du wirst dich nimmer einem andern weihn.
Ja was erschwing' ich Aermster, das dich tröste?
Geh an den Main, rat' ich, ins Stift der Jungfraun,
Zu deiner Base Thurn, such' in den Bergen
Dir einen Knaben, blondgelockt wie ich,
Kauf' ihn mit Gold und Silber dir, drück' ihn
An deine Brust und lehr' ihn: Mutter! stammeln;
Und wenn er größer ist, so unterweis' ihn,
Wie man den Sterbenden die Augen schließt:
Das ist das ganze Glück, das vor dir liegt!

Natalie (mutig und erhebend, indem sie aufsteht und ihre Hand in die seinige legt). Geh, junger Held, in deines Kerkers Haft,
Und auf dem Rückweg schau noch einmal ruhig
Das Grab dir an, das dir geöffnet ward;
Es ist nichts finsterer und um nichts breiter,
Als es dir tausendmal die Schlacht gezeigt.
Inzwischen werd' ich, in dem Tod dir treu,
Ein rettend Wort für dich dem Oheim[1] wagen:
Vielleicht gelingt es mir, sein Herz zu rühren
Und dich von allem Kummer zu befrein!

(Pause.)

Prinz v. Homburg (faltet, in ihrem Anschauen verloren, die Hände).
Hättst du zwei Flügel, Jungfrau, an den Schultern,
Für einen Engel wahrlich hielt' ich dich!
O Gott, hört' ich auch recht? Du für mich sprechen?
Wo ruhte denn der Köcher dir der Rede
Bis heute, liebes Kind, daß du willst wagen,
Den Herrn in solcher Sache anzugehn?
O Hoffnungslicht, das plötzlich mich erquickt!

Natalie. Gott wird die Pfeile mir, die treffen, reichen!
Doch wenn der Kurfürst des Gesetzes Spruch
Nicht ändern kann, nicht kann: wohlan, so wirst du
Dich tapfer ihm, der Tapfre, unterwerfen;
Und der im Leben tausendmal gesiegt,
Er wird auch noch im Tod zu siegen wissen!

Kurfürstin. Hinweg! die Zeit verstreicht, die günstig ist!

Prinz v. Homburg. Nun, alle Heil'gen mögen dich beschirmen!
Leb' wohl! Leb' wohl! Und was du auch erringst,
Vergönne mir ein Zeichen vom Erfolg!

(Alle ab.)

Vierter Aufzug.

Ort: Zimmer des Kurfürsten.

Erster Auftritt.

Der **Kurfürst** steht mit Papieren an einem mit Lichtern besetzten Tische. — **Natalie** tritt durch die mittlere Thür auf und läßt sich in einiger Entfernung vor ihm nieder.)

(Pause.)

Natalie (knieend). Mein edler Oheim Friedrich von der Mark!

Kurfürst (legt die Papiere weg). Natalie! (Er will sie erheben).

Natalie. Laß, laß!

Kurfürst. Was willst du, Liebe?

Natalie. Zu deiner Füße Staub, wie's mir gebührt,
Für Vetter Homburg dich um Gnade flehn.
Ich will ihn nicht für mich erhalten wissen —
Mein Herz begehrt sein und gesteht es dir; [1]
Ich will ihn nicht für mich erhalten wissen —
Mag er sich welchem Weib er will vermählen;
Ich will nur, daß er da sei, lieber Oheim,
Für sich, selbständig, frei und unabhängig,
Wie eine Blume, die mir wohlgefällt.
Dies fleh' ich dich, [2] mein höchster Herr und Freund,
Und weiß, solch Flehen wirst du mir [3] erhören.

Kurfürst (erhebt sie). Mein Töchterchen, was für ein Wort entfiel dir!
Weißt du, was Vetter Homburg jüngst verbrach?

Natalie. O lieber Oheim!

Kurfürst. Nun? Verbrach er nichts?

Natalie. O dieser Fehltritt,[1] blond mit blauen Augen,
Den, eh er noch gestammelt hat: Ich bitte!
Verzeihung schon vom Boden heben sollte:
Den wirst du nicht mit Füßen von dir weisen.
Den drückst du um die Mutter[2] schon ans Herz,
Die ihn gebar, und rufst: Komm, weine nicht;
Du bist so wert mir wie die Treue selbst![3]
War's Eifer nicht im Augenblick des Treffens
Für deines Namens Ruhm, der ihn verführt,
Die Schranke des Gesetzes zu durchbrechen?
Und ach, die Schranke jugendlich durchbrochen,[4]
Trat er dem Lindwurm[5] männlich nicht aufs Haupt?
Erst, weil er siegt', ihn kränzen, dann enthaupten,
Das fordert die Geschichte nicht von dir;
Das wäre so erhaben, lieber Ohm,
Daß man es fast unmenschlich nennen könnte:
Und Gott schuf doch nichts Milderes als dich.

Kurfürst. Mein süßes Kind, sieh, wär' ich ein Tyrann,[6]
Dein Wort, das fühl' ich lebhaft, hätte mir
Das Herz schon in der ehrnen Brust geschmelzt;
Dich aber frag' ich selbst: darf ich den Spruch,
Den das Gericht gefällt, wohl unterdrücken?
Was würde doch davon die Folge sein?

Natalie. Für wen? Für dich?

Kurfürst. Für mich — nein, was für mich!
Kennst du nichts Höh'res, Jungfrau, als nur mich?

Ist dir ein Heiligtum ganz unbekannt,
Das in dem Lager[1] Vaterland sich nennt?
Natalie. O Herr, was sorgst du doch? Dies Vaterland,
Das wird um dieser Regung[2] deiner Gnade
Nicht gleich, zerschellt in Trümmern, untergehn.
Vielmehr was du, im Lager auferzogen,
Unordnung nennst, die That, den Spruch der Richter
In diesem Fall willkürlich zu zerreißen,
Erscheint mir als die schönste Ordnung erst.
Das Kriegsgesetz, das weiß ich wohl, soll herrschen,
Jedoch die lieblichen Gefühle auch.
Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht, eine feste Burg, mein edler Ohm:
Das wird ganz andre Stürme noch ertragen,
Fürwahr, als diesen unberufnen Sieg;
Das wird sich ausbaun herrlich in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern,
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde:[3]
Das braucht nicht dieser Bindung, kalt und öd',[4]
Aus eines Freundes Blut, um Oheims Herbst,
Den friedlich prächtigen, zu überleben!
Kurfürst. Denkt Vetter Homburg auch so?
Natalie. Vetter Homburg?
Kurfürst. Meint er, dem Vaterlande gelt' es gleich,
Ob Willkür drin, ob drin die Satzung herrsche?
Natalie. Ach, dieser Jüngling!
Kurfürst. Nun?
Natalie. Ach, lieber Oheim,
Hierauf zur Antwort hab' ich nichts als Thränen.
Kurfürst *(betroffen).* Warum, mein Töchterchen? Was ist
geschehn?

Natalie (zaudernd). Der denkt jetzt nichts als nur dies eine: Rettung!
Den schaun die Röhren[1] an der Schützen Schultern
So gräßlich an, daß, überrascht und schwindelnd,
Ihm jeder Wunsch als nur zu leben schweigt;
Der könnte unter Blitz und Donnerschlag
Das ganze Reich der Mark versinken sehn,
Daß er nicht fragen würde: was geschieht?
Ach, welch ein Heldenherz hast du geknickt![2]

(Sie wendet sich und weint.)

Kurfürst (im äußersten Erstaunen). Nein, meine teuerste Natalie,
Unmöglich, in der That — er fleht um Gnade?

Natalie. Ach, hättst du nimmer, nimmer ihn verdammt!

Kurfürst. Nein, sag': er fleht um Gnade? Gott im Himmel,
Was ist geschehn, mein liebes Kind? Was weinst du? —
Du sprachst ihn? Thu mir alles kund! Du sprachst ihn?

Natalie (an seine Brust gelehnt). In den Gemächern eben jetzt der Tante,
Wohin im Mantel, schau, und Federhut
Er unterm Schutz der Dämmrung kam geschlichen,
Verstört und schüchtern, heimlich, ganz unwürdig,
Ein unerfreulich, jammernswürd'ger Anblick;
Zu solchem Elend, glaubt' ich, sänke keiner,
Den die Geschicht' als ihren Helden preist.
Schau her, ein Weib bin ich und schaudere
Dem Wurm[3] zurück, der meiner Ferse naht:
Doch so zermalmt, so fassungslos, so ganz
Unheldenmütig träfe mich der Tod
In eines scheußlichen Leun Gestalt nicht an.
Ach, was ist Menschengröße, Menschenruhm!

Kurfürst (verwirrt). Nun denn, beim Gott des Himmels und der Erde,
So fasse Mut, mein Kind, so ist er frei!
Natalie. Wie, mein erlauchter Herr?[1]
Kurfürst. Er ist begnadigt.
Ich will sogleich das Nöt'g'[2] an ihn erlassen.
Natalie. O Liebster, ist es wirklich wahr?
Kurfürst. Du hörst.
Natalie. Ihm soll vergeben sein? Er stirbt jetzt nicht?
Kurfürst. Bei meinem Eid! Ich schwör's dir zu. Wo werd' ich
Mich gegen solchen Kriegers Meinung setzen?
Die höchste Achtung, wie dir wohl bekannt,
Trag' ich im Innersten für sein Gefühl;
Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten,
Kassier' ich die Artikel: er ist frei.
(Er bringt ihr einen Stuhl.)
Willst du auf einen Augenblick dich setzen?
(Er geht an den Tisch, setzt sich und schreibt. — Pause.)
Natalie (für sich). Ach, Herz, was klopfst du also an dein Haus?
Kurfürst (indem er schreibt). Der Prinz ist drüben noch im Schloß?
Natalie. Vergib,
Er ist in seine Haft zurückgekehrt.
Kurfürst (endigt und siegelt; hierauf kehrt er mit dem Briefe zur Prinzessin zurück). Fürwahr, mein Töchterchen, mein Nichtchen, weinte!
Und ich, dem ihre Freude anvertraut,
Mußt' ihrer holden Augen Himmel trüben!
(Er legt den Arm um ihren Leib.)
Willst du den Brief ihm selber überbringen?
Natalie. Ins Stadthaus! Wie?
Kurfürst (drückt ihr den Brief in die Hand). Warum nicht? — He, Heiducken![3]
(Heiducken treten auf.)

Den Wagen vorgefahren! Die Prinzessin
Hat ein Geschäft beim Obersten von Homburg.

(Die Heiducken treten wieder ab.)

So kann er für sein Leben gleich dir danken.

(Er umarmt sie.)

Mein liebes Kind, bist du mir wieder gut?

Natalie (nach einer Pause). Was deine Huld, o Herr, so rasch erweckt,
Ich weiß es nicht und untersuch' es nicht;
Das aber, sieh, das fühl' ich in der Brust,
Unedel meiner spotten wirst du nicht:
Der Brief enthalte, was es immer sei —
Ich glaube Rettung, und ich danke dir!

(Sie küßt ihm die Hand.)

Kurfürst. Gewiß, mein Töchterchen, gewiß; so sicher,
Als sie in Vetter Homburgs Wünschen liegt.

(Ab.)

Ort: Zimmer der Prinzessin.

Zweiter Auftritt.

Prinzessin **Natalie** tritt auf. — **Zwei Hofdamen** und der Rittmeister Graf **Reuß** folgen.

Natalie (eilfertig). Was bringt Ihr, Graf? Von meinem Regiment?
Ist's von Bedeutung? Kann ich's morgen hören?

Graf Reuß (überreicht ihr ein Schreiben). Ein Brief vom Oberst Kottwitz, gnäd'ge Frau.

Natalie. Geschwind, gebt! Was enthält er?

(Sie eröffnet ihn.)

Graf Reuß. Eine Bittschrift,
Freimütig, wie Ihr seht, doch ehrfurchtsvoll,
An die Durchlaucht des Herrn, zu unsers Führers,
Des Prinzen von Homburg, gunsten aufgesetzt.
Natalie (liest). „Supplik, in Unterwerfung eingereicht
Vom Regiment Prinzessin von Oranien."
(Pause.)
Die Bittschrift ist von wessen Hand verfaßt?
Graf Reuß. Wie ihrer Züg' unsichre Bildung schon
Erraten läßt, vom Oberst Kottwitz selbst.
Auch steht sein edler Name obenan.
Natalie. Die dreißig Unterschriften, welche folgen?
Graf Reuß. Der Offiziere Namen, Gnädigste,
Wie sie dem Rang nach Glied für Glied sich folgen.
Natalie. Und mir, mir wird die Bittschrift zugefertigt?
Graf Reuß. Mein Fräulein, unterthänigst Euch zu fragen,
Ob Ihr als Chef den ersten Platz, der offen,
Mit Eurem Namen gleichfalls füllen wollt.
(Pause.)
Natalie. Der Prinz zwar, hör' ich, soll, mein edler Vetter,
Vom Herrn aus eignem Trieb begnadigt werden,
Und eines solchen Schritts bedarf es nicht.
Graf Reuß (vergnügt). Wie? Wirklich?
Natalie. Gleichwohl will ich unter einem Blatte,[1]
Das in des Herrn Entscheidung, klug gebraucht,
Als ein Gewicht kann in die Wage fallen,
Das ihm vielleicht den Ausschlag einzuleiten
Sogar willkommen ist, mich nicht verweigern,[2]
Und eurem Wunsch gemäß mit meinem Namen
Hiermit an eure Spitze setz' ich mich.
(Sie geht und will schreiben.)
Graf Reuß. *Fürwahr, uns lebhaft werdet Ihr verbinden!*
(Pause.)

Natalie (wendet sich wieder zu ihm). Ich finde nur mein Regiment,
Graf Reuß!
Warum vermiss' ich Bomsdorf Kürassiere
Und die Dragoner Götz und Anhalt-Pleß?
Graf Reuß. Nicht, wie vielleicht Ihr sorgt, weil ihre Herzen
Ihm lauer schlügen als die unsrigen;
Es trifft ungünstig sich für die Supplik,
Daß Kottwitz fern in Arnstein kantoniert,
Gesondert von den andern Regimentern,
Die hier bei dieser Stadt im Lager stehn.
Dem Blatt fehlt es an Freiheit, leicht und sicher
Die Kraft nach jeder Richtung zu entfalten.
Natalie. Gleichwohl fällt, dünkt mich, so das Blatt nur leicht.[1]
Seid Ihr gewiß, Herr Graf, wärt Ihr im Ort
Und sprächt die Herrn, die hier versammelt sind,
Sie schlössen gleichfalls dem Gesuch sich an?
Graf Reuß. Hier in der Stadt, mein Fräulein? Kopf für Kopf,
Die ganze Reiterei verpfändete
Mit ihren Namen sich; bei Gott, ich glaube,
Es ließe glücklich eine Subskription
Beim ganzen Heer der Märker sich eröffnen.
Natalie (nach einer Pause). Warum nicht schickt ihr Offiziere ab,
Die das Geschäft im Lager hier betreiben?
Graf Reuß. Vergebt, dem weigerte der Obrist sich.
Er wünsche, sprach er, nichts zu thun, das man
Mit einem übeln Namen taufen könnte.
Natalie. Der wunderliche Herr! Bald kühn, bald zaghaft!
Zum Glück trug mir der Kurfürst, fällt mir ein,
Bedrängt von anderen Geschäften, auf,
An Kottwitz, dem die Stellung dort zu eng,
Zum Marsch hierher die Ordre zu erlassen.
Ich setze gleich mich nieder, es zu thun.
(Sie setzt sich und schreibt.)

Graf Reuß. Beim Himmel, trefflich, Fräulein! Ein Ereignis,
Das günst'ger sich dem Blatt nicht fügen könnte.
Natalie (während sie schreibt). Gebraucht's, Herr Graf von Reuß,
so gut Ihr könnt.
(Sie schließt und siegelt, und steht wieder auf.)
Inzwischen bleibt, versteht, dies Schreiben noch
In Euerm Porteseuille; Ihr geht nicht eher
Damit nach Arnstein ab und gebt's dem Kottwitz,
Bis ich bestimmtern Auftrag Euch erteilt!
(Sie gibt ihm das Schreiben.)
Ein Heiduck (tritt auf). Der Wagen, Fräulein, auf des Herrn
Befehl
Steht angeschirrt im Hof und wartet Eu'r!
Natalie. So fahrt ihn vor; ich komme gleich herab.[1]
(Pause, in welcher sie gedankenvoll an den Tisch tritt und ihre Handschuhe anzieht.)
Wollt Ihr zum Prinz von Homburg mich, Herr Graf,
Den ich zu sprechen willens bin, begleiten?
Euch steht ein Platz in meinem Wagen offen.
Graf Reuß. Mein Fräulein, diese Ehre, in der That —
(Er bietet ihr den Arm.)
Natalie (zu den Hofdamen). Folgt, meine Freundinnen! —
Vielleicht, daß ich
Gleich dort des Briefes wegen mich entscheide. (Alle ab.)

Ort: Gefängnis des Prinzen.

Dritter Auftritt.

Prinz v. Homburg (hängt seinen Hut an die Wand und läßt sich nachlässig auf ein auf der Erde ausgebreitetes Kissen nieder).
Das Leben nennt der Derwisch eine Reise,
Und eine kurze. Freilich, von zwei Spannen
Diesseit der Erde nach zwei Spannen drunter.[2]

Natalie (wendet sich wieder zu ihm). Ich finde nur mein Regiment,
Graf Reuß!
Warum vermiss' ich Bomsdorf Kürassiere
Und die Dragoner Götz und Anhalt-Pleß?

Graf Reuß. Nicht, wie vielleicht Ihr sorgt, weil ihre Herzen
Ihm lauer schlügen als die unsrigen;
Es trifft ungünstig sich für die Supplik,
Daß Kottwitz fern in Arnstein kantoniert,
Gesondert von den andern Regimentern,
Die hier bei dieser Stadt im Lager stehn.
Dem Blatt fehlt es an Freiheit, leicht und sicher
Die Kraft nach jeder Richtung zu entfalten.

Natalie. Gleichwohl fällt, dünkt mich, so das Blatt nur leicht.[1]
Seid Ihr gewiß, Herr Graf, wärt Ihr im Ort
Und sprächt die Herrn, die hier versammelt sind,
Sie schlössen gleichfalls dem Gesuch sich an?

Graf Reuß. Hier in der Stadt, mein Fräulein? Kopf für Kopf,
Die ganze Reiterei verpfändete
Mit ihren Namen sich; bei Gott, ich glaube,
Es ließe glücklich eine Subskription
Beim ganzen Heer der Märker sich eröffnen.

Natalie (nach einer Pause). Warum nicht schickt ihr Offiziere ab,
Die das Geschäft im Lager hier betreiben?

Graf Reuß. Vergebt, dem weigerte der Obrist sich.
Er wünsche, sprach er, nichts zu thun, das man
Mit einem übeln Namen taufen könnte.

Natalie. Der wunderliche Herr! Bald kühn, bald zaghaft!
Zum Glück trug mir der Kurfürst, fällt mir ein,
Bedrängt von anderen Geschäften, auf,
An Kottwitz, dem die Stellung dort zu eng,
Zum Marsch hierher die Ordre zu erlassen.
Ich setze gleich mich nieder, es zu thun.
(Sie setzt sich und schreibt.)

Graf Reuß. Beim Himmel, trefflich, Fräulein! Ein Ereignis,
Das günst'ger sich dem Blatt nicht fügen könnte.
Natalie (während sie schreibt). Gebraucht's, Herr Graf von Reuß,
so gut Ihr könnt.
(Sie schließt und siegelt, und steht wieder auf.)
Inzwischen bleibt, versteht, dies Schreiben noch
In Euerm Portefeuille; Ihr geht nicht eher
Damit nach Arnstein ab und gebt's dem Kottwitz,
Bis ich bestimmtern Auftrag Euch erteilt!
(Sie gibt ihm das Schreiben.)
Ein Heiduck (tritt auf). Der Wagen, Fräulein, auf des Herrn
Befehl
Steht angeschirrt im Hof und wartet Eu'r!
Natalie. So fahrt ihn vor; ich komme gleich herab.[1]
(Pause, in welcher sie gedankenvoll an den Tisch tritt und ihre Handschuhe anzieht.)
Wollt Ihr zum Prinz von Homburg mich, Herr Graf,
Den ich zu sprechen willens bin, begleiten?
Euch steht ein Platz in meinem Wagen offen.
Graf Reuß. Mein Fräulein, diese Ehre, in der That —
(Er bietet ihr den Arm.)
Natalie (zu den Hofdamen). Folgt, meine Freundinnen! —
Vielleicht, daß ich
Gleich dort des Briefes wegen mich entscheide. (Alle ab.)

Ort: Gefängnis des Prinzen.

Dritter Auftritt.

Prinz v. Homburg (hängt seinen Hut an die Wand und läßt sich nachlässig auf ein auf der Erde ausgebreitetes Kissen nieder).
Das Leben nennt der Derwisch eine Reise,
Und eine kurze. Freilich, von zwei Spannen
Diesseit der Erde nach zwei Spannen drunter.[2]

Natalie (wendet sich wieder zu ihm). Ich finde nur mein Regiment,
Graf Reuß!
Warum vermiss' ich Bomsdorf Küraſſiere
Und die Dragoner Götz und Anhalt-Pleß?

Graf Reuß. Nicht, wie vielleicht Ihr sorgt, weil ihre Herzen
Ihm lauer schlügen als die unsrigen;
Es trifft ungünstig sich für die Supplik,
Daß Kottwitz fern in Arnstein kantoniert,
Gesondert von den andern Regimentern,
Die hier bei dieser Stadt im Lager stehn.
Dem Blatt fehlt es an Freiheit, leicht und sicher
Die Kraft nach jeder Richtung zu entfalten.

Natalie. Gleichwohl fällt, dünkt mich, so das Blatt nur leicht.[1]
Seid Ihr gewiß, Herr Graf, wärt Ihr im Ort
Und sprächt die Herrn, die hier versammelt sind,
Sie schlössen gleichfalls dem Gesuch sich an?

Graf Reuß. Hier in der Stadt, mein Fräulein? Kopf für Kopf,
Die ganze Reiterei verpfändete
Mit ihren Namen sich; bei Gott, ich glaube,
Es ließe glücklich eine Subskription
Beim ganzen Heer der Märker sich eröffnen.

Natalie (nach einer Pause). Warum nicht schickt ihr Offiziere ab,
Die das Geschäft im Lager hier betreiben?

Graf Reuß. Vergebt, dem weigerte der Obrist sich.
Er wünsche, sprach er, nichts zu thun, das man
Mit einem übeln Namen taufen könnte.

Natalie. Der wunderliche Herr! Bald kühn, bald zaghaft!
Zum Glück trug mir der Kurfürst, fällt mir ein,
Bedrängt von anderen Geschäften, auf,
An Kottwitz, dem die Stellung dort zu eng,
Zum Marsch hierher die Ordre zu erlassen.
Ich setze gleich mich nieder, es zu thun.
(Sie setzt sich und schreibt.)

Graf Reuß. Beim Himmel, trefflich, Fräulein! Ein Ereignis,
Das günst'ger sich dem Blatt nicht fügen könnte.
Natalie (während sie schreibt). Gebraucht's, Herr Graf von Reuß,
so gut Ihr könnt.
(Sie schließt und siegelt, und steht wieder auf.)
Inzwischen bleibt, versteht, dies Schreiben noch
In Euerm Portefeuille; Ihr geht nicht eher
Damit nach Arnstein ab und gebt's dem Kottwitz,
Bis ich bestimmtern Auftrag Euch erteilt!
(Sie gibt ihm das Schreiben.)
Ein Heiduck (tritt auf). Der Wagen, Fräulein, auf des Herrn
Befehl
Steht angeschirrt im Hof und wartet Eu'r!
Natalie. So fahrt ihn vor; ich komme gleich herab.[1]
(Pause, in welcher sie gedankenvoll an den Tisch tritt und ihre Handschuhe anzieht.)
Wollt Ihr zum Prinz von Homburg mich, Herr Graf,
Den ich zu sprechen willens bin, begleiten?
Euch steht ein Platz in meinem Wagen offen.
Graf Reuß. Mein Fräulein, diese Ehre, in der That —
(Er bietet ihr den Arm.)
Natalie (zu den Hofdamen). Folgt, meine Freundinnen! —
Vielleicht, daß ich
Gleich dort des Briefes wegen mich entscheide. (Alle ab.)

Ort: Gefängnis des Prinzen.

Dritter Auftritt.

Prinz v. Homburg (hängt seinen Hut an die Wand und läßt sich nachlässig auf ein auf der Erde ausgebreitetes Kissen nieder).
Das Leben nennt der Derwisch eine Reise,
Und eine kurze. Freilich, von zwei Spannen
Diesseit der Erde nach zwei Spannen drunter.[2]

Ich will auf halbem Weg mich niederlassen.
Wer heut sein Haupt noch auf der Schulter trägt,
Hängt[1] es schon morgen zitternd auf den Leib,
Und übermorgen liegt's bei seiner Ferse.[2]
Zwar, eine Sonne, sagt man, scheint dort auch,
Und über buntre Felder noch als hier:
Ich glaub's; nur schade, daß das Auge modert,
Das diese Herrlichkeit erblicken soll.

Vierter Auftritt.

Prinzessin **Natalie** tritt auf, geführt von dem Rittmeister Graf **Reuß**. **Hofdamen** folgen. Ihnen voran tritt ein **Läufer** mit einer Fackel. Der Prinz **von Homburg**.

Läufer. Durchlaucht Prinzessin von Oranien.

Prinz v. Homburg (steht auf). Natalie?!

Läufer. Hier ist sie selber schon.

Natalie (verbeugt sich gegen den Grafen Reuß). Laßt uns auf einen Augenblick allein!

(Graf Reuß und der Läufer ab.)

Prinz v. Homburg. Mein teures Fräulein!

Natalie. Lieber, guter Vetter!

Prinz v. Homburg (führt sie vor). Nun sagt, was bringt Ihr? Sprecht, wie steht's mit mir?

Natalie. Gut, alles gut. Wie ich vorher Euch sagte,
Begnadigt seid Ihr, frei; hier ist ein Brief
Von seiner Hand, der es bekräftiget.

Prinz v. Homburg. Es ist nicht möglich, nein, es ist ein Traum!

Natalie. Lest, lest den Brief: so werdet Ihr's erfahren.

Prinz v. Homburg (liest). „Mein Prinz von Homburg, als ich Euch gefangen setzte[3]
Um Eures Angriffs, allzu früh vollbracht,

Da glaubt' ich nichts als meine Pflicht zu thun;
Auf Euern eignen Beifall rechnet' ich.
Meint Ihr, ein Unrecht sei Euch widerfahren,
So bitt' ich, sagt's mir mit zwei Worten,[1]
Und gleich den Degen schick' ich Euch zurück."

(Natalie erblaßt. Pause. Der Prinz sieht sie fragend an.)

Natalie (mit dem Ausdruck plötzlicher Freude). Nun denn, da steht's:
zwei Worte nur bedarf's.
O lieber, süßer Freund! (Sie drückt seine Hand).

Prinz v. Homburg. Mein teures Fräulein!

Natalie. O sel'ge Stunde, die mir aufgegangen!
Hier, nehmt, hier ist die Feder; nehmt und schreibt!

Prinz v. Homburg. Und hier die Unterschrift?

Natalie. Das F., sein Zeichen. —
O, Bork, o freut euch doch! O, seine Milde
Ist uferlos, ich wußt' es, wie die See.[2]
Schafft einen Stuhl nur her, er soll gleich schreiben.

Prinz v. Homburg. Er sagt, wenn ich der Meinung wäre —

Natalie (unterbricht ihn). Freilich!
Geschwind, setzt Euch; ich will es Euch diktieren.

(Sie setzt ihm einen Stuhl hin.)

Prinz v. Homburg. Ich will den Brief noch einmal überlesen.

Natalie (reißt ihm den Brief aus der Hand). Wozu? Saht Ihr
die Gruft nicht schon im Münster
Mit offnem Rachen Euch entgegengähnen?
Der Augenblick ist dringend; sitzt und schreibt!

Prinz v. Homburg (lächelnd). Wahrhaftig, thut Ihr doch,
als würde sie
Mir wie ein Panther übern Nacken kommen.

(Er setzt sich und nimmt eine Feder.)

Natalie (wendet sich und weint). Schreibt, wenn Ihr mich nicht
böse machen wollt!

(Der Prinz klingelt einem Bedienten; der Bediente tritt auf.)

Pr. v. Homburg. Papier und Feder, Wachs und Petschaft mir!

(Der Bediente, nachdem er diese Sachen zusammengesucht, geht wieder ab. Der Prinz schreibt. — Pause.)

Prinz v. Homburg (indem er den Brief, den er angefangen hat, zerreißt und unter den Tisch wirft). Ein dummer Anfang. (Er nimmt ein andres Blatt.)

Natalie (hebt den Brief auf). Wie? was sagtet Ihr?
Mein Gott, das ist ja gut, das ist vortrefflich.

Prinz v. Homburg (in den Bart). Pah, eines Schuftes Fassung, keines Prinzen.
Ich denk' mir eine andre Wendung aus.

(Pause. — Er greift nach des Kurfürsten Brief, den die Prinzessin in der Hand hält.)

Was sagt er eigentlich im Briefe denn?

Natalie (ihn verweigernd). Nichts, gar nichts.

Prinz v. Homburg. Gebt!

Natalie. Ihr last ihn ja.

Prinz v. Homburg (erhascht ihn). Wenngleich:
Ich will nur sehn, wie ich mich fassen soll.

(Er entfaltet und überliest ihn.)

Natalie (für sich). O Gott der Welt, jetzt ist's um ihn geschehn!

Prinz v. Homburg (betroffen). Sieh da — höchst wunderbar, so wahr ich lebe!
Du übersahst die Stelle wohl?

Natalie. Nein. Welche?

Prinz v. Homburg. Mich selber ruft er zur Entscheidung auf.

Natalie. Nun ja.

Prinz v. Homburg. Recht wacker, in der That, recht würdig!
Recht wie ein großes Herz sich fassen muß!

Natalie. O, seine Großmut, Freund, ist ohne Grenzen!
Doch nun thu auch das Deine du und schreib,
Wie er's begehrt: du siehst, es ist der Vorwand,
Die äußre Form nur, deren es bedarf;

Sobald er die zwei Wort' in Händen hat,
Flugs ist der ganze Streit vorbei.

Prinz v. Homburg (legt den Brief weg). Nein, Liebe,
Ich will die Sach' bis morgen überlegen.
Natalie. Du Unbegreiflicher! Welch eine Wendung!
Warum? Weshalb?

Prinz v. Homburg (erhebt sich leidenschaftlich vom Stuhl). Ich bitte, frag' mich nicht.
Du hast des Briefes Inhalt nicht erwogen.
Daß er mir unrecht that, wie's mir bedingt wird,
Das kann ich ihm nicht schreiben; zwingst du mich,
Antwort in dieser Stimmung ihm zu geben,
Bei Gott, so setz' ich hin: Du thust mir recht!

(Er läßt sich wieder mit verschränkten Armen an den Tisch nieder und sieht in den Brief.

Natalie (bleich). Du Rasender, was für ein Wort sprachst du!
(Sie beugt sich gerührt über ihn.)

Prinz v. Homburg (drückt ihr die Hand). Laß, einen Augenblick!
Mir scheint — (Er sinnt.)
Natalie. Was sagst du?
Prinz v. Homburg. Gleich werd' ich wissen, wie ich schreiben soll.
Natalie (schmerzvoll). Homburg!
Prinz v. Homburg (nimmt die Feder). Ich hör'. Was gibt's?
Natalie. Mein süßer Freund,
Die Regung lob' ich, die dein Herz ergriff;
Das aber schwör' ich dir: das Regiment
Ist kommandiert, das dir Versenktem morgen
Aus Karabinern überm Grabeshügel
Versöhnt die Totenfeier halten soll.
Kannst du dem Rechtsspruch, edel wie du bist,
Nicht widerstreben, nicht, ihn aufzuheben,
Thun wie er's hier in diesem Brief verlangt:

Nun, so versichr' ich dich, er faßt sich dir
Erhaben, wie die Sache steht, und läßt
Den Spruch mitleidlos[1] morgen dir vollstrecken!

Prinz v. Homburg (schreibend). Gleichviel.

Natalie. Gleichviel?

Prinz v. Homburg. Er handle, wie er darf;
Mir ziemt's hier, zu verfahren, wie ich soll!

Natalie (tritt erschrocken näher). Du Ungeheuerster, ich glaub', du schreibst —

Prinz v. Homburg (schließt). „Homburg. Gegeben: Fehrbellin, am zwölften[2] —"
Ich bin schon fertig. — Franz!

(Er kouvertiert und siegelt den Brief.)

Natalie. O Gott im Himmel!

Prinz v. Homburg (steht auf). Bring' diesen Brief aufs Schloß zu meinem Herrn.

(Der Bediente ab.)

Ich will ihm, der so würdig vor mir steht,
Nicht ein Unwürd'ger gegenüberstehn,
Schuld ruht, bedeutende, mir auf der Brust,
Wie ich es wohl erkenne; kann er mir
Vergeben nur, wenn ich mit ihm drum streite,
So mag ich nichts von seiner Gnade wissen.

Natalie (küßt ihn). Nimm diesen Kuß! Und bohrten gleich zwölf Kugeln
Dich jetzt in Staub,[3] nicht halten könnt' ich mich,
Und jauchzt' und weint' und spräche: Du gefällst mir!
Inzwischen, wenn du deinem Herzen folgst,
Ist's mir erlaubt, dem meinigen zu folgen. —
Graf Reuß!

(Der Läufer öffnet die Thür; der Graf tritt auf.)

Graf Reuß. Hier!

Natalie. Auf mit Euerm Brief[1]
Nach Arnstein[2] hin zum Obersten von Kottwitz!
Das Regiment bricht auf, der Herr befiehlt's;
Hier noch vor Mitternacht erwart' ich es.

(Alle ab.)

Fünfter Aufzug.

Ort: Saal im Schloß.

Erster Auftritt.

Der Kurfürst kommt, halb entkleidet, aus dem Nebenkabinett; ihm folgen Graf Truchß, Graf Hohenzollern und der Rittmeister von der Golz. — Pagen mit Lichtern.

Kurfürst. Kottwitz? Mit den Dragonern der Prinzessin?
Hier in der Stadt?

Graf Truchß (öffnet das Fenster). Ja, mein erlauchter Herr;
Hier steht er vor dem Schlosse aufmarschiert.

Kurfürst. Nun? — Wollt ihr mir, ihr Herrn, dies Rätsel lösen?
Wer rief ihn her?

Hohenzollern. Das weiß ich nicht, mein Kurfürst.

Kurfürst. Der Standort, den ich ihm bestimmt, heißt Arnstein. —
Geschwind geh einer hin und bring ihn her!

v. d. Golz. Er wird sogleich, o Herr, vor dir erscheinen.

Kurfürst. Wo ist er?

v. d. Golz. Auf dem Rathaus, wie ich höre,
Wo die gesamte Generalität,
Die deinem Hause dient, versammelt ist.

Kurfürst. Weshalb? Zu welchem Zweck?

Hohenzollern. Das weiß ich nicht.

Graf Truchß. Erlaubt, mein Fürst und Herr, daß wir
uns gleichfalls
Auf einen Augenblick dorthin verfügen.
Kurfürst. Wohin? Aufs Rathaus?
Hohenzollern. In der Herrn Versammlung.
Wir gaben unser Wort, uns einzufinden.
Kurfürst (nach einer kurzen Pause). Ihr seid entlassen.
v. d. Golz. Kommt, ihr werten Herrn!

(Die Offiziere ab.)

Zweiter Auftritt.

Der **Kurfürst**. — Späterhin **zwei Bediente**.

Kurfürst. Seltsam! Wenn ich der Dei von Tunis wäre,
Schlüg' ich bei so zweideut'gem Vorfall Lärm,
Die seidne Schnur legt' ich auf meinen Tisch,
Und vor das Thor, verrammt mit Palissaden,
Führt' ich Kanonen und Haubitzen auf.
Doch weil's Hans Kottwitz aus der Priegnitz ist,
Der sich mir naht willkürlich, eigenmächtig,
So will ich mich auf märk'sche Weise fassen:
Von den drei Locken, die man, silberglänzig,
Auf seinem Schädel sieht, faff' ich die eine
Und führ' ihn still, mit seinen zwölf Schwadronen,
Nach Arnstein in sein Hauptquartier zurück.
Wozu die Stadt aus ihrem Schlafe wecken?

(Nachdem er wieder einen Augenblick ans Fenster getreten, geht er an den Tisch und klingelt; zwei **Bediente** treten auf.)

Spring doch herab[1] und frag', als wär's für dich,
Was es im Stadthaus gibt.
Ein Bedienter. Gleich, mein Gebieter.

Kurfürst (zu dem andern). Du aber, geh und bring die Kleider mir!
(Der Bediente geht und bringt sie; der Kurfürst kleidet sich an und legt seinen fürstlichen Schmuck an.)

Dritter Auftritt.

Feldmarschall **Dörfling** tritt auf. — Die **Vorigen.**

Dörfling. Rebellion, mein Kurfürst!

Kurfürst (noch im Ankleiden beschäftigt). Ruhig, ruhig!
Es ist verhaßt mir, wie dir wohl bekannt,
In mein Gemach zu treten ungemeldet.
Was willst du?

Dörfling. Herr, ein Vorfall — du vergibst —
Führt, von besonderem Gewicht, mich her:
Der Oberst Kottwitz rückte unbeordert
Hier in die Stadt; an hundert Offiziere
Sind auf dem Rittersaal um ihn versammelt;
Es geht ein Blatt in ihrem Kreis herum,
Bestimmt in deine Rechte einzugreifen.

Kurfürst. Es ist mir schon bekannt. Was wird es sein,
Als eine Regung zu des Prinzen gunsten,
Dem das Gesetz die Kugel zuerkannte!

Dörfling. So ist's. Beim höchsten Gott, du hast's getroffen!

Kurfürst. Nun gut: so ist mein Herz in ihrer Mitte.

Dörfling. Man sagt, sie wollten heut, die Rasenden,
Die Bittschrift noch im Schloß dir überreichen
Und, falls mit unversöhntem Grimm du auf
Dem Spruch beharrst — kaum wag' ich's dir zu melden —
Aus seiner Haft ihn mit Gewalt befreien.

Kurfürst (finster). Wer hat dir das gesagt?

Dörfling. Wer mir das sagte?
Die Dame Retzow, der du trauen kannst,

Die Base meiner Frau; sie war heut abend
In ihres Ohms, des Drost von Retzow, Haus,
Wo Offiziere, die vom Lager kamen,
Laut diesen dreisten Anschlag äußerten.

Kurfürst. Das muß ein Mann mir sagen, eh ich's glaube.
Mit meinem Stiefel, vor sein Haus gesetzt,
Schütz' ich vor diesen jungen Helden ihn!

Dörfling. Herr, ich beschwöre dich: wenn's überall[1]
Dein Wille ist, den Prinzen zu begnadigen,
Thu's, eh' ein höchstverhaßter Schritt geschehn!
Jedwedes Heer liebt, weißt du, seinen Helden;
Laß diesen Funken nicht, der es durchglüht,
Ein heillos fressend Feuer um sich greifen.
Kottwitz weiß und die Schar, die er versammelt,
Noch nicht, daß dich mein treues Wort gewarnt;
Schick', eh' er noch erscheint, das Schwert dem Prinzen,
Schick's ihm, wie er's zuletzt[2] verdient, zurück:
Du gibst der Zeitung eine Großthat mehr
Und eine Unthat weniger zu melden.

Kurfürst. Da müßt' ich noch den Prinzen erst befragen,
Den Willkür nicht, wie dir bekannt sein wird,
Gefangen nahm und nicht befreien kann.
Ich will die Herren, wenn sie kommen, sprechen.

Dörfling (für sich). Verwünscht! Er ist jedwedem Pfeil gepanzert.

Vierter Auftritt.

Zwei Heiducken treten auf; der eine hält einen Brief in der Hand.
Die **Vorigen.**

Erster Heiduck. Der Oberst Kottwitz, Hennings, Truchß und andre
Erbitten sich Gehör.

Kurfürst (zu dem zweiten, indem er ihm den Brief aus der Hand nimmt). Vom Prinz von Homburg?

Zweiter Heiduck. Ja, mein erlauchter Herr.

Kurfürst. Wer gab ihn dir?

Zweiter Heiduck. Der Schweizer, der am Thor die Wache hält,
Dem ihn des Prinzen Jäger eingehändigt.

Kurfürst (stellt sich an den Tisch und liest; nachdem dies geschehen ist, wendet er sich und ruft einem Pagen). Prittwitz! Das Todesurteil bring mir her.
Und auch den Paß für Gustav Graf von Horn,
Den schwedischen Gesandten, will ich haben.
(Der Page ab.) (Zu dem ersten Heiducken.)
Kottwitz und sein Gefolg', sie sollen kommen!

Fünfter Auftritt.

Obrist **Kottwitz** und Obrist **Hennings**, Graf **Truchß**, Graf **Hohenzollern** und **Sparren**, Graf **Reuß**, Rittmeister von der **Golz** und **Stranz**, und andre Obristen und Offiziere treten auf. Die **Vorigen**.

Kottwitz (mit der Bittschrift). Vergönne, mein erhabner Kurfürst, mir,
Daß ich im Namen des gesamten Heers
In Demut dies Papier dir überreiche!

Kurfürst. Kottwitz, bevor ich's nehme, sag' mir an,
Wer hat dich her nach dieser Stadt gerufen?

Kottwitz (sieht ihn an). Mit den Dragonern?

Kurfürst. Mit dem Regiment.
Arnstein hatt' ich zum Sitz dir angewiesen.

Kottwitz. Herr, deine Ordre hat mich hergerufen.

Kurfürst. Wie? Zeig' die Ordre mir!

Kottwitz. Hier, mein Gebieter.

Kurfürst (liest). „Natalie. Gegeben: Fehrbellin,
In Auftrag meines höchsten Oheims Friedrich."
Kottwitz. Bei Gott, mein Fürst und Herr, ich will nicht hoffen,
Daß dir die Ordre fremd?
Kurfürst. Nicht, nicht. Versteh mich —
Wer ist's, der dir die Ordre überbracht?
Kottwitz. Graf Reuß.
Kurfürst (nach einer augenblicklichen Pause). Vielmehr, ich heiße
dich willkommen.
Dem Oberst Homburg, dem das Recht gesprochen,
Bist du bestimmt mit deinen zwölf Schwadronen
Die letzten Ehren morgen zu erweisen.
Kottwitz (erschrocken). Wie, mein erlauchter Herr?!
Kurfürst (indem er ihm die Ordre wieder gibt). Das Regiment
Steht noch in Nacht und Nebel vor dem Schloß?
Kottwitz. Die Nacht, vergib —
Kurfürst. Warum rückt es nicht ein?
Kottwitz. Mein Fürst, es rückte ein; es hat Quartiere,
Wie du befahlst, in dieser Stadt bezogen.
Kurfürst (mit einer Wendung gegen das Fenster). Wie? Vor zwei
Augenblicken —? Nun beim Himmel,
So hast du Ställe rasch dir ausgemittelt!
Um so viel besser denn. Gegrüßt noch einmal!
Was führt dich her? sag' an; was bringst du Neues?
Kottwitz. Herr, diese Bittschrift deines treuen Heers.
Kurfürst. Gib!
Kottwitz. Doch das Wort, das deiner Lipp' entfiel,
Schlägt alle meine Hoffnungen zu Boden.
Kurfürst. So hebt ein Wort auch wiederum sie auf.

(Er liest.)

„Bittschrift, die allerhöchste Gnad' erflehend
Für unsern Führer, peinlich [1] angeklagt,

Den General Prinz Friedrich Hessen-Homburg —"
(Zu den Offizieren.)
Ein edler Nam', ihr Herrn; unwürdig nicht,
Daß ihr in solcher Zahl euch ihm verwendet.
(Er sieht wieder in das Blatt.)
Die Bittschrift ist verfaßt von wem?

Kottwitz. Von mir.

Kurfürst. Der Prinz ist von dem Inhalt unterrichtet?

Kottwitz. Nicht auf die fernste[1] Weis'; in unsrer Mitte
Ist sie empfangen und vollendet worden.

Kurfürst. Gebt mir auf einen Augenblick Geduld.
(Er tritt an den Tisch und durchsieht die Schrift. — Lange Pause.)
Hm! Sonderbar! Du nimmst, du alter Krieger,
Des Prinzen That in Schutz? Rechtfertigst ihn,
Daß er auf Wrangel stürzte unbeordert?

Kottwitz. Ja, mein erlauchter Herr, das thut der Kottwitz.

Kurfürst. Der Meinung auf dem Schlachtfeld warst du nicht.

Kottwitz. Das hatt' ich schlecht erwogen, mein Gebieter;
Dem Prinzen, der den Krieg gar wohl versteht,
Hätt' ich mich ruhig unterwerfen sollen.
Die Schweden wankten auf dem linken Flügel,
Und auf dem rechten wirkten sie Sukkurs:
Hätt' er auf deine Ordre warten wollen,
Sie faßten Posten wieder in den Schluchten,
Und nimmermehr hättst du den Sieg erkämpft.

Kurfürst. So? Das beliebt dir so vorauszusetzen!
Den Oberst Hennings hatt' ich abgeschickt,
Wie dir bekannt, den schwed'schen Brückenkopf,
Der Wrangels Rücken deckt', hinwegzunehmen.
Wenn ihr die Ordre nicht gebrochen hättet,
Dem Hennings wäre dieser Schlag geglückt;

Die Brücken hätt' er in zwei Stunden Frist
In Brand gesteckt, am Rhyn sich aufgepflanzt,
Und Wrangel wäre ganz, mit Stumpf und Stiel,
In Gräben und Morast vernichtet worden.

Kottwitz. Es ist der Stümper Sache, nicht die deine,
Des Schicksals höchsten Kranz erringen wollen:
Du nahmst bis heut noch stets, was es dir bot.
Der Drache ward, der dir die Marken trotzig
Verwüstete, mit blut'gem Hirn verjagt:
Was konnte mehr an einem Tag geschehn?
Was liegt dir dran, ob er zwei Wochen noch
Erschöpft im Sand liegt und die Wunden heilt?
Die Kunst jetzt lernten wir, ihn zu besiegen,
Und sind voll Lust, sie fürder noch zu üben:
Laß uns den Wrangel rüstig, Brust an Brust,
Noch einmal treffen, so vollendet sich's,
Und in die Ostsee ganz fliegt er hinab!
Rom ward an Einem Tage nicht erbaut. [1]

Kurfürst. Mit welchem Recht, du Thor, erhoffst du das,
Wenn auf dem Schlachtenwagen eigenmächtig
Mir in die Zügel jeder greifen darf?
Meinst du, das Glück werd' immerdar wie jüngst
Mit einem Kranz den Ungehorsam lohnen?
Den Sieg nicht mag ich, der, ein Kind des Zufalls,
Mir von der Bank fällt; [2] das Gesetz will ich,
Die Mutter meiner Krone, [3] aufrecht halten,
Die ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt.

Kottwitz. Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
Das wirken soll in deiner Feldherrn Brust,
Das ist der Buchstab deines Willens nicht;
Das ist das Vaterland, das ist die Krone,
Das bist du selber, dessen Haupt sie trägt.

Was kümmert dich, ich bitte dich, die Regel,
Nach der der Feind sich schlägt:[1] wenn er nur nieder
Vor dir mit allen seinen Fahnen sinkt?
Die Regel, die ihn schlägt, das ist die höchste.
Willst du das Heer, das glühend an dir hängt,
Zu einem Werkzeug machen gleich dem Schwerte,
Das tot in deinem goldnen Gürtel ruht?
Der ärmste Geist, der, in den Sternen[2] fremd,
Zuerst solch eine Lehre gab! Die schlechte
Kurzsicht'ge Staatskunst, die um eines Falles,
Da die Empfindung sich verderblich zeigt,
Zehn andere vergißt im Lauf der Dinge,
Da die Empfindung einzig retten kann!
Schütt' ich mein Blut dir an dem Tag der Schlacht
Für Sold, sei's Geld, sei's Ehre, in den Staub?
Behüte Gott; dazu ist es zu gut.
Was! Meine Lust hab', meine Freude ich
Frei und für mich, im stillen, unabhängig,
An deiner Trefflichkeit und Herrlichkeit,
Am Ruhm und Wachstum deines großen Namens;
Das ist der Lohn, dem sich mein Herz verkauft!
Gesetzt, um dieses unberufnen Siegs
Brächst du dem Prinzen jetzt den Stab; und ich,
Ich träfe morgen gleichfalls unberufen
Den Sieg wo irgend zwischen Wald und Felsen
Mit den Schwadronen, wie ein Schäfer, an:
Bei Gott, ein Schelm müßt' ich doch sein, wenn ich
Des Prinzen That nicht munter wiederholte.
Und sprächst du, das Gesetzbuch in der Hand:
Kottwitz, du hast den Kopf verwirkt! — so sagt' ich:
Das wußt' ich, Herr; da nimm ihn hin, hier ist er;[3]
Als mich ein Eid an deine Krone band

Mit Haut und Haar, nahm ich den Kopf nicht aus,
Und nichts dir gäb' ich, was nicht dein gehörte.

Kurfürst. Mit dir, du alter wunderlicher Herr,
Werd' ich nicht fertig; es besticht dein Wort
Mich, mit arglist'ger Rednerkunst gesetzt,
Mich, den du weißt dir zugethan, und einen
Sachwalter ruf' ich mir, den Streit zu enden,
Der meine Sache führt.

(Er klingelt; ein **Bedienter** tritt auf.)

Der Prinz von Homburg,
Man führ' aus dem Gefängnis ihn hierher!

(Der **Bediente** ab.)

Der wird dich lehren, das versichr' ich dich,
Was Kriegszucht und Gehorsam sei. Ein Schreiben
Schickt' er mir mindstens zu, das anders lautet
Als der spitzfind'ge Lehrbegriff der Freiheit,
Den du hier wie ein Knabe mir entfaltet.

(Er stellt sich wieder an den Tisch und liest.)

Kottwitz (erstaunt). Wen holt — wen ruft —?

Hennings. Ihn selber?

Graf Truchß. Nein, unmöglich!

(Die **Offiziere** treten unruhig zusammen und sprechen miteinander.)

Kurfürst. Von wem ist diese zweite Zuschrift hier?

Hohenzollern. Von mir, mein Fürst.

Kurfürst (liest). „Beweis, daß Kurfürst Friedrich
Des Prinzen That selbst" — Nun beim Himmel,
Das nenn' ich keck!
Was! Die Veranlassung, du wälzest sie, des Frevels,
Den er sich in der Schlacht erlaubt, auf mich?

Hohenzollern. Auf dich, mein Kurfürst; ja, ich, Hohenzollern.

Kurfürst. Nun denn, bei Gott, das übersteigt die Fabel!
Der eine zeigt mir, daß nicht schuldig er,

Der andre gar mir, daß der Schuld'ge ich!
Womit wirst solchen Satz du mir beweisen?

Hohenzollern. Du wirst dich jener Nacht, o Herr, erinnern,
Da wir den Prinzen, tief versenkt im Schlaf,
Im Garten unter den Platanen fanden:
Vom Sieg des nächsten Tages mocht' er träumen,
Und einen Lorbeer hielt er in der Hand.
Du, gleichsam um sein tiefes[1] Herz zu prüfen,
Nahmst ihm den Kranz hinweg, die Kette schlugst[2] du,
Die dir vom Hals hängt, lächelnd um das Laub
Und reichtest Kranz und Kette, so verschlungen,
Dem Fräulein, deiner edlen Nichte, hin.
Der Prinz steht bei so wunderbarem Anblick
Errötend auf; so süße Dinge will er,
Und von so lieber Hand gereicht, ergreifen:
Du aber, die Prinzessin rückwärts führend,
Entziehst dich eilig ihm; die Thür' empfängt dich,
Jungfrau und Kett' und Lorbeerkranz verschwinden,
Und einsam — einen Handschuh in der Hand,
Den er, nicht weiß er selber, wem entrissen —
Im Schoß der Mitternacht bleibt er zurück.

Kurfürst. Welch einen Handschuh?

Hohenzollern. Herr, laß mich vollenden.
Die Sache war ein Scherz; jedoch von welcher
Bedeutung ihm, das lernt' ich bald erkennen;
Denn da ich durch des Gartens hintre Pforte
Jetzt zu ihm schleich', als wär's von ungefähr,
Und ihn erweck', und er die Sinne sammelt:
Gießt die Erinnrung Freude über ihn,
Nichts Rührenders fürwahr kannst du dir denken.
Den ganzen Vorfall, gleich als wär's ein Traum,
Trägt er bis auf den kleinsten Zug mir vor:

So lebhaft, meint' er, hab' er nie geträumt;
Und fester Glaube baut sich in ihm auf,
Der Himmel hab' ein Zeichen ihm gegeben,
Es werde alles, was sein Geist gesehn,
Jungfrau und Lorbeerkranz und Ehrenschmuck,
Gott an dem Tag der nächsten Schlacht ihm schenken.

Kurfürst. Hm! Sonderbar! Und jener Handschuh?

Hohenzollern. Ja,
Dies Stück des Traums, das ihm verkörpert ward,
Zerstört zugleich und kräftigt seinen Glauben.
Zuerst mit großem Aug'[1] sieht er ihn an:
Weiß ist die Farb', er scheint nach Art und Bildung
Von einer Dame Hand, doch weil er keine
Zu Nacht, der er entnommen könnte sein,
Im Garten sprach — durchkreuzt in seinem Dichten
Von mir, der zur Parol' aufs Schloß ihn ruft:
Vergißt er, was er nicht begreifen kann,
Und steckt zerstreut den Handschuh ins Kollett.

Kurfürst. Nun, drauf?

Hohenzollern. Drauf tritt er nun, mit Stift und Tafel,
Ins Schloß, aus des Feldmarschalls Mund in frommer
Aufmerksamkeit den Schlachtbefehl zu hören.
Die Fürstin und Prinzessin, reisefertig,
Befinden grad' im Herrensaal sich auch:
Doch wer ermißt das ungeheure Staunen,
Das ihn ergreift, da die Prinzeß den Handschuh,
Den er sich ins Kollett gesteckt, vermißt!
Der Marschall ruft zu wiederholten Malen:
Herr Prinz von Homburg! — Was befiehlt mein Marschall?
Entegegnet er und will die Sinne sammeln;
Doch er, von Wundern ganz umringt — der Donner
Des Himmels hätte niederfallen können — (Er hält inne.)

Kurfürst. War's der Prinzessin Handschuh?
Hohenzollern. Allerdings.

(Der Kurfürst fällt in Gedanken.)

Hohenzollern (fährt fort). Ein Stein ist er; den Bleistift in der Hand,
Steht er zwar da und scheint ein Lebender,
Doch die Empfindung wie durch Zauberschläge
In ihm verlöscht. Und erst am andern Morgen,
Da das Geschütz schon in den Reihen donnert,
Kehrt er ins Dasein wieder und befragt mich:
„Liebster, was hat schon Dörfling, sag' mir's, gestern
Beim Schlachtbefehl, mich treffend, vorgebracht?"

Dörfling. Herr, die Erzählung wahrlich unterschreib' ich.
Der Prinz, erinnr' ich mich, von meiner Rede
Vernahm kein Wort; zerstreut sah ich ihn oft,
Jedoch in solchem Grad abwesend ganz
Aus seiner Brust[1] noch nie als diesen Tag.

Kurfürst. Und nun, wenn ich dich anders recht verstehe,
Türmst du wie folgt das Schlußgebäu mir auf:
Hätt' ich mit dieses jungen Träumers Zustand
Zweideutig nicht gescherzt, so blieb er schuldlos,
Bei der Parole wär' er nicht zerstreut,
Nicht widerspenstig in der Schlacht gewesen.
Nicht, nicht? Das ist die Meinung?

Hohenzollern. Mein Gebieter,
Das überlass' ich jetzt dir, zu ergänzen.

Kurfürst. Thor, der du bist, Blödsinn'ger! Hättest du
Nicht in den Garten mich hinabgerufen,
So hätt' ich, einem Trieb der Neugier folgend,
Mit diesem Träumer harmlos nicht gescherzt.
Mithin behaupt' ich ganz mit gleichem Recht:

Der sein Versehn veranlaßt hat, warst du! —
Die delph'sche Weisheit meiner Offiziere! [1]

Hohenzollern. Es ist genug, mein Kurfürst; ich bin sicher,
Mein Wort fiel, ein Gewicht, in deine Brust. [2]

Sechster Auftritt.

Ein Offizier tritt auf. — Die Vorigen.

Offizier. Der Prinz, o Herr, wird augenblicks erscheinen.

Kurfürst. Wohlan, laßt ihn herein.

Offizier. In zwei Minuten.
Er ließ nur flüchtig, im Vorübergehn,
Durch einen Pförtner sich den Kirchhof öffnen.

Kurfürst. Den Kirchhof?

Offizier. Ja, mein Fürst und Herr.

Kurfürst. Weshalb?

Offizier. Die Wahrheit zu gestehn, ich weiß es nicht;
Es schien, das Grabgewölb wünscht' er zu sehen,
Das dein Gebot ihm dort eröffnen ließ.

(Die Obersten treten zusammen und sprechen miteinander.)

Kurfürst. Gleichviel! Sobald er kömmt, laßt ihn herein.

(Er tritt wieder an den Tisch und sieht in die Papiere.)

Graf Truchß. Da führt die Wache schon den Prinzen her.

Siebenter Auftritt.

Der Prinz von Homburg tritt auf. Ein Offizier mit Wache. — Die Vorigen.

Kurfürst. Mein junger Prinz, Euch ruf' ich mir zu Hilfe.
Der Obrist Kottwitz bringt zu gunsten Eurer [3]

Mir dieses Blatt hier, schaut, in langer Reihe
Von hundert Edelleuten unterzeichnet;
Das Heer begehre, heißt es, Eure Freiheit
Und billige den Spruch des Kriegsrechts nicht.
Lest, bitt' ich, selbst und unterrichtet Euch!
(Er gibt ihm das Blatt.)

Prinz v. Homburg (nachdem er einen Blick hineingethan, wendet sich und sieht sich im Kreis der Offiziere um). Kottwitz, gib dein Hand mir, alter Freund;
Du thust mir mehr, als ich am Tag der Schlacht
Um dich verdient! Doch jetzt geschwind geh hin
Nach Arnstein wiederum, von wo du kamst,
Und rühr' dich nicht; ich hab's mir überlegt,
Ich will den Tod, der mir erkannt, erdulden.
(Er übergibt ihm die Schrift.)

Kottwitz (betroffen). Nein, nimmermehr, mein Prinz! Was sprichst du da?

Hohenzollern. Er will den Tod —

Graf Truchß. Er soll und darf nicht sterben

Mehrere Offiziere (vordringend). Mein Herr und Kurfürst! — Mein Gebieter! — Hör' uns!

Prinz v. Homburg. Ruhig! Es ist mein unbeugsamer Wille
Ich will das heilige Gesetz des Kriegs,
Das ich verletzt im Angesicht des Heers,
Durch einen freien Tod verherrlichen.
Was kann der Sieg euch, meine Brüder, gelten,
Der eine, dürftige, den ich vielleicht
Dem Wrangel noch entreiße, dem Triumph
Verglichen über den verderblichsten
Der Feind' in uns, den Trotz, den Uebermut,
Errungen glorreich morgen? Es erliege
Der Fremdling, der uns unterjochen will,

Und frei auf mütterlichem Grund behaupte
Der Brandenburger sich; denn sein ist er,
Und seiner Fluren Pracht nur ihm erbaut!

Kottwitz (gerührt). Mein Sohn — mein liebster Freund — wie nenn' ich dich?

Graf Truchß. O Gott der Welt!

Kottwitz. Laß deine Hand mich küssen!

(Sie drängen sich um ihn.)

Prinz v. Homburg (wendet sich zum Kurfürsten). Doch dir, mein Fürst, der einen süßern Namen
Dereinst mir führte, leider jetzt verscherzt,
Dir leg' ich tiefbewegt zu Füßen mich.
Vergib, wenn ich am Tage der Entscheidung
Mit übereiltem Eifer dir gedient!
Der Tod wäscht jetzt von jeder Schuld mich rein.
Laß meinem Herzen, das versöhnt und heiter
Sich deinem Rechtsspruch unterwirft, den Trost,
Daß deine Brust auch jedem Groll entsagt;
Und in der Abschiedsstunde, des zum Zeichen,
Bewill'ge huldreich eine Gnade mir!

Kurfürst. Sprich, junger Held; was ist's, das du begehrst?
Mein Wort verpfänd' ich dir und Ritterehre,
Was es auch sei, es ist dir zugestanden.

Prinz v. Homburg. Erkauf', o Herr, mit deiner Nichte Hand
Von Gustav Karl[1] den Frieden nicht! Hinweg
Mit diesem Unterhändler aus dem Lager,
Der solchen Antrag ehrlos dir gemacht:
Mit Kettenkugeln schreib' die Antwort ihm!

Kurfürst (küßt seine Stirn). Sei's, wie du sagst; mit diesem Kuß, mein Sohn,
Bewilligt sei die letzte Bitte dir.
Was auch bedarf es dieses Opfers noch,

Vom Mißglück[1] nur des Kriegs mir abgerungen:
Blüht doch aus jedem Wort, das du gesprochen,
Jetzt mir ein Sieg auf, der zu Staub ihn malmt!
Prinz Homburgs Braut sei sie, werd' ich ihm schreiben,
Der Fehrbellins halb dem Gesetz verfiel,
Und seinem Geist, tot vor den Fahnen schreitend,
Kämpf' er auf dem Gefild der Schlacht sie ab!

(Er küßt ihn noch einmal und erhebt ihn.)

Prinz v. Homburg. Nun sieh, jetzt schenkteſt du das Leben mir!
Nun fleh' ich jeden Segen dir herab,
Den von dem Thron der Wolken Seraphim'[2]
Auf Heldenhäupter jauchzend niederschütten:
Geh und bekrieg', o Herr, und überwinde
Den Weltkreis, der dir trotzt — denn du bist's wert!

Kurfürst. Wache, führt ihn zurück in sein Gefängnis!

Achter Auftritt.

Natalie und die **Kurfürstin** zeigen sich unter der Thür, **Hofdamen** folgen. — Die **Vorigen.**

Natalie. O, Mutter, laß! Was sprichst du mir von Sitte?
Die höchst' in solcher Stund' ist, ihn zu lieben! —
Mein teurer unglückſel'ger Freund!

Prinz v. Homburg (bricht auf). Hinweg!

Graf Truchß (hält ihn). Nein, nimmermehr, mein Prinz!

(Mehre **Offiziere** treten ihm in den Weg.)

Prinz v. Homburg. Führt mich hinweg!

Hohenzollern. Mein Kurfürst, kann dein Herz —

Prinz v. Homburg (reißt sich los). Tyrannen, wollt ihr
Hinaus an Ketten mich zum Richtplatz schleifen?
Fort! Mit der Welt schloß ich die Rechnung ab!

(Ab, mit Wache.)

Natalie (indem sie sich an die Brust der Tante legt). O Erde, nimm
in deinen Schoß mich auf:
Wozu das Licht der Sonne länger schauen?

Neunter Auftritt.

(Die **Vorigen** ohne den **Prinzen von Homburg**).

Dörfling. O Gott der Welt, mußt' es bis dahin kommen!

(Der **Kurfürst** spricht heimlich und angelegentlich mit einem **Offizier**.)

Kottwitz (kalt). Mein Fürst und Herr, nach dem, was vorgefallen,
Sind wir entlassen?

Kurfürst. Nein, zur Stund' noch nicht;
Dir sag' ich's an, wenn du entlassen bist.

(Er fixiert ihn eine Weile mit den Augen; alsdann nimmt er die Papiere, die ihm der Page gebracht hat, vom Tisch und wendet sich damit zum **Feldmarschall**.)

Hier diesen Paß dem schwed'schen Grafen Horn:
Es wär' des Prinzen, meines Vetters, Bitte,
Die ich verpflichtet wäre zu erfüllen;
Der Krieg heb' in drei Tagen wieder an.

(Pause. — Er wirft einen Blick in das Todesurteil.)

Ja, urteilt selbst, ihr Herrn! Der Prinz von Homburg
Hat im verflossenen Jahr durch Trotz und Leichtsinn
Um zwei der schönsten Siege mich gebracht;
Den dritten auch hat er mir schwer gekränkt:
Die Schule dieser Tage durchgegangen,
Wollt ihr's zum vierten Male mit ihm wagen?

Kottwitz und **Truchß** (durcheinander). Wie, mein vergöttert —
angebeteter —

Kurfürst. Wollt ihr? Wollt ihr?

Kottwitz. Bei dem lebend'gen Gott,
Du könntest an Verderbens Abgrund stehn,

Daß er, um dir zu helfen, dich zu retten,
Auch nicht das Schwert mehr zückte ungerufen!

Kurfürst (zerreißt das Todesurteil). So folgt, ihr Freunde, in den Garten mir!

(Alle ab.)

Ort: Schloß, mit der Rampe, die in den Garten hinabführt; wie im ersten Aufzug. — Es ist wieder Nacht.

Zehnter Auftritt.

Der **Prinz von Homburg** wird vom Rittmeister **Stranz** mit verbundenen Augen durch das untere Gartengitter aufgeführt. **Offiziere** mit Wache. — In der Ferne hört man Trommeln des Totenmarsches.

Pr. v. Homburg. Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein:[1]
Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen
Mit Glanz der tausendfachen Sonne zu!
Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern,
Durch stille Aetherräume schwingt[2] mein Geist;
Und wie ein Schiff, vom Hauch des Winds entführt,
Die muntre Hafenstadt versinken sieht,
So geht mir dämmernd alles Leben unter:
Jetzt unterscheid' ich Farben noch und Formen,
Und jetzt liegt Nebel[3] alles unter mir![4]

(Er setzt sich auf die Bank, die in der Mitte des Platzes um die Eiche aufgeschlagen ist; der Rittmeister **Stranz** entfernt sich von ihm und sieht nach der Rampe hinauf.)

Ach, wie die Nachtviole lieblich duftet!
Spürst du es nicht?

Stranz (kommt wieder zu ihm zurück). Es sind Levkoi'n und Nelken.

Pr. v. Homburg. Levkoi'n — wie kommen die hierher?

Stranz. Ich weiß nicht.

Es scheint, ein Mädchen hat sie hier gepflanzt.
Kann ich dir eine Nelke reichen?

Pr. v. Homburg. Lieber!
Ich will zu Hause sie in Wasser setzen.

Elfter Auftritt.

Der **Kurfürst** mit dem Lorberkranz, um welchen die goldene Kette geschlungen ist, **Kurfürstin**, Prinzessin **Natalie**, Feldmarschall **Dörfling**, Obrist **Kottwitz**, **Hohenzollern**, **Golz** u. a., **Hofdamen**, **Offiziere** und Fackeln erscheinen auf der Rampe des Schlosses. — **Hohenzollern** tritt, mit einem Tuche, an das Geländer und winkt dem Rittmeister **Stranz**, worauf dieser den **Prinzen von Homburg** verläßt und im Hintergrund mit der Wache spricht.

Pr. v. Homburg. Lieber, was für ein Glanz verbreitet sich?
Stranz (kehrt zu ihm zurück). Mein Prinz, willst du gefällig
dich erheben?

Pr. v. Homburg. Was gibt es?
Stranz. Nichts, das dich erschrecken dürfte.
Die Augen bloß will ich dir wieder öffnen.

Pr. v. Homburg. Schlug meiner Leiden letzte Stunde?
Stranz. Ja.
Heil dir und Segen, denn du bist es wert!

(Der **Kurfürst** gibt den Kranz, an welchem die Kette hängt, der **Prinzessin**, nimmt sie bei der Hand und führt sie die Rampe hinab. **Herren** und **Damen** folgen. Die **Prinzessin** tritt, umgeben von Fackeln, vor den **Prinzen**, welcher erstaunt aufsteht, setzt ihm den Kranz auf, hängt ihm die Kette um und drückt seine Hand an ihr Herz. Der **Prinz** fällt in Ohnmacht.)

Natalie. Himmel, die Freude tötet ihn!
Hohenzollern (faßt ihn auf). Zu Hilfe!
Kurfürst. Laßt den Kanonendonner ihn erwecken!

(Kanonenschüsse. Ein Marsch. Das Schloß erleuchtet sich.)

Kottwitz. Heil, Heil dem Prinz von Homburg.
Die Offiziere. Heil! Heil! Heil!

Alle. Dem Sieger in der Schlacht bei Fehrbellin!

(Augenblickliches Stillschweigen.)

Pr. v. Homburg. Nein, sagt, ist es ein Traum?

Kottwitz. Ein Traum; was sonst?

Mehrere Offiziere. Ins Feld! Ins Feld!

Graf Truchß. Zur Schlacht!

Dörfling. Zum Sieg! Zum Sieg!

Alle. In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!

Anmerkungen.

S. 1. [1] Fehrbellin hat seinen Namen von einer alten Burg „Bellin", die dem Ländchen, dessen Hauptort F. war, den Namen gab, und von Fehre (Fähre), weil bis zum J. 1616, wo der Kurfürst eine Brücke bauen ließ, der Uebergang über den Rhyn durch eine Fähre vermittelt wurde. In offiziellen Aktenstücken, selbst in Briefen des Großen Kurfürsten, wird es Fähr-Berlin genannt. Der Ort war zur Zeit der Schlacht noch von den Schweden besetzt. S. d. Einl. — [2] Rampe: in Norddeutschland gebräuchlicher Ausdruck für den von zwei Seiten sanft aufsteigenden, mit einem Geländer versehenen Aufgang zum Portal eines Schlosses, der auch zur Auffahrt benutzt werden kann. — [3] V. 6. Befehl ward ihm: eine Anakoluthie. Das Subjekt: Der Pr. v. Homburg, das durch Nebensätze von seinem Prädikat getrennt ist, erscheint nun als Objekt; eine Unregelmäßigkeit, die bei lebhafter Rede, namentlich im oratorischen Stil nicht selten vorkommt und den Eindruck des Unmittelbaren macht. — [4] V. 9. Der sich ꝛc.: harte Trennung des Relativs vom Subst., bei Kl. sehr häufig, z. B. V. 95. — [5] V. 9. Rhyn, Rhynfluß V. 252, heutige Schreibart Rhin, ein Flüßchen, das in mehreren Armen den Havelseen entfließend und bei Fehrbellin vereinigt, unterhalb in die Havel mündet. — [6] V. 10. Hackelberge, Verwechselung mit dem Dorfe Hakenberg.

S. 2. [1] V. 13. Die Chefs — gemessen instruiert, wirft er ꝛc.: grammatisch nicht zu billigende Verkürzung des aktiven Satzes. — [2] V. 19. Sechsfüßiger Vers. S. Einl. wo sämtliche Inkorrektheiten des Verses angegeben sind. — [3] V. 20. Vierfüßiger Vers. — [4] V. 28. Einzuwinden.

ungewöhnlicher Ausdruck, der sich kaum rechtfertigen läßt. In dem patriotischen Aufsatz von 1809: Was gilt es in diesem Kriege? (Köpke S. 97) wird unter vielen andern auch die Frage aufgeworfen: „Gilt es den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürsten, der in dem Duft einer lieblichen Sommernacht von Lorbeeren geträumt hat?" Offenbar hat den Dichter dies in seiner Phantasie noch lebende Bild zu dessen Verkörperung in der Person des Prinzen angeregt. — 5 V. 33. Des Arzts ꝛc. Ich habe das e der Endung des Verses wegen gestrichen; die Härte der Lautverbindung scheint mir weniger empfindlich, als die durch die überschießende Silbe entstehende rhythmische Härte, die durch die Verteilung der Zeile auf zwei Personen nur wenig gemildert wird.

S. 3. 1 V. 46. Shakespeare'sche Reminiszenz. — 2 V. 58. Ihm: älterer Gebrauch statt des reflexiven sich.

S. 4. 1 V. 77 ff. Der Dichter nimmt sich die Freiheit, gegen die wirkliche Erscheinung zu verstoßen. Sein Nachtwandler erwacht weder durch die Worte des Kurfürsten, die doch nicht so leise gesprochen wurden, daß der Prinz sie nicht hätte hören können, noch durch das Geräusch des Thürzuschlagens.

S. 5. 1 V. 79. Still die Cikade! ergänze: still soll die C. sein. — 2 V. 85. im Weizenfeld hält sich noch im Bild der Cikade. — 3 V. 87. Arthur! Der Ausruf bildet einen Vers für sich. S. Einl.

S. 6. 1 V. 94. Lieber: ein Lieblingsausdruck des Schlafwandlers. — 2 V. 95. Die Reiterei ist, die ꝛc. Trennung des Relativs von seinem Substantiv. S. V. 9. — 3 V. 102. Heinz, Shakespeare'sche Reminiszenz. — 4 V. 108. Gleich! gleich! Shakespeare'sche Reminiszenz.

S. 7. 1 V. 117. Sechsfüßiger Vers. — 2 V. 124. Halb auf zwölf. Kl. hat verschiedene Formeln für die Bestimmung der Stunde. So V. 126 Glock zehn. Zerbr. Krug IV. Glock achte; VII. Uhr elfe, Glock zehn Uhr, Glock eilf; IX. Glock acht, Glock halb auf eilf; X. Glock halb sechs. — 3 u. 4 V. 129 u. 131. Hackelwitz—Wrangel. Ueber die Oertlichkeiten der Schlacht und die an derselben beteiligten oder im Drama vorkommenden Personen s. d. Einl. — 5 V. 132. Gleichviel = gleichgültig, einerlei, ein bei Kl. beliebter Ausdruck. S. d. Einl. — 6 V. 136. Parol', eigentlich

Ordre. Parole oder Losung ist das geheime Wort, das ausgegeben wird als Erkennungszeichen; Ordre ist der Befehl für die Kommandierenden, sie wird im nächsten Auftritt erteilt.

S. 8. [1] V. 145. Der Menschen. Der Genitiv getrennt von dem regierenden Substantiv; sehr häufig bei Kl. Hier ist diese Trennung, da auf den Genitiv ein Relativsatz folgt, weniger empfindlich, als z. B. im „Amphitryon" I. 1 „und den Bericht bist du ihr dann, vollständig und mit Rednerkunst gesetzt, des Treffens schuldig. — [2] V. 146. Vierfüßiger Vers. — [3] V. 147. Schon, wohl mundartlich statt denn oder doch. — [4] V. 149. Lieber s. V. 94. — [5] V. 154. Meinst. Wir haben das e der Endung als den Vers störend getilgt. — [6] V. 154. Gleichviel, gleichviel s. V. 132.

S. 9. [1] u. [2] V. 164 s. V. 94.

S. 10. [1] V. 199. Lieb'. Wir haben das e des Verses wegen getilgt. — [2] V. 201. Sechsfüßiger Vers. — [3] V. 206. Lieber s. V. 94. — [4] V. 207. Sechsfüßiger Vers. — [5] V. 209. In unser Lager hat das Original. Kl. hat öfter diese ungewöhnliche, aber nicht unrichtige Konstruktion, die auf einer Verwechselung des synonymen eintreffen und kommen beruht.

S. 11. [1] V. 214. Sechsfüßiger Vers. — [2] V. 218. Mich auszuruhen. Das Reflexiv ist mehr mundartlich, wie sich eilen.

S. 12. [1] V. 233. Elisa. Die zweite Gemahlin hieß Dorothea. S. d. Einl. — [2] V. 248. Der Plan ist, wie die geschichtliche Darstellung zeigt, ganz willkürlich erfunden, wie auch der Verlauf der Schlacht; ein Brückenkopf am Rhynfluß (V. 251) war nur bei Fehrbellin selbst, nicht bei Hakenberg, das nicht am Fluß liegt.

S. 13. [1] V. 253. Sechsfüßiger Vers. Man muß aber den Zwischenruf hier! als nicht zum Vers gehörend betrachten. Ebenso das hier! in V. 259 s. Einl. — [2] V. 257. Sechsfüßiger Vers. — [3] V. 258. Vierfüßiger Vers. — [4] V. 259. Der Zwischenruf hier gehört nicht zum Vers, s. V. 253. — [5] V. 260. Sechsfüßiger Vers. — [6] V. 269. Der Prinz von Homburg: abgebrochener Vers, s. Einl. — [7] V. 274. Der ganzen — Reiterei. Der Genitiv wieder von dem regierenden Subst. getrennt, wie V. 145.

S. 14. [1] V. 279. In der Klammer: herüber, statt des grammatisch richtigen hinüber. — [2] V. 280. Sechsfüßiger Vers.

S. 15. [1] V. 298. Sechsfüßiger Vers, s. Einl.

S. 16. [1] V. 312. Fanfare: ein Trompetensignal zum Angriff der Reiterei oder zur Ausführung irgend eines Befehls. — [2] V. 313. Stören = Störung machen.

S. 17. [1] V. 328. Sechsfüßiger Vers. — [2] V. 331. Eh', hier ungebräuchliches Adverb statt des gewöhnlichen eher gebraucht, ebenso V. 874. — [3] V. 332. Abgebrochener Vers, s. Einl.

S. 18. [1] V. 348. Des Rheins, wieder der Genitiv von seinem regierenden Substantiv getrennt, wie V. 145 u. 274. — [2] V. 349. Zwei Siege hast verscherzt, ist wohl nur eine nicht zu rechtfertigende Erfindung des Dichters. Wie willkürlich der Dichter mit den Thatsachen und Personen verfahren hat, ist in der Einleitung dargelegt worden. Der Feldzug des Jahres 1674 im Elsaß wurde vereitelt durch die zögernde Eifersucht des österreichischen Oberfelderrn Bournonville; schon am 8. Okt. hätte Turenne in den Engpässen bei Zabern geschlagen werden können, wenn ihm nicht Bournonville Zeit gelassen hätte zu vorteilhafteren Positionen und zu Verstärkungen. Der Kurfürst, darüber verstimmt, wäre damals schon nach den Niederlanden abgezogen, wenn ihn nicht der Wunsch des Kaisers zurückgehalten hätte. Unterdes stellten die Niederländer die Feindseligkeiten ein und das Heer Condés konnte Turenne zu Hilfe kommen. Der Kurfürst suchte nun den Einfall der Feinde von Belfort aus in den Ober-Elsaß zu verhindern. In Kolmar erhielt er die erschütternde Nachricht von dem Tode seines trefflichen ältesten Sohnes, der am 27. Nov. in Straßburg dem Fieber erlag. Trotz dem ungeheuren Schmerz über diesen Verlust traf der Kurfürst alle Anstalten, den Einfall des Feindes zu verhindern; aber die Saumseligkeit des österreichischen Feldherrn vereitelte den Plan. Es gelang Turenne in mehreren kleinen Treffen einzelne Abteilungen zurückzuwerfen und am 28. Dez. das Zentrum der deutschen Armee bei Türkheim zu durchbrechen. Um nicht von Straßburg und der Rheinbrücke abgeschnitten zu werden, mußte man zurückziehen und der Elsaß blieb in den Händen der Franzosen. Auf diesem Rückzug erhielt der Kurfürst die erste Nachricht von dem Einfall der Schweden

in die Mark und nahm die Winterquartiere in Franken (Schweinfurt). — 3 V. 355. Du, dem der hat Julian Schmidt richtig verbessert für der dem ..., was nur ein von Tieck übersehener Schreib- oder Druckfehler der ersten Ausgabe sein kann.

S. 19. 1 V. 365. Kurzes Kommando für: Halt soll hier die Reiterei machen, und es werde abgesessen! Der Schlachtplan und dessen Ausführung im einzelnen sind Erfindung des Dichters, sowie der ganze weitere Verlauf der Handlung. — 2 V. 367. Uff! hat Jul. Schmidt richtig verbessert. Es ist eigentlich nur ein Laut des Ausschnaufens nach atembeschwerender Bewegung. Das Auf! des Originals gibt diesen Laut nicht; die Aenderung von Karl Siegen Ouf ist fremdartig. — 3 V. 367. Daß die Pest mich! Man sollte eher dich, nämlich die Gicht denken und hole! ergänzen, was ein gewöhnliches Fluchwort ist.

S. 20. 1 V. 379. Scheute sich, mundartlich; in der Schriftsprache intransitiv = erschreckt zurückweichen. Das reflexive sich scheuen vor etwas oder mit verkürztem Substantiv-Nebensatz bedeutet: Scheu haben.

S. 21. 1 V. 404. Anapästischer Anfang. — 2 V. 415. Vierfüßiger Vers. — 3 V. 416. Schon, mundartlich, s. V. 147.

S. 22. 1 V. 438. Aus Feuerschlünden loswirken, vielleicht, wie J. Schmidt bemerkt, damals Modeausdruck bei den Offizieren.

S. 23. 1 V. 444. Vierfüßiger Vers. — 2 V. 448. Sechsfüßiger Vers. — 3 V. 453. Bedecken, gewöhnlich decken = schützen. — 4 V. 461. Grabmal, richtiger Grab.

S. 24. 1 V. 478 f. Unklares Bild. — 2 V. 480. Marsch ist als imperativisches Befehlwort nicht mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben.

S. 25. 1 V. 489. Vierfüßiger Vers.

S. 26. 1 V. 503. Braucht es mit Genitiv. Das Impersonale seltner = bedarf es. — 2 V. 504. Im vierten Fuß ein Anapäst. — 3 V. 510. Der Vers ist nach der Originalausgabe hergestellt; Tieck und J. Schmidt haben wegen des ungewöhnlichen bleicht zu verbessern geglaubt: Meine Mutter! — Gott! Sie erbleicht ꝛc., wodurch aber der Vers entstellt ist. Bleicht für erbleicht findet sich auch in Käthchen v. H. IV. 6: Was gibt's? Sag an! Du bleichst?, wo Tieck geändert hat: Was gibt's? Sprich! Du erbleichst? Das einfache intransitive

Verb starker Konjugation ist, wenn auch jetzt ungewöhnlich, doch richtig. Im 18. Jahrhundert kommt es in Poesieen noch vor, z. B. wie bleicht sein Angesicht? in Picanders (Henrici) Text der Passionsmusik von J. S. Bach. — 4 Der Rittmeister von Mörner wurde in der Schlacht von dem Obersten Wachtmeister getötet.

S. 27. 1 V. 517. Sechsfüßiger Vers. — 2 In der Parenthese vor V. 524 tritt — vor ihr. Obgleich sich Kl. gar häufig in der Rektion der Präpositionen auffallende wohl zum Teil mundartliche Freiheiten erlaubt, berechtigt uns das doch nicht, ihn zu verbessern, vgl. V. 906: auf Gottes rechter Seite wirst. Hermannsschlacht IV. 7: zerlegt in Stücken sie; V. 3: legt sie in Stricken; V. 14: in Splittern völlig fällt es auseinander, s. Einl. — 3 V. 532. Knickend, hier intransitiv = zusammenbrechend, was nur in der Verbindung mit zusammen oder ein gebräuchlich ist. Sonst wird das einfache Verb nur faktitiv gebraucht: machen, daß etwas bricht, z. B. der Hagel hat die Aehren geknickt.

S. 28. 1 V. 545. In Staub, s. V. 633.

S. 29. 1 V. 584. Ich will der. Mit Recht hat Köhler den Artikel, den Tieck weggelassen, wieder hergestellt, da Kl. „nicht selten einen Vers mit dem bestimmten oder unbestimmten Art. schließt". S. Einl. — 2 V. 590 ff. Ueber das Historische s. d. Einl.

S. 30. 1 V. 601 ff. Ein hochpoetisches Bild, wenn auch die unmittelbare Verschmelzung des Persönlichen und Bildlichen sehr kühn ist. Die Rebe des Glückes (V. 597) ist zu einer Pflanze mit Zweigen und duftreichen Blüten (Glocken) (die Prinzessin selbst) geworden, die sich um seine Brust (den stützenden Baum) schlingen und ihr bis ins innerste Mark hineinwachsen soll.

S. 31. 1 V. 618. Mit eignem Aug', gewöhnlich im Plural. Ebenso V. 1670 mit großem Aug'.

S. 32. 1 V. 633. In Staub, wie V. 545 und 675, 849, 875, 900, 1386, 1857. Die Weglassung des Artikels im Akkusativ, wo eine Zusammenziehung, wie beim Dativ nicht möglich ist, wird kaum als hart zu bezeichnen sein, oder gar zu einer Aenderung („zu Boden samt dem") auffordern, wie sie Tieck beliebt hat. Ebenso: Hermannsschlacht V. 22. —

2 V. 654. Troß der Suite. Der Ausdruck Troß hier und V. 645 höchst unpassend; er bezeichnet nur die Leute, die beim Heergepäck und für dasselbe sind; wohl auch im allgemeinen geringschätzig eine ungeordnete Schar Menschen; die Suite aber, das Gefolge des Feldherrn, zu der ja auch Graf Sparren gehörte, bestand aus Offizieren hohen Rangs oder Vertrauten wie Froben.

S. 33. 1 V. 675. In Staub, s. V. 633. — 2 V. 676. So unübertrefflich diese Schilderung ist, so bleibt uns doch, wenn wir uns in die vorher (V. 640—652) beschriebene Lage denken, der Vorfall mit dem Roßwechsel in diesem Augenblick unnatürlich, ja geradezu unmöglich.

S. 34. 1 V. 693. Leicht, daß. Umschreibung für: Leicht kann der Frieden selbst erfolgen. Diese ungewöhnliche Konstruktion ist doch verständlich und durchaus nicht sprachwidrig, so daß man der Verbesserung Tiecks: Leicht mög lich daß — erfolgt entbehren kann. — 2 V. 700. So = ohnedies, mundartlicher und volkstümlicher Ausdruck. — 3 V. 705. Was = wie, mundartlich u. volkstümlich.

S. 35. 1 V. 712. Cäsar Divus u. s. w. Der Sinn ist nicht ganz klar; soll es heißen: ich steige empor zu deiner Glückshöhe, göttlicher Cäsar, oder: ich reiße deinen Stern herab, daß er nicht mehr leuchten kann? Wohl das erstere; aber das Bild ist unschön und wirkt bei lebhafter Vorstellung fast komisch. — 2 V. 722. Sagt = versichert. — 3 V. 726. Verwundet zu dem folgenden ihn, ungewöhnliche Wortstellung.

S. 36. 1 V. 728. Der Sieg ist glänzend dieses Tages, vgl. V. 145. — 2 V. 733. Tieck hat unnötigerweise Gehorsam sei in gehorchet werde geändert, vgl. V. 773. — 3 V. 735. Verwirkt, durch sein Wirken verloren. — 4 V. 736. Kriegsrecht, dem Sinn nach falsch, statt Kriegsgericht (V. 720), dem Vers zuliebe; so auch 789, 841, 860, 862, 869, 1737. — 5 V. 739. Das Wort „Prinz" in der Anrede ist in den Vers eingeschoben. Tieck hat es unnötigerweise, um den Vers herzustellen, weggelassen.

S. 37. 1 V. 756. Ein regelloser Vers, dessen Härten aber bei richtiger Deklamation auf der Bühne nicht empfunden werden. Woher das lateinische Motto: „Per aspera ad astra",

„über rauhe Pfade zu den Sternen" stammt, ist uns unbekannt; Büchmann, 12. Aufl. S. 315, weist auf den Vers 437 des „rasenden Herkules" von Seneca hin: „Non est ad astra mollis e terra via", „der Weg von der Erde zu den Sternen ist nicht eben".

S. 38. [1] V. 773. Gehorsam sein, vgl. V. 733. — [2] V. 776. Brutus. Der Vergleich paßt nicht ganz, da die Söhne des Brutus in die Verschwörung gegen die Republik verwickelt waren.

S. 39. [1] V. 786. Die Antike wird hauptsächlich von den Kunstwerken der Griechen und Römer gebraucht; durch das Bild in den vorhergehenden Versen ist die Anwendung an dieser Stelle berechtigt; es heißt: wie eine Gestalt aus der alten Welt. — [2] V. 789. Kriegsrecht, s. V. 736.

S. 40. [1] V. 795. Bringst, grammatisch richtiger brächtest.

S. 41. [1] V. 801 u. 802. Wiewohl alle Ausgaben diese beiden Verse dem Prinzen in den Mund legen und auch die Originalausgabe von 1826, ist es doch klar, daß das: Allerdings! die Antwort Hohenzollerns auf die erste Frage ist. — [2] V. 813. Dein Antlitz sieht nicht heiter statt sieht aus; seit Schlegels Shakespeare-Uebersetzung oft gebraucht, doch entw. mit dem persönl. Subjekt oder mit Auge.

S. 42. [1] V. 841. Kriegsrecht, s. V. 736.

S. 43. [1] V. 849. In Staub, s. V. 633. — [2] V. 867. Der Ausdruck erinnert an die Stelle in einem Briefe des Dichters, wo er von seinem Freunde Brokes sagt, er habe einen merkwürdigen Gefühlsblick gehabt, der ihn befähigt, die Menschen leicht zu erkennen. — [3] V. 874. eh' Adverb statt eher, vgl. V. 331. — [4] V. 875. In Staub, s. V. 633.

S. 45. [1] V. 900. In Staub, s. V. 633. — [2] V. 902. Cherubime. Kl. nimmt fälschlich, wie das früher gewöhnlich geschah, Cherubim für den Singul. statt Cherub; so auch bei Seraph und Moslem; selbst der in Wort und Vers peinlich gewissenhafte Platen sagt: es plündert Mosleminenhand ꝛc. So auch V. 1795 Seraphim'. — [3] V. 906. Im Original rechter, s. d. Anm. zu V. 524. — [4] V. 898—906. Eine von den exzentrischen Vergleichungen, die durch ihre grelle Färbung und durch die gehäufte Steigerung einen widerwärtigen Eindruck machen. Etwas mäßiger ist der Vergleich V. 712—713.

In den früheren Dramen, namentlich in „Penthesilea" versteigen sie sich bis zu Grabbe'schem Wahnsinn, z. B. zwei Bilder in „Penthesilea", Auftritt 24. 1) Penthesilea, vor der von ihr zerfleischten Leiche des Achill, wischt sich nach langer Starrheit eine Thräne ab. Die Oberpriesterin, an Prothoens Busen sinkend, ruft: „Diana! Welch eine Thräne!" Eine Priesterin antwortet:

„O eine Thräne, du Hochheilige,
Die in der Menschen Brüste schleicht
Und alle Feuerglocken der Empfindung zieht,
Und Jammer! rufet, daß das ganze
Geschlecht, das leichtbewegliche, hervor
Stürzt aus den Augen und, in Seen gesammelt,
Um die Ruine ihrer Seele weint."

2) Ende des Trauerspiels. Penthesilea hat, als die Priesterinnen befürchten, sie werde Hand an sich legen, ihre Pfeile der vertrauten Prothoe gegeben:

„Nimm alle die Geschosse zu dir hin." — —
„Denn jetzt steig' ich in meinen Busen nieder,
Gleich einem Schacht, und grabe, kalt wie Erz,
Mir ein vernichtendes Gefühl hervor.
Dies Erz, dies läutr' ich in der Glut des Jammers
Hart mir zu Stahl; tränk' es mit Gift sodann,
Heißätzendem, der Reue, durch und durch;
Trag' es der Hoffnung ewgem Ambos zu,
Und schärf' und spitz' es mir zu einem Dolch;
Und diesem Dolch jetzt reich' ich meine Brust;
So! So! So! So! Und wieder! Nun ist's gut."
(Sie fällt und stirbt.)

Geradezu empörend ist folgendes Bild („Die Familie Schroffenstein" I, 1. Jeronimus):

Laß gut sein, kann es selbst mir übersetzen.
Du meinest, weil ein seltner Fisch sich zeigt,
Der doch zum Unglück nur vom Aas sich nährt,
So schlüg' ich meine Ritterehre tot
Und hing' die Leich' an meiner Lüste Angel
Als Köder auf.

Wohl hat J. Schmidt (Einleitung S. XVIII) recht, wenn er sagt: „Wir sehen ihn auf der Bilderjagd, überall sucht er die

Natur, die Landschaft zu symbolisieren, eine geistige Beziehung zu entlocken, und wenn er Wilhelminen vorschreibt, jedes Bild so lange hin und herzuwenden, bis es allseitig erschöpft sei, so befolgt er diese Regel selbst, indem er seine Bilder zu Tode hetzt." Das zweite Bild läßt uns zugleich in erschreckender Weise erkennen, wie die bis zu dem Gedanken an den Selbstmord gesteigerte Selbstquälerei in seiner Seele wollüstig wucherte und dem Unglücklichen zuletzt die verbrecherische That im rosigen Lichte himmlischer Befreiung erscheinen ließ. — [5] V. 909. Das O ist in den Vers eingeschoben. — [6] V. 911. Vierfüßiger Vers.

S. 48. [1] V. 976. Eine Parallelstelle für die Schilderung dieser Todesfurcht findet sich schon im 15. Brief an Wilh. Bülow 203. In demselben schildert er seiner Braut wie sie im Juli 1801, nachts 11 Uhr, auf der Rheinfahrt zwischen Koblenz und Köln von furchtbarem Sturm überfallen wurden. „Die Wellen schleuderten das Schiff so gewaltig, daß es durch sein höchst gefährliches Schwanken die ganze Gesellschaft in Schrecken setzte. Jeder klammerte sich, alle andern vergessend, an einen Balken an, ich selbst, mich zu halten. — Ach, es ist nichts ekelhafter, als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigentum, das uns dann etwas wert ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nützen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch tot ist er schon, denn seine höchste Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt. Und doch — o wie unbegreiflich ist der Wille der über uns waltet! — Dieses rätselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht, von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe die nichts wert ist, wenn sie uns etwas wert ist, ein Ding wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen möchte, wie ein unverständiges Buch; sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen, es zu lieben? müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann, als oft das Dasein, und indessen mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen

nd Trinken ernähren, und die Flamme vor dem Erlöschen
üten, die ihn weder erleuchtet, noch erwärmt."

S. 49. 1 V. 990. Duftend hat das Original, und
widerwärtig es auch wirkt, paßt es doch zum leidenschaft-
chen Ausdruck der ganzen Szene und zeigt uns noch eine
pur von der Wildheit des Dichters, wie sie sich in den
üheren Dramen in dem plötzlichen Ueberspringen vom Er-
bnen zum Häßlichen kundgibt. Tieck hat sehr matt leblos
rbessert; eher ginge noch modernd. — 2 V. 1003. Nichts,
ngewöhnlich, doch ausdrucksvoller als nicht; man muß sich
nach ergänzen.

S. 50. 1 V. 1014. Erzeugt von der Mutter, öfter
e gleich darauf V. 1016 und V. 1568; auch bei andern
chriftstellern gebraucht. Schiller Braut v. M.: einen Basi-
ken hab' ich erzeugt.

S. 51. 1 V. 1058. Dem Oheim, eine grammatische
irte, wie sie der Dichter nicht scheut; ebenso 1169 ich schaudre
m Wurm zurück. Hermannsschlacht IV: „es würd' in wenig
unden dem Crassus — ein Blutgericht ergehn. Noch härter
ndaselbst: bricht Astolf hier im Ort dem Crassus los. III, 3:
us, ihrem Grenzgott, in den Staub zu knieen u. a.

S. 53. 1 V. 1083 f. Mein Herz begehrt zwar sein;
ch will ich ihn nicht u. s. w. — 2 V. 1089. Dies fleh'
dich, poetische Konstruktion für: darum fleh' ich zu dir oder
h' ich dich an. — 3 V. 1090. Mir, vertraulich = mir
liebe.

S. 54. 1 V. 1094. O dieser Fehltritt. Der Nominativ
gewiß kein Druckfehler, wie ihn Tieck in den Akkusativ ver-
ssern zu müssen glaubte. Köhler bemerkt richtig, daß beim
usruf der Nominativ stehen kann; aber wenn man die Worte
ch nicht als gesonderten Ausruf nehmen will, ist, namentlich
i Affekt, eine Anakoluthie wohl erlaubt. — 2 V. 1098. Um
e Mutter = um der Mutter willen; ähnlich mit dem
ativ V. 1122 um dieser Regung deiner Gnade. Die Mutter,
i. die Treue, wie aus V. 1100 erhellt. — 3 V. 1094—1100.
n herrliches Bild, wieder wie V. 661 ff. unmittelbare Ver-
melzung des Abstrakten (Fehltritt) mit dem Persönlichen. —
V. 1104. Die Schranke — durchbrochen (habend), harte,
ammatisch nicht zu rechtfertigende Verkürzung, doch in der

neueren poetischen Sprache nicht selten. — 5 V. 1105. Lindwurm, auch lintrache (linttrache) im Mittelhochd., eine pleonastische Zusammensetzung aus dem Althochdeutschen lint und wurm, beides Schlange, Drache bedeutend. — 6 V. 1111. sogar, wenn ich ein Tyrann wäre.

S. 55. 1 V. 1120. Das in dem Lager Vaterland man nennt. Charakteristisch für den dem Dichter noch trostlo scheinenden politischen Zustand zur Zeit der Abfassung. — 2 V. 1122. Um dieser Regung (willen), s. V. 1098. — 3 V. 1130—1137. Eine herrliche Prophezeiung des vor patriotischer Begeisterung glühenden unglücklichen Dichters kur vor seiner unseligen That kleinlicher feiger Verzweiflung. — 4 V. 1138. Kalt und öd, diese Attribute der Bindun (Bindemittels), namentlich das letztere, passen, wie J. Schmid bemerkt, nicht zu dem Bilde der Burg.

S. 56. 1 V. 1148. Die Röhren, Plural von di Röhre wird in der Schriftsprache nur noch in einigen Zu sammensetzungen, wie Luftröhre, Knochenröhre gebraucht; sonst die Rohre von das Rohr. Auch die Deklin. ist bei Kl. no schwankend, z. B. Hermannsschlacht V. 5: daß du wie Stücke Goldes sie berechnest. — 2 V. 1154. Ein Heldenherz g knickt, ein gewagtes Bild. — 3 V. 1169. Dem Wurm ungewöhnl. Dativ, s. V. 1058.

S. 57. 1 V. 1176. Mein erlauchter Herr, klin an den Ton, der im „Käthchen von Heilbronn" herrscht („me hoher Herr"), wie denn überhaupt dieser schwärmerische T auch dieses Werk, nicht nur in den Anfangs- und Schlußszene durchzieht. — 2 V. 1177. Das Nöt'g' an ihn erlasse Die Aenderung von Tieck: das Nötige erlassen, ist überflüs Solche Härten finden sich öfter, z. B. in Penthesilea, Au tritt 5: bänd'g' ich; im Amphitryon, Auftritt 2: bewill'g' ich. — 3 V. 1194. Heiducken, ein ungarisches Wort, bedeutet leic bewaffneter Fußsoldat. An den Höfen waren sie Diener, Le trabanten, Läufer und Portechaisenträger, in ihrer ungarisch Tracht, durch Größe hervorragend.

S. 59. 1 V. 1230. Sechsfüßiger Vers. — 2 V. 12 Ich mich nicht verweigern unter einem Blatte, eine prägna *Konstruktion* für ich will meinen Namen unter einem Blatte

S. 60. 1 V. 1249. Fällt nur leicht (ins Gewic

S. 61. [1] V. 1278. herab statt hinab; ebenso V. 1424; gl. V. 279 in der Klammer: herüber statt hinüber. — V. 1286 f. Von zwei Spannen diesseit der Erde ach zwei Spannen drunter, ist allerdings sehr gehraubt, aber nicht unklar, wie J. Schmidt und Siegen einen. Zwei Spannen über dem Erdboden trägt der Mensch in Haupt während der Lebensreise; ihr Ziel ist das Grab, bei Spannen unter dem Erdboden, daher will er sich jetzt uf halbem Wege, d. h. auf dem Erdboden niederlassen, wie en in der Parenthese schon steht. Eine ähnliche prägnante usdrucksweise in Hermannsschlacht V, 5, wo die Alraune auf e Frage des in der Nacht verirrten Varus, in welcher Gend er sich befinde, antwortet: Zwei Schritt vom Grab, hart ischen Nichts und Nichts.

S. 62. [1] V. 1290. Hängt es. Jul. Schmidt und iegen nehmen das Verb intransitiv und ergänzen „dem"; ich hme es trotz der grammatischen Härte, die doch nicht empfindher ist, als bei jener Auffassung, transitiv = läßt es ngen. — [2] V. 1291. Liegt's bei seiner Ferse, d. h. ausstreckt auf gleichem Niveau mit der Ferse. — [3] V. 1306. echsfüßiger Vers.

S. 63. [1] V. 1311. Vierfüßiger Vers. — [2] V. 1313 ff. iese Ausrufe übermäßigen Entzückens sollen den Schrecken kämpfen, den der Brief auf sie geübt, und zugleich den rinzen vom Nachgrübeln abhalten.

S. 66. [1] V. 1372. Mitleidlos, während V. 35 mitdsvollen steht. Da die Originalausgabe diese Schwankung t und Kl. überhaupt willkürlich mit dem s bei Zusammenungen verfährt, haben wir kein Recht, in der einen oder ndern Weise Uebereinstimmung herbeizuführen. — [2] V. 1376. m zwölften; es ist der Abend des dritten Tages nach der chlacht, also nach altem Stil des 12. Juni. — [3] V. 1386. n Staub, s. V. 633.

S. 67. [1] V. 1390. Vierfüßiger Vers. — [2] V. 1392. rnstein, wohl ein willkürlich gewählter Name; ein Ort ieses Namens findet sich nicht in der Nähe von Fehrbellin.

S. 69. [1] V. 1424. Herab statt hinab ist sprachwidrig.

S. 71. [1] V. 1456. überall wohl provinziell statt

überhaupt. — 2 V. 1465. zuletzt seltner für: am Ende, schließlich, im Grunde.

S. 73. 1 V. 1514. Peinlich, im juristischen Sinne Pein = Todesstrafe.

S. 74. 1 V. 1520. fernste, gewöhnlich: entfernteste = im entferntesten.

S. 75. 1 V. 1559. Das Sprichwort lautet etwas trivial nach dem großartigen Bild, paßt jedoch für die derb-volkstümliche Sprechweise des alten Kottwitz. — 2 V. 1566. Von der Bank fällt, wohl eine mundartliche Redewendung, wie man gewöhnlich sagt: in den Schoß fällt. — 3 V. 1567. Das Gesetz, die Mutter u. s. w., ungewöhnlich statt Vater, wohl wegen des Bildes im folgenden Relativsatze.

S. 76. 1 V. 1575. Sich schlägt nicht für kämpft. Das Reflexiv soll hier offenbar passivisch genommen werden, wird geschlagen. Das schlagen hat hier die Bedeutung von besiegen, wie V. 1577. — 2 V. 1581. In den Sternen, in der höheren, der Geisteswelt; ein Nachklang der Schwärmerei, wie sie sein „Käthchen" durchzieht. — 3 V. 1604. Wie York 1812 am 31. Dez. verwirklicht hat.

S. 77. 1 V. 1623—1625. Ein vierfüßiger, ein zweifüßiger und ein sechsfüßiger Vers.

S. 78. 1 V. 1637. tiefes, richtiger: tiefstes. — 2 V. 1638. Schlugst, nicht schlangst, wie Tieck geändert. Vgl. V. 159.

S. 79. 1 V. 1670. Mit großem Aug' statt Plural, s. V. 618.

S. 80. 1 V. 1703. Abwesend aus seiner Brust, eine kühne und harte, kaum zu billigende Verbindung.

S. 81. 1 V. 17019. Die ganze Rede ist humoristisch zu nehmen; wie sie auch Hohenzollern auffaßt. — 2 V. 1721. Dieser ganze Auftritt stempelt das Drama fast zum Lustspiel, wozu es Hans v. Wolzogen in seiner geistreichen Abhandlung zu machen bemüht war (s. Deutsche Monatshefte für Dichtkunst und Kritik, herausgeg. v. Oskar Blumenthal, 2 Bd., 1875, Heft 1 u. 2: Ueber Kleists Prinzen Friedrich von Homburg). — 3 V. 1734. Eurer, grammatisch richtig Euer.

S. 83. 1 V. 1779. Gustav Karl ist Karl XI. Gustav. Die Namen sind dem Vers zuliebe versetzt.

S. 84. 1 V. 1786. Mißglück, neue, nicht ungeschickte

Wortbildung; dieser harte Widerspruch gegen den geschichtlichen Verlauf, selbst wie ihn das Drama darstellt, ist im Hinblick auf den eben errungenen glorreichen Sieg, allzu kühn und unnatürlich. — [2] V. 1795. Seraphim', wie oben V. 902 Cherubime.

S. 86. [1] V. 1829. Reminiszenz an Klopstocks Ode: An Fanny: „Dann, o Unsterblichkeit, gehörst du ganz uns." — [2] V. 1833. Schwingt (sich) intransitiv, wie Hermannsschlacht IV, 3: nachzuschwingen. — [3] V. 1838. Liegt Nebel alles = wie Nebel, ungewöhnlich. — [4] V. 1838. Die hochfliegenden Gedanken und phantastischen Bilder dieses Monologs kehren in erschütternder Weise in dem Briefe wieder, den die beiden Unglücklichen unmittelbar vor ihrem eigenmächtigen Scheiden in scheinbar heiterster Stimmung an die Frau Müllers schrieben. Der Brief schließt: „Leben Sie wohl, unsre liebe, liebe Freundin, und seien Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich ist, recht glücklich! Wir, unsrerseits, wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln." Ebenso finden wir in der nicht mit Unrecht vielfach getadelten Szene bei der Kurfürstin, (III, 5), namentlich V. 1021—1051 mit zum Teil wörtlichen Anklängen den Ton der Briefe wieder, in denen er, am Dichterberuf verzweifelnd und mit Todesgedanken sich tragend, seiner Braut den Entschluß kund gibt, Landmann zu werden, und in Geßnerischer Schönfärberei das Landleben preist. (Bülow Br. 12 zu Ende; Br. 18 und besonders Br. 19.)

Anhang.

Die folgenden patriotischen Gedichte aus den Jahren 1809—11 verdienen, gleich denen Körners, Schenkendorfs und Arndts im Herzen der deutschen Jugend fortzuleben.

Germania an ihre Kinder.

1.

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Aun,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oderthal bebaun,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost- und Nordsee her:

Chor.

Horchet! Durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

2.

Deutsche, mut'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,
In den Schoß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Kohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!

Chor.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab
Strömt ins Thal der Schlacht hinab!

3.

Wie der Schnee aus Felsenrissen,
Wie auf ew'ger Alpen Höhn
Unter Frühlings heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher gehn; —
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg hallt donnernd wieder,
Fluren sind ein Ozean —:

Chor.

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Ueber diese Franken her.

4.

Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegen zeucht;
Der Gelehrte, der auf Flügeln
Der Geſtirne Saum erreicht;
Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Fluren niedermäht;
Und vom Fels herab der Ritter,
Der, ſein Cherub, auf ihm ſteht —:

Chor.

Wer in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutſcher Mann,
Schließe dieſem Kampf ſich an.

5.

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verſchmähten,
Gebet ihn den Fiſchen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, geſtäuft[1] von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze ſein!

Chor.

Eine Luſtjagd, wenn die Schützen
Auf die Spur dem Wolfe ſitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

---

[1] geſtäuft = geſtaut, vom mittelhochdeutſchen stöuwen.

6.

Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt;
Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenstern blinkt;
Nicht das Weib, das mit Gewimmer
Ihrem Todeskuß erliegt
Und zum Sohn beim Morgenschimmer
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

Chor.

Das Geschehne sei vergessen!
Reue mög' euch ewig pressen!
Höhrem als der Erde Gut
Schwillt an diesem Tag das Blut.

7.

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Ueber unsern Nacken legt;
Schutz den Tempeln vor Verheerung;
Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung;
Gift und Dolch der Afterbrut!

Chor.

Frei auf deutschem Grunde walten
Laßt uns nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens selbst uns freun,
Oder unser Grab ihn sein!

An den König von Preußen.

(Zur Feier seines Einzugs in Berlin.)

Was blickst du doch zu Boden schweigend nieder,
Durch ein Portal siegprangend eingeführt?
Du wendest dich, begrüßt vom Schall der Lieder,
Und deine starke Brust sie scheint gerührt.
Blick auf, o Herr! Du kehrst als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Cäsar triumphiert:
Ihm ist die Schar der Götter zugefallen,
Jedoch den Menschen hast du wohlgefallen.

Du hast ihn treu, den Kampf, als Held getragen,
Dem du um nicht'gen Ruhm dich nicht geweiht.
Du hättest noch in den Entscheidungstagen
Der höchsten Friedensopfer keins gescheut.
Die schönste Tugend (laß es kühn mich sagen)
Hat mit dem Glück des Krieges dich entzweit:
Du brauchtest Wahrheit weniger zu lieben,
Und Sieger wärst du auf dem Schlachtfeld blieben.

Laß denn zerknickt die Saat von Waffenstürmen,
Die Hütten laß ein Raub der Flammen sein!
Du hast die Brust geboten, sie zu schirmen;
Dem Lethe wollen wir die Asche weihn.
Und müßt' auch selbst noch auf der Hauptstadt Türmen
Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneu'n:
Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für bessre Güter in den Staub zu sinken.

6.

Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt;
Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenstern blinkt;
Nicht das Weib, das mit Gewimmer
Ihrem Todeskuß erliegt
Und zum Sohn beim Morgenschimmer
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

Chor.

Das Geschehne sei vergessen!
Reue mög' euch ewig pressen!
Höhrem als der Erde Gut
Schwillt an diesem Tag das Blut.

7.

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Ueber unsern Nacken legt;
Schutz den Tempeln vor Verheerung;
Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung;
Gift und Dolch der Afterbrut!

Chor.

Frei auf deutschem Grunde walten
Laßt uns nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens selbst uns freun,
Oder unser Grab ihn sein!

An den König von Preußen.

(Zur Feier seines Einzugs in Berlin.)

Was blickst du doch zu Boden schweigend nieder,
Durch ein Portal siegprangend eingeführt?
Du wendest dich, begrüßt vom Schall der Lieder,
Und deine starke Brust sie scheint gerührt.
Blick auf, o Herr! Du kehrst als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Cäsar triumphiert:
Ihm ist die Schar der Götter zugefallen,
Jedoch den Menschen hast du wohlgefallen.

Du hast ihn treu, den Kampf, als Held getragen,
Dem du um nicht'gen Ruhm dich nicht geweiht.
Du hättest noch in den Entscheidungstagen
Der höchsten Friedensopfer keins gescheut.
Die schönste Tugend (laß es kühn mich sagen)
Hat mit dem Glück des Krieges dich entzweit:
Du brauchtest Wahrheit weniger zu lieben,
Und Sieger wärst du auf dem Schlachtfeld blieben.

Laß denn zerknickt die Saat von Waffenstürmen,
Die Hütten laß ein Raub der Flammen sein!
Du hast die Brust geboten, sie zu schirmen;
Dem Lethe wollen wir die Asche weihn.
Und müßt' auch selbst noch auf der Hauptstadt Türmen
Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneu'n:
Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für bessre Güter in den Staub zu sinken.

An die Königin Luise von Preußen.

Zur Feier ihres Geburtstages den 10. März 1810.

Du, die das Unglück mit der Grazie Schritten
Auf jungen Schultern herrlich jüngsthin trug,
Wie wunderbar ist meine Brust verwirrt
In diesem Augenblick, da ich auf Knieen,
Um dich zu segnen, vor dir niedersinke!
Ich soll dir ungetrübte Tag' erflehn,
Dir, die, der hohen Himmelssonne gleich,
In voller Pracht und Herrlichkeit erst strahlt,
Wenn sie durch finstre Wetterwolken bricht.
O du, die aus dem Kampf empörter Zeit
Die einz'ge Siegerin hervorgegangen,
Was für ein Wort, dein würdig, sag' ich dir?
So zieht ein Cherub mit gespreizten Flügeln
Zur Nachtzeit durch die Luft, und auf den Rücken
Geworfen staunen ihn, von Glanz geblendet,
Der Welt betroffene Geschlechter an.
Wir alle mögen, hoch und niedere,
Von der Ruine unsres Glücks umgeben,
Gebeugt von Schmerz, die Himmlischen verklagen;
Doch du, Erhabene, du darfst es nicht!
Denn eine Glorie in jenen Nächten
Umglänzte deine Stirn, von der die Welt
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt:
Wir sahn dich Anmut endlos niederregnen;
Daß du so groß als schön warst, war uns fremd.
Viel Blumen blühen in dem Schoß der Deinen
Noch deinem Gurt zum Strauß, und du bist's wert;
Doch eine schönre Palm' erringst du nicht!

Und würde dir durch einen Schluß der Zeiten
Die Krone auch der Welt: die goldenste,
Die dich zur Königin der Erde macht,
Hat still die Tugend schon dir aufgedrückt.
Sei lange, Teure, noch des Landes Stolz
Durch frohe Jahre, wie durch frohe Jahre
Du seine Lust und sein Entzücken warst!

Anm. Auf dieses Gedicht bezieht sich Kleists Aeußerung in dem Briefe an seine Schwester (s. d. Einl. S. LV); aus ihm entstand das hier folgende Sonett. Das Gedicht ist zum erstenmal in der Hempelschen Ausgabe von Kleists Werken wieder abgedruckt; es fand sich in den „Musen" von 1812, aus H. v. Kleists Nachlaß.

An die Königin von Preußen.

Sonett.

Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still deine Brust verschlossen, was sie litt;
Wie du das Unglück mit der Grazie Tritt
Auf jungen Schultern herrlich hast getragen;

Wie von des Kriegs zerriß'nem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schar der Männer zu dir schritt;
Wie trotz der Wunde, die dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sah'n dich Anmut endlos niederregnen;
Wie groß du warst, das ahneten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!

Das letzte Lied

(nach dem Griechischen, aus dem Zeitalter Philipps von Makedonien). [1]

Fernab am Horizont auf Felsenrissen
Liegt der gewitterschwarze Krieg getürmt;
Die Blitze zucken schon, die ungewissen,
Der Wandrer sucht das Laubdach, das ihn schirmt;
Und wie ein Strom, geschwellt von Regengüssen,
Aus seines Ufers Bette heulend stürmt,
Kommt das Verderben mit entbundnen Wogen
Auf alles, was besteht, herangezogen.

Der alten Staaten graues Prachtgerüste
Sinkt donnernd ein, von ihm hinweggespült,
Wie auf der Heide Grund ein Wurmgeniste
Von einem Knaben scharrend weggewühlt;
Und wo das Leben um der Menschen Brüste
In tausend Lichtern jauchzend hat gespielt,
Ist es so lautlos jetzt, wie in den Reichen,
Durch die die Wellen des Cocytus schleichen.

Und ein Geschlecht, von düsterm Haar umflogen,
Tritt aus der Nacht, das keinen Namen führt,
Das wie ein Hirngespinst der Mythologen
Hervor aus der Erschlagnen Knochen stiert;
Das ist geboren nicht und nicht erzogen
Vom alten, das im deutschen Land regiert;
Das läßt in Tönen, wie der Nord an Strömen,
Wenn er im Schilfrohr seufzet, sich vernehmen.

---

[1] Offenbar nur zur Bezeichnung der gleichen Lage, in der sich die Griechen zur Zeit des Demosthenes befanden; vielleicht auch, wie Wilbrandt vermutet, um das Gedicht unter den damaligen Zeitverhältnissen druckfähig zu machen.

Und du, o Lied, voll unnennbarer Wonnen,
Das das Gefühl so wunderbar erhebt;
Das, einer Himmelsurne wie entronnen,
Zu den entzückten Ohren niederschwebt;
Bei dessen Klang empor ins Reich der Sonnen
Von allen Banden frei die Seele strebt:
Dich trifft der Todespfeil! die Parzen winken,
Und stumm ins Grab mußt du daniedersinken.

Ein Götterkind, bekränzt im Jugendreigen,
Wirst du nicht mehr von Land zu Lande ziehn;
Nicht mehr in unsre Tänze niedersteigen,
Nicht hochrot mehr bei unserm Mahl erglühn.
Und nur, wo einsam unter Tannenzweigen
Zu Leichensteinen stille Pfade ziehn,
Wird Wanderern, die bei den Toten leben,
Ein Schatten deiner Schön' entgegenschweben.

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor;
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr.
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht von Thor zu Thor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden
Und legt die Leier thränend aus den Händen.

Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege.[1]

In einem bei Jena liegenden Dorf erzählte mir auf einer Reise nach Frankfurt der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt hätte, und versicherte mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der That waren. Dieser Kerl, sprach der Wirt, sprengte, ganz mit Staub bedeckt, vor meinen Gasthof und rief: Herr Wirt! und da ich fragte: Was gibt's? Ein Glas Branntwein!! antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft: mich dürstet! Gott im Himmel! sag' ich, und will er machen, Freund, daß er wegkommt? Die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf! — Ei was! spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt; ich habe den ganzen Tag nichts genossen. — Nun, er ist, glaub' ich, vom Satan besessen. He, Liese! rief ich, und schaff' ihm eine Flasche Danziger herbei und sage: da! und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite. Ach was! spricht er, indem er die Flasche wegstößt und sich den Hut abnimmt: Wo soll ich mit dem Quark hin? Und: Schenk' er ein! spricht er, indem er sich

---

[1] Wir geben diese Erzählung als ein kleines Meisterstück darstellender Prosa.

den Schweiß von der Stirn abtrocknet; denn ich habe keine Zeit. — Nun, er ist ein Kind des Todes! sage ich. Da! sag' ich und schenk' ihm ein: da! trink' Er und reit' Er! Wohl mag's ihm bekommen! — Noch eins! spricht der Kerl, während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: Noch eins! plagt ihn — —? Noch eins! spricht er und streckt mir das Glas hin; und gut gemessen! spricht er, indem er sich den Bart wischt und sich vom Pferde herab schneuzt: denn es wird bar bezahlt. — Ei, mein Seel! So wollt' ich doch, daß ihr — — Da! sage ich und schenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und schenk' ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: Ist er nun zufrieden? — Ach! schüttelt sich der Kerl: der Schnaps ist gut! Na! spricht er und setzt sich den Hut auf: Was bin ich schuldig? — Nichts, nichts! versetz' ich: Pack' Er sich ins Teufelsnamen! die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf! — Na! sagt er, indem er in seinen Stiefel greift: so soll's ihm Gott lohnen! Und holt aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: Schaff' er mir Feuer! — Feuer? sag' ich; plagt ihn — —? Feuer, ja! spricht er: denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen! — Ei, den Kerl reiten Legionen — —! He, Liese! ruf' ich das Mädchen, und während der Kerl sich die Pfeife stopft, schafft die Magd ihm Feuer. — Na! sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmaucht, im Maul: nun sollen doch die Franzosen die Schwerenot kriegen! Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder. Ein Mordkerl! sag' ich: ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will er sich ins Henkers Namen scheren, wo er hin gehört? Drei Chasseurs — sieht er

Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege.[1]

In einem bei Jena liegenden Dorf erzählte mir auf einer Reise nach Frankfurt der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt hätte, und versicherte mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der That waren. Dieser Kerl, sprach der Wirt, sprengte, ganz mit Staub bedeckt, vor meinen Gasthof und rief: Herr Wirt! und da ich fragte: Was gibt's? Ein Glas Branntwein!! antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft: mich dürstet! Gott im Himmel! sag' ich, und will er machen, Freund, daß er wegkommt? Die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf! — Ei was! spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt; ich habe den ganzen Tag nichts genossen. — Nun, er ist, glaub' ich, vom Satan besessen. He, Liese! rief ich, und schaff' ihm eine Flasche Danziger herbei und sage: da! und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite. Ach was! spricht er, indem er die Flasche wegstößt und sich den Hut abnimmt: Wo soll ich mit dem Quark hin? Und: Schenk' er ein! spricht er, indem er sich

---

[1] Wir geben diese Erzählung als ein kleines Meisterstück darstellender Prosa.

den Schweiß von der Stirn abtrocknet; denn ich habe keine Zeit. — Nun, er ist ein Kind des Todes! sage ich. Da! sag' ich und schenk' ihm ein: da! trink' Er und reit' Er! Wohl mag's ihm bekommen! — Noch eins! spricht der Kerl, während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: Noch eins! plagt ihn —,—? Noch eins! spricht er und streckt mir das Glas hin; und gut gemessen! spricht er, indem er sich den Bart wischt und sich vom Pferde herab schneuzt: denn es wird bar bezahlt. — Ei, mein Seel! So wollt' ich doch, daß ihr — — Da! sage ich und schenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und schenk' ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: Ist er nun zufrieden? — Ach! schüttelt sich der Kerl: der Schnaps ist gut! Na! spricht er und setzt sich den Hut auf: Was bin ich schuldig? — Nichts, nichts! versetz' ich: Pack' Er sich ins Teufelsnamen! die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf! — Na! sagt er, indem er in seinen Stiefel greift: so soll's ihm Gott lohnen! Und holt aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: Schaff' er mir Feuer! — Feuer? sag' ich; plagt ihn — —? Feuer, ja! spricht er: denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen! — Ei, den Kerl reiten Legionen — —! He, Liese! ruf' ich das Mädchen, und während der Kerl sich die Pfeife stopft, schafft die Magd ihm Feuer. — Na! sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmaucht, im Maul: nun sollen doch die Franzosen die Schwerenot kriegen! Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder. Ein Mordkerl! sag' ich: ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will er sich ins Henkers Namen scheren, wo er hin gehört? Drei Chasseurs — sieht er

nicht? halten ja schon am Thore! — Ei was! spricht er, indem er ausspuckt, und faßt die drei Kerls blitzend ins Auge; wenn ihrer zehn wären, ich fürcht' mich nicht! Und in dem Augenblick reiten auch die drei Franzosen schon ins Dorf. Bassa Manelka! ruft der Kerl und gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein, sprengt, so wahr Gott lebt! auf sie ein und greift sie, als ob er das ganze Hohenlohe'sche Korps hinter sich hätte, an, dergestalt, daß, da die Chasseurs, ungewiß, ob nicht noch mehr Deutsche im Dorf sein mögen, einen Augenblick, wider ihre Gewohnheit, stutzen, er, mein Seel', ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platze herumlaufen, aufgreift, damit bei mir vorbeisprengt, und: Bassa Teremtetem! ruft und: Sieht er wohl, Herr Wirt! und: Adies! und: Auf Wiedersehn! und: Hoho, hoho, hoho! —

So einen Kerl, sprach der Wirt, hab' ich zeit meines Lebens nicht gesehen! —